


Princeton University Library
32101 066118256


VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI SUB NUMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Germania.

Enthaltend

[illegible]

[illegible]

Von der Berlinischen Gesellschaft

für

Deutsche Sprache

und

Alterthumskunde.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Vierter Band.

[illegible]

Berlin, [illegible]

[illegible]

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Dritter Band.

Mit Beiträgen von Burmeister, Dronke, v. Gruber, Höfer, Lütcke, Riedel, San-Marte, Uhden, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Nebst Abbildungen von zwei Nibelungenhandschriften.

Berlin, 1839.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Dritter Band.

Mit Beiträgen von Burmeister, Dronke, v. Gruber, Höfer, Lütcke, Riedel, San-Marte, Uhden, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.
Nebst Abbildungen von zwei Nibelungenhandschriften.

Berlin, 1839.
Verlag von Hermann Schultze.

I.

Nibelungen.

Neunzehnte Handschrift.

Bl. 1, S. a, Sp. 1.

des libes vn̄ der eren ia dûnchet ez mich gůt.
als ich mich versinne si sint zornich gemůt.

Vn̄ sint oûch zenbrusten sumeliche also wít.
swer sin selbes hûtte der tů daz enzit.
ich wen si under siden die liehten brúnne tragen.
wen si da míte meinen daz chan ich níemen gesagen.

Do sprach in zornes mûte hagen der kûne man.
ich weiz wol daz ez allez vf mich ist getan.
daz si díu liehten waffen tragent in der hant.
vôr in mohte ich geriten noch in burgunden lant.

Nv saget mir fríunt volker welt ir mir gestan.
ob mit mir wellent striten die chriemhilde man.
daz lat ir mich horen als liep ich iv si.
ich wôn iv immer mer mit díenste getriwelichen bi.

Ich hilf iv sicherlichen sprach der spileman.
ob ich iv saehe selbe den chunic gan.
mit allen sinen reken die wil ich leben můz.
so entwichet iv durch vórhte nímmer min vůz.

Nv lon iv got von himel edel volker.
ob si mit mir stritent wés bedarf ich mer.
sit ir mir welt helfen als ich han uernomen.
so suln dise reken uil gewerlichen chomen.

Nv sten wir von dem sedele sprach der spilman.
ez ist ein chuneginne vñ lan si vúr gan.
bíetet ir die ere si ist dòch ein edel wip.
da mit ist doch getívret vnser ietweders lip.

Neín durch míne liebe sprach do hagene.
so wolten sich uersinnen dise degene.
daz ichz durch vorhte tǽete solt ich hine gen.
ich wil durch ir deheinen nímmer von dem gesidele stên.

Ja zímt vns beiden zware wir lazen daz.
zwíu solt ich den eren der mir ist gehaz.
daz getûn ich nímmer die wil ich han den lip.
ouch enrûch ich wie daz nidet des chunic ezelen wip.

Der vbermûte hagene leíte vber sínív bein.
eín uil líehtez waffen vz des chnopfe schein.
eín uil líehter iaspis gruner danne ein gras.
wol erchandez chriemhilt daz ez sifrides was.

Do si daz swert erchande do gie si trûrens not.
daz gehelze daz was guldin[1]) (div scheid ein port rot.
Ez ermant si ir leide. weinen si began.
Ich wæn ez het) darvmbe der chûne hagen getan.

Sp. 2.

Volker der snelle zòch naher vf der bank.
einen videlbogen starken michel vñ lank.
gelich eíme swerte uil scharph vñ breit.
do sazen unervorhte die degen chûne vñ gemeit.

Nv duhten sich so here die zwene kûne man.
daz si niht wolten von dem gesidele stan.
durch niemans vorhte des gie in an den vr̊z.
díu edel chunegínne si bot in vintlichen grûz.

---

[1]) Es sind zwei Zeilen weggeschnitten.

Si sprach nv saget her hagene wer hat nach iv gesant.
daz ir getorstet riten her in ditze lant.
vñ ir doch wol wizet waz ir mir habt getan.
hetet ir gute sinne ihr hetez billichen lan.

Nach mir sande niemen sprach do hagene.
man ladet her zelande drie degene.
die heizent mine herren wan ich bin ir man.
deheiner houe reise bin ich in selten ab gegan.

Si sprach nv saget mir mere zwiu tatet ir daz.
daz ir daz uerdiente daz ich iv bin gehaz.
ir slůget sifriden den minen lieben man.
des ich vnz an min ende genůk zeweinen han.

Er sprach waz sol des mere der rede ist nv genůk.
ich binz et auer hagene der sifriden slůk.
den helt vz niderlande wie ser er des engalt.
daz diu frowe chriemhilt die schônen *brunhilden* schalt.

Ez ist et ane *lôugen chuneginne rich.*
ich han *es* alles schůlde den schaden schadelich.
nv rechez swer der welle wip oder man.
ich welle danne liegen ich han iv leides uil getan.

Si sprach daz hôrt ir herren daz er mir lougent niht.
aller miner leide swaz im da von geschiht.
daz ist mir uil vnmaere ir ezelen man.
die vbermůten reken einander sahen an.

Swer den strit nv hube so wer da geschehn.
daz man den zwein reken der eren muse iehn.
wande siz instůrme heten dieche wol getan.
des sich iene vermazen daz musen si durch vorhte lan.

Do sprach einer der reken wes sehet ir mich an.
daz ich iv ê da lobte des[1]) (wil ich ab gan.
Jch wil durch kein gabe. verliesen den lip.
Ja wil vns ver)leiten[2]) de(z kvng Etzeln wip.)

---

[1]) Es fehlen wieder zwei Zeilen.
[2]) Sp. 3. Anfang der abgeschnittenen Zeilen.

Do sprach (da bi ein ander. dez selbē. hā)
ich mût (. Der mir gæb tvrn. von ro)
tem gol(de gût. Disen fidellær. den)
wolt i(ch niht bistan. Durch sin swinde)
blike d(ie ich an im ersehn hā.)

Ouch erc(kenne ich Hagē. von sinen)
iûngen (tagen. Dc mā von dē helde.)
mach (wol mær sagen. In)
zweînt (vn zweinzig stvrmē. hā ich in gesehn.)
da von (vil mang^{s} frawē. ist h^{s}zen)
leide ge(schehen.)

Er vn̄ d(ie von spane. slûgen wunden wit.)
da si h (bi Etzil vahten. mangē herten strit.)
ze eren (dem kvng. dez ist vil geschehen.)
dar un (von mv̊z man Hagen. der eren)
billiche (iehen.)

Danno(ch waz der recke. siner iar ein)
chin(t. daz do die ivngen ware. wi)
gris d(i nv sint. Nu ist er comē ze)
witzen (. vn̄ ist ein grulih man. Och)
treit e(r Palmvngē. den er vil vbil gewan.)

Da mit (waz ez gescheidē. daz da nimen)
streît (. Do waz der kvnginne. vnmaz)
lichen (leit. Die helde kerten dannā.)
sie vor(hten den tot. Vor dem Fidellære. dez)
gie si (wærlichen not.)

Do sprac(h der Fidellær. wir han dc)
wol e(rsehn. Daz wir hie vinde fvndē.)
als w(ir .e. hortē iehn. Nv sul wir zû den kvngē. hinz hof
gen. So getar vnser herren.)
mit s(trit nieme bistan.)
den cl[1])
Wie dik (ein man durh forht. mangi)
dinch (v^{s}lat. Swa so frivnt bi frivnde.)

[1]) Hier scheint die Handschrift von allen übrigen Hdſ. abgewichen zu sein.

friun(tlichen stat. Vn̄ hat er gůt sinne.)
daz e(r sin niht tv̊t. Schad vil manges)
mann(es. wirt mit sinnē wol bihůt.)

Nv wil (ich iv uolgen. sprach do Hagene.)
si gieu(gen da si fvnden. zier degene.)
in groz(zem antfange. an dem hof stan.)
volker (der cv̇ne. vil lut er sprechen)
began.

Er sp(rach zesinen herrē. wie lang)
we(lt ir stan. Daz ir ivch lat dringen.)
ir sult (zehof gan. Vn̄ hȯrt an dem kv)
nige v(vi er si gemůt. Do sah man sich)
gesellen (. di helde cv̇n vn̄ gůt.)

Der vu(rste von Bern[1]). der nam an sin hant.)
gunth(er den richen. von Burgvnde)
lant. (Iremfrit nam Gernot. den vil tvnen man.
Do sah man Rv̊dger. *ze hof nah Giselhᵉen* gan.

Bl. 1, S. b, Sp. 1.
Swie sich gesellet iemen. oder ze) houe gie. uolker[2])
vn̄ Hagen. geschieden sich) nie. niwan in
(dem stvrme. an ir endes zit.) daz můsen
(edel frawē. beweinen groz)lichen sit.

(Do sah man mit den kvngen) hinze hȯue
(gan. Ir edeln ingesindes. tusen)t chůner
(man. Dar uber sehzig reckē. die) sach man[3])
(mit in comen. Die het in si)me lande
(der cv̇n Hagen genomen.

Hawart vn̄ Irinc. die zw)ene chůne
(man. Sah man gesell)ekliche bi dem
(kvngen gan. Dancwart vn̄) wolfhart die
(tivrlichen degen. die sah m)an wol ir
(tugēde. vor den andᵉn p)hlegen.

---

1) Die Berliner Hdſ. ſetzt: Von Bern der furste.
2) Schluß der weggeſchnittenen Zeilen.
3) Die Berliner Hdſ. lieſt: die waren mit.

(Do der Vogt vom Rine. in den P)alas gie. ezel
(der riche. nit lang^{s} daz en)lie. er sprank
(von dem sedel. als er in co)men sach. ein
(grůz so reht schȯn. ich wæn vō)in chunigen
(iemer geshach.

Sit willecom h^{c} Gvnth^{c}) vñ oůch her
(Gernot. vñ ivr brůd^{c}) giselher
(. min dienst ich iv enbot. Mit t)riwen wille
(clichen. ze Worms vber Rin.) ir vñ allez
(ivr gesinde. sult mir groz w(illechomē sin.

(Nv sit vns auch vil willecom)en ir zwên
(degene. Volker der cvne. vñ) ouch her
(Hagene. Mir vñ och der kvngin)ne her in
(ditze lant. Si hat iv mangen) boten[1]) hinze
(Rine gesant.

Do sprach von Troni Hagē. d)es han ich
(vil vernomē. wær ich durch) mine herrē
(zen Hvnē her nit comen. So w)er ich iv
(ze eren. geriten in daz lan)t. do nam
(d^{c} wirt vil edel. die lieben) geste bi der
(hant.

Er braht si zem sedel. da) er ie selbe
(saz. Do schanct man den) gesten mit
(vliz tet mā daz. In witen) golt schalen
(met moras vñ win. Vñ bat di) ellenden
(got willecomen sin.

Do sprach der kvnc Etzil. dez) wil ich iv
(v^{c}iehen. Mir cvnd in dirre we)lde nimmer
(lieber nit geschehen. Dannoch a)n iv helden
(. daz ir mir sit comen. Dez i)st der chůne
(ginne. michel trvren benomen.

Mich nimt michel wnd^{c}.) waz ich iv
(hab getan. So mangen gast edel)en den ich ge
(wnnen han. Daz ir nie ger)ůchet chomen

1) Die Berliner Hdſ. ſetzt richtiger boten mangen.

(in min lant. Daz ich ivch hie) gesehn han
(dc ist zefrãdẽ mir gewa)nt.[1])

Sp. 2.

(Dez antwrt Rudger. ein ritter hohgemût.
Ir mugt si sehn gern. ivr) triwe diu ist gût.
vñ miner frowen mage chunnen wol triwen phlegen.
si bringent iv zehûse manigen herlichen degen.

An dem sunewende abent die herren waren chomen.
in ezelen hôf des richen uil selten ist uernomen.
von also grozzem grûze als er die helde enphie.
nv was ouch ezens zite der chunic mit in zetische gie.

Ein wirt mit sinen gesten schoner nie gesaz.
man gab in volleklichen trinken vñ az.
alles dessi gerten des was in bereit.
man hete von den helden michel wunder geseit.[2])

Der tak der het ende vñ nahent diu naht.
die wege muden geste ir sorge si ane vaht.
wan si solten rûwen vñ an ir bette gan.
daz bereite hagene ez wart in schiere chûnt getan.

Gunther sprach zem wirte got laze ivch wol geleben.
wir wellen varen slaffen ir sult vns vrlôup geben.
ob ir gebietet so chom wir morgen vrû.
er schiet von sinen gesten uil harte urolichen dv̂.

Dringen allenthalben man do die geste sach.
volker der chûne zv̂ den hûnen sprach.
wie geturret ir den reken vûr die vuze gan.
welt ir iuch sin niht miden so wirt iv leide getan.

So slahe ich etelichem einen gygen slac.
hat er getriwen iemen daz erz beweinen mac.
wan wichet ir uns reken ia dunket ez mich gût.
ez heizent allez degene vñ sint geliche niht gemût.

---

[1]) Es fehlen wiederum zwei weggeschnittene Zeilen.

[2]) Die aus der Hohenems-Laßbergischen Hdſ. eingerückten Zeilen 7293—7304 fehlen hier, sammt der Ueberschrift, welche letzte die Berliner Hdſ. vor 7289 setzt.

Do der uidelaere so zornklichen sprach.
hagen der chûne hinder sich do sach.
er sprach iv redet rehte der chune spilman.
ir degen chriemhilte ir sult zenherbergen gan.

Des ir da habet willen ich wen ez iemen tv̊.
welt ir ihtes begínnen so choment morgen vrů.
vñ lat uns ellenden hint haben gemach.
ia wen ez von helden mit solhem willen ie geschach.

Do brahte man die geste in einen witen sal.
den vunden si berihtet schône uber al.
mit richen betten lank vñ breit.
in riet díu frowe chriemhilt díu uil grozlichen[1] (leit.

Sp. 3.

Vil mangē golt[s] spæhē. vñ matreiz) man do sach.
von uil liehtem phelle vñ manik schône bette dach.
die arabŷschen siden die beste mohten sin.
dar uffe lagen listen die gaben herlichen schin.

Div deklachen hermin uil manigiv man do sach.
vñ von swarzem zobele dar under si ir gemach.
des nahtes schaffen wolden vnz an den liehten tak.
ein chunic mit sinem gesinde nie herlicher gelak.

O we der naht selde sprach giselher daz chint.
vñ ouch míner friunde die mit uns chomen sint.
swie ez doch mín swester mir harte wol erbot.
ich vurhte daz wir mvzen von ir schûlden ligen tot.

Nv lat iwer sorgen sprach hagen der degen.
ich wil hint selbe der schilt wache phlegen.
ich trowe ivch wol behûtten vnz vns chv̊met der tak.
des sit gar an angest so genese danne der der mak.

Nv nigen si im alle vñ seîten im des dank.
si giengen zv den betten díu wile was niht lank.

1) Es fehlen wieder zwei weggeschnittene Zeilen.

daz sich geleit heten die waetlichen man.
hagen der chûne sich waffen began.

Do sprach der uidelaere volker der kûne degen.
versmahet ez iv niht her hagen ich wil mit iv phlegen.
der schiltwâche hínt vnz morgen vrů.
der helt uil minneklichen dankte volkern dͮ.

Nv lon iv got von himel uil edel uolker.
zallen mínen sorgen bedarf ich nihtes mer.
níwan íuch aleíne swa ich hete not.
ich sol ez wol uerdíenen mich enwende sin der tot.

Do waffenten si sich beide in liehtez ir gewant.
do nam ir ietweder den schilt an die hant.
vn̄ giengen v̊z dem hûse vur die tûr stan.
do huten si der geste daz was mit triwen getan.[1])

Vnder die tûr des hûses saz er vf den steín.
chuner uidelaere wart nie deheín.
do im der seíten done so suze do erchlanc.
die stolzen ellenden die seiten volkeren dank.

Do klungen sine seíten daz al daz hv̊s erdoz.
sin ellen zvder vůge díu warn beidiu groz.
sûze vn̄ senfte uideln er began.
do entswebet er an dem bette manigen sorgenden man.

Do si entslaffen waren vn̄ er daz ervant.[2])

* * * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * * *

Bl. 2, S. a (stellenweise verwischt), Sp. 1.

(vn̄ heizt mir) gewinnen min lieht wik gewant.
ich wil selbe uragen die helde vz burgunden lant.

Do sprach meíster hiltebrant wer sol zv iv gan.
swaz ir habet der lebenden die seht ir bi iv stan.
daz bin ich alters eíne die andern di sint tot.
do erschrak er dirre maere des gie in waerlichen not.

---

[1]) Hier fehlt eine Stanze, Z. 7365—68, wie in der Berliner Hdſ.
[2]) Schluß der 3. Sp. und des 1. Blattes.

Wan er leit so grozez zer werde nie (ge)wan.
er sprach vil sint erstorben alle mine man.
so hat mín got uergezen ich armer dietrich.
ich was ein chunic here gewaltik vñ rich.

Wie chundez sich gevûgen sprach aber dietrich.
dasse alle sint erstorben die reken lobelich.
von den strit muden die doch heten not.
wan durch min vngeluke in waere fromde der tot.

Sit min vngeluke sin (ni)ht wolte (enbern.)
so saget mir ist der geste (deheiner noch) genern.
do sprach meister hil(prant) weiz got nieman (mer.)
(ni) wan ha(gen allei)ne vñ gunther der chunic her.

O we uil lieber wolfhart sol ich dich han uerlorn.
so mak mich balde riwen daz ich ie wart geborn.
sigestap vñ wulfwin vñ ouch wolfprant.
wer sol min danne huten in der amelunge lant.

Helfrich der chune vñ ist mir der erslagen.
gerbart vñ witschart wie solt ich die uerklagen.
daz ist an meinen frouden mir der leste tak.
ôwe daz vor leide niemen sterben mak.

Do suhte der herre Dietrich selbe sin gewant.
im half daz er sich waffent meister hiltebrant.
do klaget also se(r.) der kreftige man.
daz daz hûs erd(ie)zen von siner stimme began.

Do gewan er widere rehten mannes mût.
in grimme wart gewaffent do der helt gût.
einen schilt uil uesten nam er an die hant.
si giengen beide dannen er vñ meister hiltebrant.

Do sprach von tronye hagene ich sihe dort her gan.
den herren dietrichen der wil uns bestan.
nach sinem herzenleide daz im ist geschehn.
man sol híute kiesen wem man des besten sule sehn.[1])

---

[1]) Es fehlen zwei weggeschnittene Zeilen.

Sp. 2.

(Ja dunct sich von Bern. der herre Dietrich.
nie so starc des libes noch so) gr(i)mmeklich.
vn̄ wil erz an uns rechen daz im ist getan.
also redete hagene ich getar in eine wol bestan.

Dise rede hôrte dietrich vn̄ hiltebrant.
er kom da er die reken beide stende vant.
vzer halp dem hûse gelcínet an den sal.
sinen schilt den gûten den sazte dietrich zetal.

In leítlichen sorgen sprach do dietrich.
wie habet ir so geworben gunther chunic rich.
wider mich ellenden waz het ich iv getan.
alles mines trostes bin ich eine gestan.

Iuch duhte niht der volle an der grozen not.
daz ir uns Rudegeren den helt slûget tot.
nv habet ir mich entanet aller miner man.
iane heten iv.... helde solher *leide niht* getan.

Gedenket an iuch selben vn̄ an iwer leit.
tot der iwer friunde vn̄ ouch div arbeít.
ob ez iv gûten reken besware iht den mût.
tot der Rudegeres owe wie we mir der tût.

Ez geschach ze dirre werlde nie leider manne mer.
ir gedaht ubel an min vn̄ an iwer ser.
swaz ich frouden hete díu lit von iv erslagen.
(Jan) mak ich nimmer mere mine mage verklagen.

Jane sin wir niht so schûldic sprach hagene.
ez giengen iwer helde zv disem gademe.
gewaffent wol zenvûzen mit einer schare breit.
mich dûnket daz diu mere iv niht rehte sin geseit.

Waz sol ich geloûben mere mir seite hilte(prant).
do mine reken gerten von (Amel)unge lant.
daz ir in Rudegeren (gæbt) vz dem sal.
do bûtet ir niwan spoten minen helden her zetal.

Do sprach der chunic von rine si iahn si w(o)lten tragen.
Rudegern von hinnen den hiez ich in versagen.

czeln zeleide vn̄ niht den dinen man.
vnze daz do wolfhart dar umbe schelten began.

Do sprach der helt von berne ez (mvz) et also sin.
gunther chunic edel durh die zuht din.
ergetze mich der leide div mir von dir sint geschehn.
vn̄ sunez ri(tter cv)ne daz ich des chunne dir (geiehen.

Sp. 3. Anfang der weggeschnittenen Zeilen.

Ir gebt iuch mir ze gisel. dv vn̄ och din man.
so wil ich behûten. so ich alles beste can. daz dir hie zen)
hunen (. niemen nit entût. Du solt an)
mir (nit finde. nivn triv vn̄ alles gût.)

Daz en(welle got von himel. sprach do)
hagen(e. Daz sich dir ergeben. alsuz zwen
degen(e. Die noch so werlichen.)
gewaf(ent gen dir stant. Vn̄ noch so ledicliehen. vor)
ir vian(den gant.)

Ir sult (ez nit versprechē. so sprach)
dietri(ch. Gvnther vn̄ Hagen. ir habt)
bede (mich. So ser besweret daz herz)
vn̄ ouc(h den mût. Welt ir mich erget)
zen d(az ir daz billichen tvt.)

Ich gib (iv min triwe. vn̄ sicherlich)
hant. d(az ich mit iv rit. heim in ivr)
lant. ic(h beleit ivch wol mit eren.)
oder ic(h gelig tot. vn̄ wil durch ivch)
uergez(zē. minˢ grozlichē not.)

Nv mûte(t sin nit mˢe. sprach aber)
hagene(. Von vns enzimt daz mær. niht)
ze sagen(e. Daz sich iv ergeben. Zwen also)
chûne (man. Nu siht man bi iv niemē.)
niwan (Hilprādē alā.)

Do sprac(h meistˢ Hillprant. Got weiz)
her ha(gen. Der iv den frid da bivtet.)
mit iv (zetragen. Ez cumt noch an die)
stunde d(c ir in mohtē nemē. Der)

sûne m(ines h^{s}ren. moht ir ivch)
lazen g(ezemen.)

Ja naem (iche. dīe svn. sprach aber)
hagen(e. E. ich so lasterlich. vz einem)
gademe(. Fluhe meister Hilprant. als ir)
da habe(t getan. Ich wand das ir cvn)
det baz (bi fianden stan.)

Dez antw(rt Hilprant. zwi v^{s}wizt)
ir mir d(as. Wer waz der uf dē schilt.)
vor dem (wasigē stein saz. Do im von spane)
walther(. so vil d^{s} frivnde slûc. Och)
habet ir (noch ze zeigē. an iv selb^{s} genvc.)

Do sprach (d^{s} h^{s}re Diet^{s}ch. dc zimt)
niht held (lip. Daz si suln schelte. samt)
díu alten (wip. Ich verbivt iv Hilt)
brant da(z ir iht sprecht mer. Mich)
ellenden (recken. twingēt *grozlichiv)*
ser.
Lat horen (sprach do Dietrich. recke Hagene.)
waz ir bed (sprachent. snelle degene. Do)
ir mich g(wappent. zû iv sahent gan.)
iahet daz (ir eine. mit strit woltēt mich)
bestan.[1])

(Ja laugent iv des niemen. sprach Hagen d^{s} degē.
Ich welles hie v^{s}sûchen. mit dē starken slegen.
Es en si das mir zebrest. das nibelung) swert. mir[2])
(ist zorn dc vns^{s} zweir. hie ze g)isel gegert.

Bl. 2, S. b, Sp. 1.
(Als Dietrich erhorte. den grim)men hagen
(mvt. Den schilt zuct er drate.) der snelle
(degen gût. Wie balde gen im) hagene
(von der stieg spranc. Nibel)ûnge swert
(dc gût. vil lvt uf Diet^{s}ch er)chlank.

---

1) Hier sind wieder zwei Zeilen weggeschnitten.
2) Schluß der weggeschnittenen Zeilen.

(Nv west wol her Diet^{s}ch. d)az der chûne
(man. Vil grimmes mv̊tes) waere scher
(mē in bigan. Der h^{s}re vo)n berne
(vor angstlichen slegen. Wol) bechander
(Hagen. den zierlichen) degen.

(Och forht er Palmvngē. ei)n waffen gůt
(genv̊c. Vnder wilen Dietrich.) mit listen
(wider slv̊c. Hinz daz) dietrich mit
(strite[1]) Hagen twanc. Er slů)k im eine
(wndē. div was tief vn̄ l)ank.
(Do gidaht im her Diet^{s}ch.) du bist innot
(erwigē. Ich han dez lvtzil) ere soltu
(vo mir tot geligen. Ich wi)l sus uer
(sv̊chen. ob ich twing)en chan. mir
(zeinem gisel. das wart mit) sorgen getan.

(Den schilt liez er vallen. sin s)terke diu
(wc groz. Hagen von tron)ẏe mit ar-
(men er bisloz. Dez wart v)on im be
(twngē. do der cv̇n m)an. gunther
(der edel. darvmb trvr)en began.

(Hagen bant do Diet^{s}ch.) vn̄ vurt in
(da er vant. Die edeln k)uneginne er
(gab iren bi der hant. Den) aller chuinsten
(recken. der ie swert getrv̊)k. nach ir
(grozzē leide. wart si fr)olich genůk.

(Vor lieb neig dem deg)ene daz ezeln
(wip. Immer si dir sæli)k din herze
(vn̄ och din lip. Du hast mich) wol ergezet
(aller miner not. daz so)l ich immer
(dienē. mich erwendez) der tot.

(Do sprach der herre Diet)rich ir sult in
(lan genesen. Edeliv kvn(eginne vn̄ mak
(das noch gewesen. Vil wol) er iuch er
(gezt. swaz er iv hat get)an. er sol des

1) Die Berliner Hdſ. lieſt Hinz das mit listen. Dietrich Hagen twanc.

(nit engelten. daz ir in) gebunden sehet
(stan.

Do hiez si Hagen fvren.) an sinen vnge
(mach. Da er lag bislozzen.) vn da in nie
(men sach. Gvnther der edel) eke[1]) roufen do
(bigan. War com der h)elt von berne
(. der hat mir leid geta)n.

Do gieng im engegen.) der herre die[2])
(trich. Daz Gvnth'es ellen. daz waz lobelich.
Do beit och er niht mer. er gie fur den sal.
Von ir bæder swerten.) hůp sich ein grozlicher schal.

Sp. 2.

Swie uil der herre dietrich lange was gelobet.
gunther was so sere erzurnet vñ ertobet.
wan er von herzen leide sin starker vint was.
man saget ez noch zewunder daz her dietrich genas.

Ir ellen vñ ir sterke waren beidiu groz.
palas vñ turne von den slegen doz.
do si mit swerten hiwen vf die helm gůt.
ez hete der chunic gunther einen grimmigen mvt.

Sit twank in der von berne als hagen ê geschach.
daz blůt man durch die ringe vaste vliezen sach.
von eime scharpfen swerte daz truk dietrich.
do het gewert nach mude der helt lobelichen sich.

Der herre wart gebunden von dietriches hant.
swie chunige niht gezaeme ze haben solhiu bant.
er daht ob er in lieze der chunic vñ sin man.
alle die si vunden musen tot von in bestan.

Dietrich von berne der nam in bi der hant.
do vůrt er in gebunden do er chriemhilten vant.
si sprach willekom gunther von burgunden lant.
ich han iuch hie zen hůnen uil gerne bechant.

---

[1]) Scheint rekke für edele.
[2]) Wieder 2 Zeilen weggeschnitten.

Er sprach ich solt iv nigen edeliu swester min.
ob iwer gruzen mohte genadeklicher sin.
ich weiz iuch chuneginne so zornich gemůt.
daz ir mir vnde hagenen swachen gruzen getůt.

Do sprach der helt von berne uil edeles chuniges wip.
ez wart nie gisel mere so gůter ritter lip.
als ich iv frawe here an in gegeben han.
ir sult die ellenden min uil wol geniezen lan.

Si iach si taetez gerne do gie her dietrich.
mit weinenden ougen von den reken lobelich.
sit rach sich grimmeklichen daz ezelen wip.
den v̊zerwelten reken nam si beden den lip.

Sie lie si ligen sunder durch ir vngemach.
daz ir sit entweder den andern nie gesach.
vnz si ir bruder hoůbet hin vůr hagen trůk.
der chriemhilte rache wart an in beiden genůk.

Do gie diu chuneginne do si hagenen[1]) (sach.
Wie reht vintlichen. si zů dem helde sprach.
Welt ir mir geben wid'. das ir mir habt genomen.
So mugt) ir noch wol wider heim ze burgůnden chomen.

Sp. 3.

Do sprach der grimme hagene diu rede ist uerlorn.
uil edeliu chuneginne ich han des gesworn.
daz ich den hort niht zeige die wile vñ ich leben.
deheinem minem herren sol ich in nimmer gegeben.[2]).

Ich bringez an daz ende sprach daz edel wip.
do hiez si ir bruder nemen sa den lip.
man sluk im abe daz hoůbet bi dem hare si ez trůk.
vur den helt von tronÿe do was im leide genůk.

Also der vngemůte sines herren hŏpt er sach.
wider chriemhilte do der reke sprach.

---

1) Zwei Zeilen weggeschnitten.

2) Die allein in der Hohenems-Laßbergischen Hdſ. folgende Stanze (Z. 9589—92) fehlt auch hier.

du hast ez nach dinem willen an ein ende braht.
vñ ist ouch rehte ergangen als ich mirs hete gedaht.

Nv ist von burgunden der edel chunic tot.
giselher der íunge vñ ouch her gernot.
den schatz weiz nv níeman wan got vñ min.
er sol dich valandin immer wol uerborgen sin.

Si sprach so habet ir ubel geltes mich gewert.
so wil ich doch behalten daz sifrides swert.
daz truk min lieber man da ich in iůngist sach.
an dem mir herzeleide von iuwern schůlden geschach.

Si zoch ez vz der scheide des chunder niht erwern.
do dahte si den reken des lebens behern.
si hůb ez mit ir handen daz hoûbet si im abe slůk.
daz sach der chunic ezele do was im leide genůk.

Waffen sprach der vurste wie ist nv tot gelegen.
von eines wibes handen der aller túriste degen.
der ie chom zesturme oder ie schilt getrůk.
swie vint ich im waere doch ist ez mir leît genůk.

Do sprach der alte hiltebrant ia genîvzet si sin niht.
daz si in slahen getorste swaz halt mir geschiht.
swie angestlich er brahte mich selben ouch in not.
doch so wil ich rechen des chůnen tronyeres tot.

Hiltebrant mit zorne zv der chuneginne sprank.
do slůk er chriemhilte einen swinden swertes swank.
ia tet ir dîu sorge von hiltebranden wê.
waz mohte si gehelfen daz si so grozlichen schrê.

Die Mittheilung dieser Nibelungen-Bruchstücke verdanke ich meinem werthen Freunde Dr. Dronke zu Koblenz, der sie kürzlich entdeckt hat, und mir dabei noch Folgendes schreibt:

„Es sind zwei zusammenhangende Blätter von starkem Pergament; das Format muß ziemlich groß gewesen sein, denn unten sind $1\frac{1}{2}$ Zoll, und an der Seite gewiß 3 Zoll weggeschnitten. Jede Seite nämlich enthält drei Spalten, (jede Spalte noch jetzt 49—50 Zeilen,) oder durchschnittlich 30 Strophen; früher müssen auf jeder Spalte 52 Zeilen gestanden haben. Unten sind jedoch

2—3 Zeilen weggeschnitten; da aber auch ein bedeutendes Stück des Randes, zum Theil schief weggeschnitten ist, so sind auf den Vorderseiten beider Blätter nur die Anfangsworte der dritten Spalte, und auf den Rückseiten die Endworte der ersten Spalte übrig. Da nun jedes Blatt ungefähr 60 Strophen enthalten hat und das erste Blatt mit Z. 7378 schließt und das zweite mit Z. 9383 anfängt, so fehlen dazwischen 2000 und einige Verse. Die Blätter jedoch, welche dazwischen gelegen haben, können nur acht betragen haben, d. h. 8mal 60 Strophen oder 1920 Zeilen. Und dieß stimmt auch ganz gut mit Ihrer Ausgabe; denn es finden sich unter jenen 2000 Versen zwanzig mit Sternchen bezeichnete Strophen; zieht man diese Zahl, d. h. achtzig Verse, von jener ab, so haben wir den Inhalt, der auf den dazwischen befindlichen Lagen gestanden hat. Zugleich ergiebt sich, daß die vorliegenden zwei Blätter etwa das erste und zehnte, oder zweite und elfte einer ganzen Lage gewesen sein müssen, je nachdem die Lage aus zehn oder zwölf Blätter oder fünf bis sechs Bogen bestand.

Die Strophen sind abgesetzt; jede beginnt mit einer neuen Zeile und einem großen, roth oder blau ausgemalten Buchstaben; die Reimzeilen sind nicht abgesetzt, am Schlusse einer jeden steht ein Punkt. Abkürzungen in der Schrift finden sich nicht, mit Ausnahme des Wörtchens vn̄, welches immer so erscheint. Ueber dem i ist kein Punkt, sondern zuweilen ein einfacher Strich ′ oder ein gedoppelter ″ welcher auch über anderen Vokalen und Doppellauten steht; nur das y in dem Worte tronẏe hat einen starken Punkt. Die übrigen orthographischen Eigenthümlichkeiten ergeben sich aus der Abschrift, welche ganz genau mit dem Original übereinstimmt. Der Schrift nach gehört das Fragment in das 13., oder höchstens in den Anfang des 14. Jahrhundertes, soweit ich nach meinem paläographischen Kenntnissen zu urtheilen im Stande bin."

Schon aus der obigen Berechnung ergiebt sich, wie auch im Briefe weiter angedeutet wird, daß diese Handschrift der älteren, oder vielmehr mittleren Darstellung folgt, indem die mit Sternchen bezeichneten Stanzen meiner Ausgabe allein der jüngsten Ueberarbeitung in der Hohenems-Laßbergischen Handschrift angehören, wie die eben auch in vorliegenden Bruchstücken fehlenden 4 Stanzen (Zeile 7293—304. 9589—92). So wird denn ohne Zweifel auch die Schlußstanze „der Nibelungen Noth" nicht zu „der Nibe-

lungen Lied" erweitert haben. Auch zeigt die Schreibweise und die Schrift selbst, in der beigefügten Durchzeichung, nächste Aehnlichkeit mit der St. Galler Handschrift, und dasselbe Alter, um 1300. Der Text selber nähert sich aber fast noch mehr der Berliner Handschrift, und hat allein mit dieser auch die Auslassung einer Stanze (Z. 7365—68) gemein. In einer überall mannigfaltig abweichenden Stanze (Z. 9561—64), wo die Berliner Handschrift eigenthümliche Reimveränderung hat, stimmt das Bruchstück dagegen mehr mit den übrigen Handschriften, obwohl auch eigenthümlich. Und so machen nicht nur Uebereinstimmungen und Bestätigungen, sondern auch Eigenheiten mancherlei Art diese Bruchstücke sehr schätzbar, die abermals die Urkundenzahl[1]) unsers größten Heldengedichts bereichern. Sie sind das einzige Beispiel einer alten Nibelungenhandschrift in drei Spalten, und die folgenden Blätter haben vermuthlich nicht allein die drei Schlußstanzen, und die Klage, sondern auch wohl noch andere Heldenlieder dieses Kreises enthalten, wie das Heldenbuch an der Etsch, aus welchem das Ambras-Wiener Heldenbuch, ebenfalls dreispaltig, abgeschrieben ist. Daß mit dem Texte desselben die Berliner, aus Süddeutschland stammende Handschrift nahe verwandt ist, habe ich in der umständlichen Nachricht von dieser gewiesen[2]). Aus derselben habe ich hier auch die weggeschnittenen Stellen der Koblenzer Bruchstücke ergänzt.

v. d. Hagen.

---

1) Sie stehen in Germania I, 173 verzeichnet.
2) Germania I, 256 ff.

II.

Das Wappen Wolframs von Eschenbach.

„Ueber Wolframs von Eschenbach, des altdeutschen Dichters, Heimath, Grab und Wappen" hat am 3. Februar 1837 in der philologisch-philosophischen Klasse der Münchner Akademie der Wissenschaften Herr Dr. Schmeller eine in den Schriften der Akademie (Jahrgang 1837, S. 191—208) abgedruckte Abhandlung gelesen, welche erhebliche Bedenken gegen die bisherige Annahme: das im Manessischen Codex vor Wolframs Gedichten gemalte (auch im Altd. Mus. von v. d. Hagen und Büsching abgebildete) Wappen habe Wolfram wirklich geführt, — anregt. Jener Abhandlung ist eine Abbildung beigegeben, welche genau der Beschreibung, soweit sie nämlich unzweifelhaft verständlich, entspricht, welche Püttrich von Reichertshausen in der bekannten Stelle seines Ehrenbriefes giebt: nämlich im goldnen Felde ein rother Topf mit rundem Henkel oben, und einer cylinderartigen Tille (zum Ausgießen) oben im Bauch. Als Schmuck über dem Helm derselbe Topf, in dessen Höhlung fünf tulpenartige blaue (nach dem Text) oder silberne (nach der Zeichnung) Blumen stehn, wie Püttrich Str. 129 sagt:

verwapent mit einem hafen
im schild auf helm begarb. — —
ain pusch auf helm der hafen hat umbraifet.

Die Ueberschrift über diesem Bilde lautet:

Wolfram freiher
von Eschenbach, leien
mund nit baz gesprach.

Die Schrift soll zwar auch noch den Zusatz „**ein Frank,**" ent-

halten, die Abbildung hat ihn jedoch nicht. — Die Helmdecke ist roth und golden.

In der Abhandlung von Büsching im Altd. Museum Bd. I, ist S. 4—16 alles bisherige Material über diesen Wappenstreit so ausführlich enthalten, und unsers Wissens nichts erheblich neues darüber hinzugekommen, daß wir zur Vermeidung von Widerholungen uns um so mehr darauf beziehn, als jenes Werk den interessirenden Litteraten vollkommen zugänglich ist, auch ist dort die Stelle aus Püttrich vollständig abgedruckt.

Die entscheidende Frage, um die es sich handelt, ist nun aber: ob dem Zeugniß des Püttrich und den von Schmeller angezogenen Wappenbüchern, oder dem Manessischen Codex die größere Glaubwürdigkeit beizulegen ist?

Ausgemacht ist, wie wir uns schon früher durch die achtsamste Uebersicht der gediegensten Wappenwerke überzeugt haben, daß weder das Manessische, noch das Püttrich-Schmellersche Wappen Eschenbachs die geringste Aehnlichkeit hat weder mit dem der Schweizerischen Freiherren von Eschenbach, noch mit dem der Märkischen, oder Hessischen Eschenbach noch mit dem altadeligen rathsfähigen Geschlecht der Ebner von Eschenbach zu Nürnberg und Ulm; und ebenso ist darüber nicht mehr zu streiten, und Schmeller bringt neue Beläge dafür bei, daß die Heimat Wolframs jenes Oberpfälzische, im ehemaligen Nordgau, einige Meilen von Pleienfelden, fünf Meilen don Nürnberg belegene Eschenbach sei.

Die jetzt von Schmeller mitgetheilte Zeichnung des Wappens scheint derjenigen ganz ähnlich, welche sich im Besitz v. d. Hagens (Briefe in die Heimat, Bd. I, S. 57) befindet, und wir möchten letztere für eine Kopie von jener halten. Schmeller hat jene Abbildung aus der Pergamenthandschrift Cgm. 145 (Wappenbuch in den Jahren 1480—1493 von Konrad von Grünenberg zu Konstanz „aus den alten Blättern, Büchern und Gemälden der Gotteshäuser aufgezeichnet") Bl. 189 entnommen, die sich auch in der etwas jüngern Papierhandschrift Cgm. 931, Bl. 69 findet; beide Codices sind in der Münchener Bibliothek. — Ihr hohes Alter verstärkt ihre Glaubwürdigkeit; dennoch ist sie verdächtig.

Den ersten Verdachtsgrund giebt der bedenkliche Beisatz: Freiherr von Eschenbach ab. Keine Urkunde, selbst Püttrichs Ge-

dicht nicht, legt unserm Dichter oder den Oberpfälzer Eschenbachen den Freiherrenstand bei, der vom schlichten Adelstande am Ende des 15. Jahrhunderts dennoch so scharf unterschieden war, daß der Edle und der Freiherr nicht mehr verwechslungsfähig waren, oder für identisch gelten konnten. Beide standen in verschiedenen Heerschilden. Der Sachsenspiegel (1215—1235) setzt zwar die **vrien hern** in den vierten, und die **scepenbare lude unt der vrierhern man** in den fünften Heerschild; das jüngere Schwäbische Landrecht unterscheidet aber schon schärfer Art. 8 im vierten Heerschild die freien Herrn, im fünften die Mittelfreien, und im sechsten die Dienstmannen; auch definirt es Art. 49: **es heizent eins semperfreyen, das seyndt die freyen herrn als fürsten und die andere freyen zuo man habent. Das ander seyndt mittelfreyen; das seyndt die, die der hohen freyen man sint.** Zu letzterer Klasse gehörte nach seinem eigenen Zeugniß aber Wolfram nur. Aus mehreren Stellen seiner Schriften geht ferner hervor, daß er Kinder gehabt, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß jener Burkard, Minward und Heinrich v. Eschenbach, die in Urkunden v. 1268, 1269, und 1299 vorkommen, (Schmeller a. O. S. 205) welche in eben jenem Oberpfälzer Eschenbach ausgestellt worden sind, zu Wolframs Geschlecht gehört haben. Dennoch hat keiner von ihnen den Freiherrenkarakter. Anscheinend willkürlich, gewiß aber unrichtig, ist bei jenem Wappen der Zusatz Freiherr jedenfalls, und ein um so größerer Beweis für die Oberflächlichkeit des Sammlers Konrad v. Grünenberg, als dieser zu Konstanz, an Thurgaus Grenzen, das freiherrlich Eschenbachische Wappen kennen und vergleichen mußte, was ihn von seinem Irrthum überzeugt haben würde.

Dieser erste Irrthum verstärkt den zweiten Verdachtsgrund, nämlich: daß jene Wappensammlung jünger als Püttrich ist. Wenn der Sammler in der Bezeichnung des Standes so wenig aufmerksam war, so ist auch nicht zu verbürgen, daß er nicht, um überhaupt nur ein Wappen des berühmten Dichters aufzeigen zu können, in seiner Sammlerlust aus Püttrichs Beschreibung, der erst 1462 seinen Brief geschrieben, das Wappen selbst habe nachmalen lassen; da Püttrich als Augenzeuge berichtet, durfte er ihm offenbar Glauben schenken.

Dasselbe würde auch uns noch jetzt zu entgegnen sein, und

wenn wir in anderen Beziehungen Püttrich als Zeugen für uns anführen, muß billig sein Zeugniß auch gegen uns gelten. Allein der gelehrte Ritter gesteht selbst: auf dem Epitaphium des Dichters in der Kirche U. L. F. zu Eschenbach sei weder Wolframs Todeszeit mehr zu lesen, noch die Farbe auf dem Wappen erkennbar gewesen. Er muß also doch Spuren von Farben bemerkt haben; und allerdings pflegten in jener ältern Zeit Grabsteine ebensowohl wie ganze Steinfiguren bunt bemalt zu werden. Er sah also den Grabstein schon in einem sehr verschlissenen devastirten Zustande, und konnte sich daher in der Figur des Wappens auch wohl irren.

Gerade dieser rothe Topf im goldnen Felde, der, wenn auch in etwas andrer Form und im silbernen Felde, und auf dem Helm als Schmuck sich wiederholend, aus dessen Mitte sich hier gleichfalls ein Blumenstraus erhebt, nur dem Schwäbischen Geschlecht der Hafner von Suntheim eigen ist, giebt einen dritten Verdachtsgrund ab, gegen die Richtigkeit des Schmellerschen Wappens. Die Farben pflegten ebenso bleibend und ständig, wie die Schildfiguren selbst im Wappen zu sein, und nur bei Theilung der Linien pflegte man dieselben Figuren in andersfarbige Felder zu nehmen; so z. B. die Schulenburgs schwarzer und weißer Linie u. s. w.

Erwägt man nun die höchst rohe Zeichnung des Manessischen Codex, wovon uns ein treues Facsimile vorliegt, und worin die Figuren als kleine ausgespannte Fahnen oder Aexte, silbern (durch das Alter im Codex grünlich oxidirt) im rothen Felde erscheinen, und vergleicht man sie mit den abgestumpften Messerklingen im Wappen der Oberpfälzer Eschenbache (Rudolphi, Heraldica curiosa, Frankfurt und Leipzig 1718, Th. I, 112. Siebmacher, Wappenbuch, Nürnberg 1779, Th. I, 92. Spener, Opus heraldic. Frankfurt. a. M. 1717, S. 279), so begreift man wohl, wie bei fortschreitender Kunst der Wappenmalerei jene unförmlichen axtähnlichen Figuren sich zu abgestumpften Messern verfeinern konnten.

Hiezu tritt die Gleichheit der Farben (silberne Figuren im rothen Felde) im Manessischen Codex, wie in jenen Wappenbüchern, die denn doch mit großem Fleiße und auf Grund urkundlicher Beweise angefertigt worden sind.

Endlich läßt sich, bei dem ungemeinen Fleiße, der Verachtung der Kosten, und der Liebe und Sachkenntniß der Manessen zu den alten Dichtern die Schmellersche Behauptung: daß jene Bilder

im Manessischen Codex wohl meist nur nach freier Phantasie und Willkür gemalt seien, nicht ohne Weiteres als gerechtfertigt annehmen, sie muß vielmehr bewiesen werden.

Wir können daher die fides der Man. S. noch nicht aufgeben, und wünschen nur:

1) es möchten Siegel und Wappen der Oberpfälzer Eschenbache in glaubhaften Urkunden bis auf den Anfang des 13. Jahrhunderts noch aufgesucht und beigebracht werden;

2) wer im Besitz der Bilder des Man. Kodex ist, möchte unter Vergleich der besten Wappenwerke prüfen, ob die ohne Zweifel auch wohl bei andern adligen Dichtern vorkommenden Wappen gleich, oder wenigstens nahe verwandt sind mit denen ihrer gleichnamigen fortgeblühten Geschlechter: wodurch am kürzesten die Schmellersche Annahme der Phantasiezeichnungen in der M. S. beseitigt würde;

denn diese Prüfung selbst vorzunehmen, fehlt uns in hiesiger Gegend nicht mehr als aller Apparat.

Der Affe mit dem rothen Spiegel zwischen den Hörnern auf dem Helme, den als Helmschmuck die Oberpfälzer Eschenbache führen, leitete schon Büschingen auf die auf den ersten Anblick freilich höchst abenteuerliche, dennoch aber in Rücksicht auf Püttrichs Kauderwelsch immer noch höchst plausible Conjectur, daß bei Püttrich eigentlich statt **hafen**, affe zu lesen sei. In Beziehung auf die Würdigung des dichterischen Werthes unsers Meisters, kann es uns zwar gleichgültig sein, welches Wappen und welchen Helmschmuck er geführt hat; ist es indeß richtig, daß der Helmschmuck nur ein unwesentlicher Theil des Wappens und nicht nothwendig ständig in demselben ist, daß er häufig vielmehr nach dem jeweiligen Geschmack oder in Beziehung auf besondre Ereignisse gewählt wurde, so widerstreitet es doch allem ästhetischen Sinn, und ebenso Wolframs kräftigem Selbstgefühle von seinem Dichterwerthe, das er so wiederholt und unverhüllt ausspricht, und seinem gesunden Geschmacke zu sehr, als daß man glauben könnte, er, der große, in seinem Selbstbewußtsein so stolze Dichter werde sich einen hohlen Topf als Symbol erwählt haben. Wäre es dagegen erweislich, daß auch er schon den Affen mit dem Spiegel als Helmschmuck geführt habe, so würde hierin — nicht wie in jenem Topfe eine wahre Verhöhnung seiner selbst — sondern eine tiefe Ironie des Dichters über

seine Mitwelt liegen, der er in seinem Parcival einen Spiegel des Vortrefflichsten im Handeln und Denken vorgehalten, aus dem aber, nach seinen eignen Worten, die Einfalt der Leute oft nicht mehr herauszulesen vermochte, als ein Bock oder ulmener Stock; und so mochte er mit Recht der Welt, die als ein Affe in seinen Spiegel blickt, den Affen auf seinem Helme als Wahrzeichen vorhalten.

Bromberg. Am 3. März. 1839.

San-Marte.

Nachschrift. Mit Vorstehendem meist übereinstimmend, verweise ich über die Wappen der Schweizer Freiherren von Eschenbach und der übrigen edlen Geschlechter dieses Namens auf Wolframs Leben und Werke in meiner Sammlung der Minnesinger oder Altdeutschen Liederdichter Th. IV, S. 193 ff. Das ebendaselbst näher gedachte Hafen-Wappen hat auch die Beischrift Frank, auf das Fränkisch-Nordgauische Eschenbach bei Pleienfeld hindeutend, zum Unterschiede von dem Oberpfälzischen Eschenbach an der Schnabelweide. Das auch in dem Manessischen Gemälde als Messer erkennbare Wappen wird durch das gleiche Wappen dieser Eschenbache in den Wappenbüchern bestätigt. Ueberhaupt werden die meisten Wappen der Manessischen Sammlung, deren Zeichnungen und Beschreibungen ich bei dem Leben eher 140 Dichter benutzt habe, auf ähnliche Weise, oder durch noch lebende Wappen bewährt; und wo sich Abweichungen finden, ist ihre Unzulänglichkeit unsrer Kunde, als willkürliche Einbildung des Sammlers anzunehmen. Er schöpfte erweislich, auch hinsichts der ganz übereinstimmenden Bilder, wie der Lieder, mit der Weingarter und v. Naglerschen Handschrift aus gemeinsamen Quellen, und stand zugleich der lebendigen Ueberlieferung noch so nahe.

v. d. Hagen.

III.

Die Kunst der Geschichtschreibung unter den Deutschen.

I. Drei Arten der Geschichtbehandlung.

Gervinus in seiner kleinen aber gehaltvollen Schrift: Grundzüge der Historik, Leipzig 1837, klagt mit Recht, daß die Kunst der Geschichtschreibung oder Historik noch nicht sehr betrachtet worden sei. Nur Einen Mann nimmt er aus, der, so wie er auf das Fach der vergleichenden Sprachkunde ein helles Licht geworfen, so auch über die Kunst der Geschichtschreibung geistreich geschrieben hat, nämlich Wilhelm von Humboldt. Wir wollen die Ansichten beider Männer etwas genauer betrachten.

Gervinus wendet die Arten der Dichtung auf die Arten der Geschichtschreibung an und begründet sie, auf scharfsinnige Weise, durch die 3 Begriffe: der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit. Die Wirklichkeit giebt ihm in der Dichtkunst das Epos, in der Geschichte die Chronik; die Möglichkeit erzeugt in der Dichtkunst das Drama, in der Geschichte das Memoir; der Begriff der Nothwendigkeit müßte also in der Dichtung die Lyrik[1]), so wie in der Geschichte die Philosophie der Geschichte geben. Aber diese dritte Vergleichungsstufe hat der geistreiche Verfasser fallen lassen. Wir wollen ihn selbst hören. Er sagt Seite 14. (§. 4.)

[1]) Nach Schiller im Wallenstein:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht die Meeres leicht bewegte Wellen;
Die innre Welt, der Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen,
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht.

Nach Gervinus mehr die Didaktik, als „Werk des Verstandes."

„Unsere gesammte Umgebung bietet sich uns zu einer dreifachen „Auffassungsweise dar. Die Dinge erscheinen uns entweder nach „ihrer Wirklichkeit, oder nach ihrer Möglichkeit, oder nach „ihrer Nothwendigkeit; sie stellen sich dar wie sie sind, oder „wie sie sein könnten, oder wie sie sein sollten und müßten; sie zei„gen sich nach ihrer Wahrheit, oder nach ihrer Wahrscheinlichkeit, „oder nach ihrer Vernunftmäßigkeit; und schon Aristoteles unter„schied das Daß, das Wie oder das Warum der Dinge. In „dem menschlichen Geiste finden sich natürlich verschiedene Zustände „und Kräfte, welche diesen verschiedenen Formen, unter welchen sich „die Erscheinungen darstellen, entsprechen. Wir betrachten entwe„der die Dinge erfahrungsmäßig nach ihrer bloßen Erscheinung in „der wirklichen, scheinbar regellosen Welt, wir suchen ihr wahres „Verhältniß zu einander, und gehen dabei gern auf einen befriedi„genden Nutzen aus; oder wir schweifen schöpferisch aus dieser ge„gebenen Wirklichkeit nach den Gesetzen des Denkbaren und Mög„lichen aus, als ob diese Wirklichkeit, die so scharf begränzt ist, für „uns unbegränzt wäre, als ob sie unbeschränkt von uns gestaltet „werden könnte, wir suchen dann bloß einen möglichen Zusam„menhang in den Dingen und gehen auf einen befriedigenden Ge„nuß aus; oder wir wollen innerhalb des Kreises der Wirklichkeit „und der Erfahrung allgemeine Gesetzmäßigkeit aufstellen und allen „Zufall ausscheiden, wir suchen einen nothwendigen Zusammen„hang und gehen auf eine befriedigende Erkenntniß aus. In dem „letztern Falle ist die Vernunft in uns thätig, in dem mittlern die „Einbildungskraft, in dem ersten der beobachtende Verstand. „Das Geschäft in dem letzteren Falle ist das spekulative des Phi„losophen, im mittleren das schöpferische des Dichters, im er„sten das ordnende des Historikers." Wärend der Verfasser hier eine philosophische Dreitheilung zum Grunde legt, nimmt er S. 55. (§. 24.) eine geschichtliche Zweitheilung zur Grundlage: „Wie in „der Poesie zwei Hauptperioden, eine mehr auf der Vergangenheit „ruhenden, objective, volkthümliche, und eine mehr auf der Gegen„wart ruhende, subjective, künstlerische, unterschieden werden, so „auch in der Geschichtschreibung. Das Hauptprodukt der ersten „dieser Perioden in der Dichtkunst ist das Epos in seinen Anfän„gen und seinen weiter gediehenen Gestaltungen, in der Geschichte „aber die einfachere oder vollkommnere Chronik; die andere Pe-

„riode wird in der Dichtkunst durch das Drama, in der Ge-„schichte durch das Memoir in ihren verschiedenen Stufen darge-„stellt. Wer sich in der Poesie nicht von dem gleichgültigen Quark „irre führen läßt, kehrt zu Aristoteles von aller Geschichte höchst „erfreulich bestätigten Ansicht zurück, der keine anderen Gattungen „als jene beiden wesentlich zu beachten fand. Doch giebt es in der „Poesie noch zwei Nebengattungen, über die man sich erklären muß. „Dies ist die lyrische und didaktische Poesie. In der lyrischen „Poesie nun muß jeder, der die Geschichte der Dichtung kennt, „Rhapsodie und Romanze als die historischen Anfänge und „Wurzeln von Epos und Drama ausscheiden. Dann bleibt nichts „Wesentliches übrig als die musikalische Lyrik, die in allen einfachen „ungekünstelten Zeiten mehr der Musik zugetheilt wird als der „Poesie, weil jene die Hauptsache darin ist. Hier also spielt die „Poesie auf einer Seite in eine andere Kunst über, auf der an-„dern aber in die Wissenschaft. In der didaktischen Poesie ist nur „noch die poetische Form, aber keine poetische Kraft: sie ist ein „Werk des Verstandes."

Wir gehen zu Wilhelm von Humboldt über, welcher im April 1821 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, einen sehr gediegenen Vortrag, über „die Aufgabe des Geschichtschreibers," hielt. Er beginnt Seite 305 so: „Die Aufgabe des Geschichtschrei-„bers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollstän-„diger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die „einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlaßliche Forderung „seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von „dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, „nicht selbstthätig und schöpferisch. Das Geschehene ist nur zum „Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hierzu em-„pfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist „zerstreut, abgerissen, vereinzelt, was dies Stückwerk verbindet, das „Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, „bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die „einander begleitenden, und auf einander folgenden Umstände wahr-„nehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf „dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht." Ferner Seite 306. „Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschrei-„bers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu

„lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. „Denn wenn der erstere, die Wahrheit des Geschehenen, durch die „Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das unvollständige „und zerstückelte der unmittelbaren Beobachtungen ergänzt und ver„knüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Fantasie. „Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirk„lichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende „Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine „Fantasie, und heißt darum richtiger Ahndungsvermögen und „Verknüpfungsgabe." Der Verfasser geht nun zu den wirkenden und schaffenden Kräften über, welche der Geschichtschreiber zum Verständniß der Thatsachen kennen muß. Es sind deren drei: die mechanischen Kräfte der Natur, die physiologischen und die psychologischen. Nun fährt er S. 317 fort: „Wie man es im„mer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur „von einem Punkte, außer demselben, begriffen werden, und das „besonnene Heraustreten ist ebenso gefahrlos, als der Irrthum „gewiß bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltge„schichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich. „Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunktes ist gleich der bedeutende „Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für „abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur „genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Ge„schichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil „seines Weges wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ ver„liehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und „jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursa„chen, nur auf Abwege führen. Allein die außerhalb der Natur„entwickelung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich den„noch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst „Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hangen, und an ih„nen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie „wahrnimmt, wenn man nicht hinaustretend aus dem Gebiet der „Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre „Abkunft haben. An ihrer Erforschung ist also die letzte Bedin„gung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft."

Fassen wir die Andeutungen und Winke beider geistreicher Forscher zusammen, so wird man eine dreifache Art der Geschichtbe-

handlung ihrer Form, nicht ihrem Inhalte nach, aufstellen können: 1) Die schlichte Erzählung, welche wie Gervinus sehr richtig bemerkt, von der Genealogie zu der Chronik oder den Annalen übergeht und sich vorzüglich im Morgenlande unter diesen beiden Formen darstellt. 2) Die verknüpfende Erzählung, welche man gewöhnlich die pragmatische, Hegel aber in seiner Philosophie der Geschichte die reflectirte nennt und dem Polybios zuschreibt, obgleich nach Gervinus die großen Italier Paolo Sarpi, Guicciardini und Davila Vorbilder in dieser Gattung waren. 3) Die ahnende Darstellung, welche man auch die teleologische, philosophische, Philosophie der Geschichte, ja vielleicht nicht mit Unrecht die religiöse nennen kann. Denn in der ersten angeführten Stelle von Humboldt mögte ich das Ahnungvermögen der Verknüpfgabe nachsetzen, als die höhere Seelenthätigkeit, welche über die Kräfte der Natur hinaus auf eine unsichtbare Weltregierung hinführt. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, so wie Lessings Erziehung des Menschen-Geschlechts sind hier leuchtende Vorbilder, welche durch Hegels Philosophie der Geschichte und durch Karl Krauses hoffentlich bald erscheinendes gleiches Werk, eine weitere Fortbildung gewinnen werden.

2. Drei Weltalter.

Allgemein angenommen ist die Eintheilung der Geschichte der Menschheit oder sogenannten Weltgeschichte in drei Zeitalter: das Alterthum, das Mittelalter und die Neuzeit. Nur in Hinsicht der Gränzen dieser drei Zeit- oder Weltalter haben sich verschiedene Ansichten erhoben. Als Gränze zwischen Mittelalter und Neuzeit wird fast allgemein die Entdeckung der westlichen Halbkugel angenommen, nur Johannes von Müller, in seinen Vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichten, nimmt als Beginn der neuen Ordnung der Dinge, in dem 18. Buche, die Regierung Ludwig des XI. von Frankreich an, wahrscheinlich als desjenigen Fürsten, unter welchem die unumschränkte Monarchie ihre Begründung fand. Als Gränze zwischen alter und mittler Zeit nahm man früher die Geburt Jesu an. Da aber das Christenthum mehre Jahrhunderte im Stillen fortglimmte, ehe es zur vollen Flamme ausbrach, so hat man die große Völkerwanderung als Gränzmark bezeichnet, da vorzüglich bei dieser Völkerwanderung in den zwar ro-

hen aber einfachen Gemüthern dieser Naturvölker oder sogenannten Barbaren das Christenthum eine feste Begründung und neue Gestalt gewann. Ganz kürzlich hat Gervinus Alexander den Großen als Uebergang vom alten zum mittlern Zeitalter betrachtet. Er sagt Seite 71 (§. 29.) seiner erwähnten Schrift: „Wenn wir die „Scheide der alten und neuen Welt bei Christus Geburt oder bei „dem Untergange Roms machen, so ist dieses vielleicht fromm oder „bequem, aber nicht streng richtig in sich. Was die rein griechische „und rein römische Zeit, so lange sie nicht von fremden inficirt ist, „von der neuern Zeit unterscheidet, ist die Aufklärung der inneren „Welt des Gemüthes und Geistes, und die Aufdeckung der äußern „Welträume, oder was das nämliche ist: größere, innere und äu„ßere Bedürfnisse, mit Einem Worte: ein weiterer Gesichtskreis, „den wir Neueren voraus haben. Diese Wendung, dies Aufgeben „der allgemeinen Ideen der alten Welt, gegen die der neueren „ward zum ersten Male sichtbarer im Sokrates, der die Philoso„phie zuerst auf den innern Menschen bezog, in Alexander, der „die Welt öffnete und die Rangbegriffe zwischen Mensch und Mensch „zu brechen anfing, in *Aristoteles*, der *alle* Wissenschaft begrün„dete. *Von da an bis zur* völligen Aufdeckung der Erde und der „freigebenen Aufklärung des Geistes in der Reformationszeit ist „nur Eine Uebergangsperiode; diese Uebergangsperiode ist das zwi„schen alter und neuer Zeit liegende Mittelalter, eine Zeit, über de„ren Benennung sich ihre neuesten Geschichtschreiber noch nicht ein„mal Rechenschaft geben konnten."

So scharfsinnig diese Abgränzung von Gervinus auch durchgeführt ist, so möchte ich doch diejenigen Geschichtschreiber, welche die Völkerwanderung als Gränzstein zwischen alter und mittler Geschichte festsetzen von dem Vorwurfe freisprechen, daß sie sich nicht Rechenschaft von ihrer Eintheilung gegeben haben. Wenigstens stellt Rotteck in der Einleitung zu seiner allgemeinen Geschichte §. 118 das Mittelalter als die Zeit der Barbarei auf, indem er die 3 Unterabtheilungen oder Perioden desselben als das Hereinbrechen, die Herrschaft und die Verdrängung der mittleren Barbarei bezeichnet. Selbst diejenigen, welche Christus zum Wendepunkt alter und mittler Zeit machten, hatten wohl nicht bloß eine religiöse Eintheilung im Auge, sondern vielmehr den Uebergang des römischen Weltreichs aus einem Freistaate in eine Alleinherrschaft, welche sich schon

den Formen der neueren Staaten nähert. Die jetzt allgemein gebräuchliche Zeitrechnung nach Jahren vor und nach Christus hat diese Eintheilung lange begünstigt, und diese Zeitbestimmung hat allerdings große Vorzüge vor der nach Jahren der Welt, welche unbegreiflicher-Weise selbst noch Rotteck beibehalten hat. Es sei mir erlaubt hierüber Einiges zu sagen.

Der Ausdruck Jahre der Welt ist ein gar zu wunderlicher Ausdruck. Wann ist denn die Welt entstanden? Wie lange hat denn selbst die Entstehung unserer Erde von der ältesten Flözbildung bis zu der neuesten Schuttbildung vor der Erschaffung des Menschengeschlechts gedauert? Vernünftiger wäre noch der Ausdruck Jahre der Menschheit, obgleich auch diese Zeit im Nebel und Dunkel liegt. Ich mögte hier an ein Gespräch mit einem anerkannten israelitischen Gelehrten, Herrn Dr. Heinemann, erinnern, welcher die mosaischen 6 Schöpfungstage vertheidigte. Ich bemerkte: da Moses im 90. Psalm selbst sagt, daß 1000 Jahre vor Gott wie ein Tag wären, so könnten jene 6 Tage eben so gut 6000 Jahre der Erdbildung bedeuten, — eine Annahme, welche auch schon Andere äußerten. Freilich kann man eben so gut platonische Weltjahre zu 25600 Erdjahren annehmen. Eine runde Zahl ist bei unbekannten Größen immer die richtigere, weil man ihr gleich ansieht, daß sie bei ihrer Rundheit nichts Festes bezeichnet. Ebenso könnte man nun von dem Entstehen des Menschengeschlechtes bis auf Christus wieder eine runde Zahl ermitteln. Da mit dem Jahre 2000 v. Chr. die Geschichte erst einigermaßen aus der Dunkelheit auftaucht, so könnte man die Zeit vorher als einleitendes Weltalter, als Ur- oder Sagenzeit bezeichnen. Wir wollen einen Versuch machen! Unter den vielen Zeitrechnungen über die Geburtzeit Jesu sind die abweichendsten: 1) die jüdische, wonach Christus im Jahre 3760 geboren ist, 2) die griechische[1]), wonach seine Geburt ins Jahr 5510 fällt, also ein Unterschied größer als die ganze neuere Geschichte. Man sieht jenen beiden Zahlen schon einige Rundung

[1]) Pachtussof, welcher in den Jahren 1832 und 33 so glückliche Entdeckungen auf Nowaja-Semlja machte und außer dem Matuschkin Sunde noch mehre andre weiter gen Norden, quer durch die Insel entdeckte, fand auf der Ostküste ein umgeworfenes steinernes Kreuz mit den Buchstaben S. F. 7250 welche Jahrzahl 1740 n. Chr. ist, — wo ein gewisser Sawa Fofanof nach jener Küste gesegelt und wahrscheinlich daselbst gescheitert ist. S. Magazin für die Literatur des Auslandes 1838, Nr. 25.

in den Zehnern an; aber wir wollen sie noch runder in Hunderten machen. Nehmen wir das Jahr 4000 als Geburtsjahr an, so haben die Weltkinder, d. h. die Verehrer der Jahre der Welt, die schöne runde Zahl 10,000, die sie nun mit der größten Leichtigkeit als 5te Dezimalstelle von vorne den Jahren nach Christus vorsetzen können, um sie sogleich in ihre beliebten Jahre der Welt zu verwandeln.

3. Vier Doppelströmungen der Völker.

Dieser Abschnitt ist hervorgegangen aus einem freien Vortrage in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin im Juli 1837, der nachher als Handschrift für Freunde gedruckt wurde und dadurch sowohl manche Bestätigung als auch manche Abänderung erhielt, indem diese Freunde ihre Gedanken dem Verfasser mittheilten.

Die Geschichte ist allerdings Erzählung des Geschehenen; aber nicht alles Geschehene ist der Erzählung werth. Man hat daher den Begriff beschränkt durch Erzählung des wichtigsten Geschehenen. Was nun aber dieses Wichtigste ist, das bleibt die Frage. Ferner haben wir im ersten Abschnitte gesehen, daß die Geschichte in ihrer höchsten Bedeutung nicht sowohl eine schlichte Erzählung, als vielmehr eine verknüpfende (also Ursach und Wirkung erspähende), ja selbst eine erahnende (also auf eine Weltregierung und ihre erziehenden Zwecke hinweisende), sei. Der Geschichtschreiber muß, um einen ariadnischen Faden durch das Labirinth der Erlebnisse und Begebnisse geschickt ziehen zu können, von einem erhabenen Punkte aus, diesen Irrgarten zu überschauen im Stande sein. Einen Versuch, die Geschichte aus einem bestimmten Standpunkte zu betrachten, hat in neuester Zeit Michelet, in seiner Einleitung in die allgemeine Geschichte, gemacht, welche als Vorlaüfer dient zu seiner großen Geschichte von Frankreich. Er baut auf den Grundsätzen Vico's fort, (des Vorlaüfers von Herder), den er den Dante des prosaischen Zeitalters Italiens nennt. Ihm ist der Begriff der Freiheit der rothe seidne Faden, der durch alle Windungen des Tauwerks leitet; aber schon der Uebersetzer jener geistvollen Einleitung, Herr Gehring, macht auf manches Unbestimmte in jenem Begriffe merksam und zeigt, daß Manches was Herr Michelet als ein Freiheithemmendes beklagt, zum Theil gerade ein Freiheitförderndes sei. Schon höher gefaßt, stellt Jean Paul den

Satz so auf: „Gibt's irgendwo in der Weltgeschichte Fußtapfen ei-„nes Fortschrittes der Menschheit, so sind sie auf dem Wege der „Freiheit, so wie zum Lichte." Hegel endlich sagt hierüber S. 12 u. 13: „Der einzige Gedanke, den die Philosophie mit-„bringt, ist der einfache Gedanke der Vernunft, daß die Ver-„nunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte „vernünftig zugegangen sei, — — daß sie der vernünftige, noth-„wendige Gang des Weltgeistes gewesen, des Geistes, dessen Natur „zwar immer ein und dieselbe ist, aber in dem Weltdasein diese „seine eine Natur explicirt."

Wenn also die Geschichte die Erzählung des wichtigsten Geschehenen ist, so müssen sich, gleichsam als die Brennpunkte, welche das Ganze erleuchten und erwärmen, diejenigen Begebenheiten herausheben, welche ein Weltalter vom andern, einen Zeitraum von dem andern scheiden, kurz das, was man mit einem griechischen Worte Epoche genannt hat und was bedeutvoll am Himmel ein Zusammentreffen verschiedener Sterne bezeichnet.

Sehen wir uns nun aber um, welche Begebenheiten von den Geschichtschreibern als solche Epochen oder Zeitpunkte aufgestellt sind, so finden wir, daß theils sehr wichtige übergangen, theils weniger wichtige aufgeführt wurden. Wählen wir von allen Weltgeschichten die jetzt am meisten verbreitete und geschätzte, die von Rotteck, so sehen wir den wichtigeu Zug Alexanders, welchen Gervinus sogar zur Gränze eines Weltalters macht, nicht als Epoche hervorgehoben, dagegen den westfälischen Frieden, der nur eine mitteleuropäische, ja fast nur deutsche Begebenheit ist, als Gränzmark zweier Zeitraume bezeichnet.

Ich möchte drei Foderungen in Hinsicht der Epochenbestimmungen aufstellen, welche man auf die drei Kantischen Kategorien der Quantität, Qualität u. Causalität beziehen kann. In Hinsicht der Quantität oder des Umfangs müssen alle großen weltgeschichtlichen Völker in den Kreis der Bestimmung als Gränzwächter der Zeitraume gezogen werden. Aber hat wohl der sonst so umsichtige Rotteck die Araber als ein solches hingestellt? und hat wohl irgend ein Volk mehr Ansprüche darauf, da es, erfüllt von glühendem Glaubensmuthe die größten Umgestaltungen hervorbrachte? Das Uebergehen des für die Menschheit so wichtigen Volkes der Griechen, vorzüglich in Alexanders Eroberungszuge, habe ich schon

vorher erwähnt. Man kann diese erste Foderung ein Gesetz der Gerechtigkeit nennen.

Was die Kategorie der Qualität oder des Inhalts betrifft, so können nur solche Begebenheiten als Zeitpunkte herausgehoben werden, welche das Gesammtleben der Menschheit, d. h. sowohl seine geistige, (ideale) als leibliche (materiale) Richtung umfassen. Mit Recht hat man daher das bloß geistige Wirken großer Religionstifter, eines Buddha, Moses, Jesus und Mohammed, von der Epochenbestimmung im allgemeinen ausgeschlossen, obgleich der Verfasser einer ebenfalls sehr verbreiteten und beliebten Weltgeschichte, nämlich Becker, als den Anfangspunkt seines zweiten Zeitraumes Moses aufgestellt hat. Aber freilich greift Moses so wie später Mohammed selbstthätig in die großen Weltbegebenheiten ein. Eigentlich jedoch erschließen sich in der Stille der Einsamkeit, nicht im Geraüsche der Welt die Blüten frommer Begeisterung; darum heißt Buddha der heilige Einsiedler (Shakia muni, *ἁγιος μουνος*); darum verweilte Moses in der Sinaisteppe bei Jethro, Jesus in der Wüste am Jordan und Mohammed in der Höhle des Berges Harah bei Mekka.[1]) Diese zweite Foderung könnte man als Gesetz der Gesammtbildung bezeichnen.

Die Kategorie der Causalität oder Ursachlichkeit anbelangend, so müssen die einzelnen Epochen unter sich in einem Zusammenhange von Ursach und Wirkung, oder um ein Bild vom Meere zu entlehnen, von Strömung und Gegenströmung, vom Anprällen und Abprallen der Wellen, erscheinen. Den ersten Versuch dieser Art hat der Vater der Geschichte und Erdkunde, Herodotos, gleich im Anfange seines großen Geschichtwerkes gegeben, wo er den Streit zwischen den westasischen und osteuropäischen Völkern schildert. Zuerst, sagt er, hätten die Phöniker den Streit erhoben, indem sie auf einer Handelsfahrt nach Argos die Königstochter Io geraubt hätten; hierauf hätten zur Vergeltung Hellenen des phönikischen

[1]) Siehe Hammers Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer, moslimischer Herrscher I. B. S. 91. Wenn Hammer-Purgstall in einer frühern Schrift, Länderverwaltung unter dem Kalifat, S. 7. Anm. sogar die Zeitrechnung, Hedschra oder Hidschret, von dieser Zurückgezogenheit des Propheten in der Höhle abzuleiten schien, indem er sagt: „Hidschret heißt Abgeschiedenheit, Zurückgezogenheit von der Welt, nicht Flucht, welches Firar," so nimmt er diese Ableitung später zurück, indem er Gemäldesaal S. 92 sagt: „Hidschret, d. i. Auswanderung des Propheten von Mekka nach Medina."

Königs Tochter Europa entführt. Nach diesem hätten die Hellenen Schuld an dem zweiten Frevel indem sie auf dem Handelszuge nach Kolchis die Königstochter Medea wegführten; worauf, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Paris die Königin Helena von Sparta geraubt habe. Diese gegenseitigen Entführungen wären nun zu völligen Völkerzwisten geworden, indem die Hellenen, Helena zu rächen, nach Troja gezogen; die Perser dagegen, um diese Blutschuld zu tilgen, in Hellas eingefallen wären. Einen ähnlichen Gedanken hatte Vico, der Vorläufer Herders, im Gegensatze des Laufs und Rücklaufs (corso e ricorso) der Menschheit. Man sieht, daß Herodotus eine Verkettung der Begebenheiten durch Wechselwirkung begründet. Hiernach könnte man die dritte Foderung das Gesetz der Wechselwirkung nennen.

Werden diese 3 Foderungen erfüllt, so sehen wir in der Aufstellung der Epochen gleichsam das Weben des Erdgeistes, die brausenden Wellenschläge des Völkergewoges, während wir in der unverknüpften Aufstellung willkürlich gewählter Epochen nur ein todtes Gerippe der Weltgeschichte haben. Beckers 7 Zeiträume seiner Weltgeschichte geben zu wenige Eintheilungen, Johannes v. Müllers 24 Bücher allgemeiner Geschichten geben zu viele.

Machen wir jetzt einen Versuch, jene Wogenzüge der Völker im herodotischen Geiste zu zeichnen. Da das Festland sich mehr der Länge nach von Ost gen West als der Breite nach von Süd gen Nord ausdehnt, so finden wir auch die Völkerwogen, gleich denen der Ebbe und Flut, mehr nach der Erdlänge als nach der Erdbreite, und wenn ein Freund meine Entwickelung eine „Polarisirung der Weltgeschichte" nannte, so muß dieses Wort nicht auf die Erdpole, sondern nur auf die Pole als Gegensätze, wie in der Naturwissenschaft, bezogen werden. Wir finden zwar allerdings einige Eroberungszüge in Meridianrichtung, z. B. auf der östlichen Halbkugel der Semiramis von Nord gen Süd, des Sesostris von Süd gen Nord, sowie auf der westlichen Erdhälfte der Azteken von Nord gen Süd und der Inkas von Süd gen Nord. Aber die erwähnten Meridianzüge liegen theils noch in Dunkel verhüllt und gehören zum Theil der mythischen Zeit an, theils haben sie nicht bedeutend in den großen Gang der Weltgeschichte eingewirkt. Sonach bleiben der Osten und Westen die eigentlichen Pole der Geschichte des Menschengeschlechts.

Die beiden ersten Paare der herodotischen Doppelströmung, der Tyrier gen Hellas und der Hellenen gen Tyros, so wie der Hellenen nach Kolchis und der Troer nach Sparta, lassen wir fallen, als unbedeutend und der Sagenzeit angehörig. Erst bei seiner dritten Doppelströmung wird der Einfall der Perser von Bedeutung für die allgemeine Geschichte. Auch möchten wir ihn weniger als einen Rachezug für die Zerstörung Troja's, denn für einen von Westen her durch Krösus Einfall veranlaßten Vertheidigungs- und später Angriffskrieg, der dann die Hellenen mit in den Kampf verwickelte, betrachten. Wenn wir also die sogenannte mythische Zeit übergehen, so können wir nur wenig über ein halbes Jahrtausend vor Christus als wirklich festgegründete Geschichte betrachten. Denn die hoch hinaufgehenden steinernen Denkmale in Aegypten und die Jahrbücher der Siner sind noch mancher Forschung unterworfen und liegen etwas abwärts von dem Hauptgewühle des Völkertreibens, das sich vorzüglich an den Ufern rings um das Mittelmeer bewegt. Nun finden wir in der Geschichte des Menschengeschlechts 4 große Doppelströmungen, d. h. 4 von Ost nach West und 4 von West nach Ost: 1) Stoß der Perser gegen die Griechen, seit Kores (Kyros), und Rückstoß der Griechen gegen Persien, vorzüglich unter Alexander (bei den Morgenländern Iskander). Man kann also diese Strömung als persisch-hellenische und hellenisch-persische betrachten. 2) Das Drängen der Römer nach allen Seiten hin, vorzüglich aber an der Stelle Alexanders gegen Osten, gegen das neupersische Reich der Parther und Armenier. Mehre erst kürzlich bekannt gewordene morgenländische Quellen[1]) beweisen, daß die Eroberungen der Römer im Osten bis nach Mittelasien hin, eine gewisse Aufregung hervorgebracht haben, welche sich in großen Völkerbewegungen, von der Gränze Sina's bis in die Mitte Europa's kund gab. Da die Germanen als das letzte Glied hiebei erscheinen, welche als die mächtigsten Feinde Roms auftreten, so können wir diese Doppelströmung als römisch-germanische und die Rückwirkung als germanisch-römische bezeichnen. 3) Andrang der Araber gegen Europa, sowohl gegen

[1]) Ein Hauptbelag ist der Reisebericht des sin. Generals Tschangkian um 140 v. Chr. worin das große Westreich d. h. das römische, erwähnt wird, mit dem Sina unmittelbaren Handel eröffnen wollte. S. Ritters Asien I, 201. VI, 547. wo noch andere Beläge beigebracht sind.

Griechenland als Italien und vorzüglich Spanien, und Rückdrängen der europäischen Welt in den Kreuzzügen, wobei an die Stelle der Araber die seldschuckischen Türken getreten sind, welche aus einer Leibwache der abbassidischen Kalifen zu einem erobernden Volke wurden. Die Einwirkungen der Völker des Ostens und Westens auf einander werden immer großartiger, und man kann die jetzige Doppelwirkung, als asisch-europäische und als europäisch-asische betrachten. 4) Wenn vorher nur eine Hälfte der östlichen Erdfeste gegen die andere in die Schranken trat, so werden nun die Einwirkungen noch großartiger, indem nun eine Erdhälfte gegen die andere bisher noch unbekannte in den Kampf greift. Diese Bewegung ist weit ausgedehnter, als man gewöhnlich annimmt. Durch die Türken waren die alten Handelswege nach Indien über den arabischen und persischen Meerbusen gestopft, wodurch vorzüglich die großen südeuropäischen Seestädte, Venedig und Genua litten, von denen jenes den Weg über die Landenge von Suez, dieses vom schwarzen Meere aus den Weg den Euphrat hinunter beherrschten. Mancher denkende Kopf dieser beiden italischen Handelsstaaten mochte wohl auf neue Wege gesonnen haben, nach dem fernen Indien, dem Lande der Edelsteine und Gewürze, vorzudringen, bis endlich der Genueser Colombo nach seinem Besuche auf Island 1477 von den Entdeckungen der Skandinavier, seit einem halben Jahrtausend, in Grönland und Vinland (Virginien, vielleicht selbst Florida) gehört hatte und nun den geraden Seeweg gen Westen vom südwestlichsten Punkte Europas in Spanien unternahm. Wenn also ein neuerer Geschichtschreiber Herr Buchholz[1]) die Türken als die mittelbaren Entdecker der westlichen Erdhalbe betrachtet, so hat dies nur auf den südlichen Erdtheil jener Erdhälfte, Südamerika, Anwendung, indem der nördliche Erdtheil Nordamerika von germanischen Nordmännern schon längst gefunden war. Nun wogte der Westen der alten Welt von Europa über das atlantische Meer nach der neuen Welt hinüber, sowohl mit der Gewalt des Schwertes als mit der Macht des Glaubens. Wärend sich in Südamerika mehr das romanische Völkerelement festsetzte, so siedelte sich in Nordamerika nach und nach überwiegend,

---

[1]) Auch Pischon hat diesen Gedanken in einer Predigt geäußert, ja die Türken als Veranlasser der Reformation genannt.

das germanische an, dort Spanier und Portugiesen, hier Dänen und Briten[1]); wärend dort die katholische Kirche ihren Bau gründete, schlugen hier die verschiedensten protestantischen Gemeinden ihren Wohnsitz auf. Erst seit etwa einem halben Jahrhundert ist eine große Rückwirkung aus dieser westlichen Erdhalbe auf die östliche merkbar geworden, vorzüglich durch die germanische Bevölkerung bei Losreißung der britischen Kolonien, indem, vorzüglich durch **Lafayette** neue politische Ideen in Umschwung kamen, welche den bekannten Ausspruch veranlaßten: „Die Revolution wird die Reise um die Erde machen." Doch ist nicht bloß ein geistiger Einfluß der Westhälfte auf die Osthälfte merkbar, sondern, in weit ausgedehnterem Maaße auch ein sogenannter materieller. Die Schiffahrt der Nordamerikaner scheint immermehr die der Engländer überflügeln zu wollen. So führt **Alexis de Tocqueville** in seinem Werke über die Demokratie in Amerika an, daß im Jahre 1830 die Einfuhr in Nordamerika 101 Mil. Dollars betrug, von denen 90 Mil. auf amerikanischen und nur 11 Mil. auf europäischen Schiffen eingebracht wurden; die Ausfuhr betrug in jenem Jahre 87 Mil. Dollars, davon 66 Mil. auf amerikanischen und 21 auf europäischen Schiffen verführt wurden. Immermehr werden die Nordamerikaner die Schiffsreeder aller Völker, da sie am wohlfeilsten fahren, was bei der Handelswelt immer den Ausschlag giebt. Diese größere Wohlfeilheit der Fracht entsteht nach Tocqueville vorzüglich aus 2 Umständen, einmal daraus, daß sie auch bei der Nacht mit vollen Segeln fahren, und dann, daß sie weniger den Sturm scheuen; welches letztere vielleicht größtentheils den Mäßigkeitsvereinen zu verdanken ist, da durch Vermeidung des Branntweins eine größere Besonnenheit in Gefahren bewirkt wird. Nicht unpassend hat Tocqueville dieses amerikanische Schiffahrtwesen, mit dem durch die französischen Revolutionskriege entstandenen Bivouacsystem verglichen, und man könnte dieses schnelle und kühne Segeln der Nordamerikaner, das See-Biwachthum nennen. Diese gegenseitige Einwirkung selbst aber könnte man als **europäisch-amerikanisch** und als **amerikanisch-europäisch** bezeichnen.

[1]) Man kann die Anglo-Amerikaner recht eigentlich als die Fortsetzer der großen germanischen Völkerwanderung betrachten, da sie nicht bloß die röthlichen Urbewohner, sondern auch die romanischen Europäer, z. B. Franzosen und Spanier, in dieser Erdhälfte immer mehr zurückdrängen, ja selbst für die freigelassenen Neger die Kolonie Liberia auf Guinea gründeten.

Durch diese öst-westlichen Einwirkungen der Völker bilden sich 9 Zeiträume der allgemeinen Geschichte, dieselbe Zahl, wie bei Rotteck, nur nach einem andern Eintheilungsgrunde. Es ist bei Rotteck eine schöne Ebenmäßigkeit, daß jedem der 3 Weltalter, als Unterabtheilungen auch 3 Perioden gegeben sind; aber diese Ebenmäßigkeit muß dem höhern Gesetz der Gerechtigkeit weichen. Wärend die Rotteckſche Bestimmung der Epochen ungerecht gegen das einst weltgeschichtliche Volk der Araber ist, ist sie zu parteiisch für die Deutschen, welche dreimal als Gränzwächter von Perioden aufgestellt sind: in der Völkerwanderung, in Karl dem Großen und im westfälischen Frieden. Die beiden letzten Erscheinungen aber sind nicht sowohl weltgeschichtliche, als vielmehr nur mitteleuropäische zu nennen, da sie außer Deutschland nur noch einige angränzende Länder berühren. Unsere Periodenraume gewähren den Vortheil, daß sie den Verlauf der ganzen Weltgeschichte wie im Bilde zeigen.

Erster Zeitraum, von der mythischen- oder Sagen-Zeit bis auf die persischen Eroberungszüge gen Westen, ein Zeitraum von unbekannter Größe, jedoch wenigstens von 1½ Jahrtausenden, etwa 2000 bis 550 vor Christus. Nur Hellenen und Perser sind scharf hervortretende Gegensätze in leidenschaftlichster Thätigkeit. Die entfernteren Völker, als Siner, Indier, Araber, Aegypter, Westafrikaner und Westeuropäer, so wie der ganze Norden der alten Welt, kurz alle Anwohner des homerischen Stromes Okeanos stehen entfernt und theilnahmlos bei diesen heftigen Kämpfen. — Zweiter Zeitraum, von dem Perser Kores (Kyros) bis auf den Makedonier Alexander, eine Periode von etwas mehr als 2 Jahrhunderten, von etwa 550 bis 350. Hier treten schon große geordnete Staaten mit einander in Berührung, in Asien ein großer despotischer Staat, das persische Reich, in Europa eine Menge kleiner, hellenischer Freistaaten. Diese Kämpfe zeigen das Uebergewicht des Geistes über die Masse, der Freiheit über die Knechtschaft. Sie eröffnen zugleich dem Sieger eine neue Welt der Länder und der Erzeugnisse im Osten. — Dritter Zeitraum, von Alexander bis Cäsar, ein Zeitraum von etwa 300 Jahren, von etwa 350 bis 50 vor Christus. Der Kampf um die Weltherrschaft rückte jetzt nach Westen fort, und die gen Osten siegenden Griechen wurden von Westen her durch die Römer besiegt. Rom trat an die Stelle Persiens in Hinsicht der Ländermasse, es trat an die Stelle Griechenlands in Hinsicht

einer freien Verfassung, aber dort, wie hier, bereitete Eroberungssucht und Ueppigkeit den allmähligen Sturz vor. — **Vierter Zeitraum**, von Cäsar bis auf die Völkerwanderung, etwa bis auf Alarich, ein Raum von 450 Jahren, von 50 vor bis 400 nach Chr. Wenn Rom bisher durch geistige Kraft über die Welt gesiegt hatte, so wurde es jetzt durch sittliche Kraft besiegt. Das frische germanische Naturleben, veredelt durch das Christenthum, (einen Glauben für die ganze Menschheit bestimmt, weil aus dem tiefsten Borne der Menschheit geschöpft) siegte über die trostlose Unsittlichkeit der römischen Hauptstadt und ihrer Provinzen, und die durch die Westgoten eroberte Weltstadt wurde großmüthiger vom Sieger behandelt, als sie selbst besiegte Hauptstädte behandelt hatte. — **Fünfter Zeitraum**, von Alarich bis auf die Ausdehnung des arabischen Reiches gen Westen, unter dem Kalifen Walid, eine Periode von 300 Jahren, von 400 bis 700 n. Chr. Ein anderer neuer Glaube, nicht von so großer sittlicher Reinheit, wie das Christenthum, aber von größerer sinnlicher Glut, begeisterte das stille Volk der Araber, bisher nur Hirten und Handelsleute, zu Welteroberern. Von der südwestlichsten Halbinsel Asiens drang der Islam und mit ihm die Herrschaft der Araber durch Afrika zum westlichen Europa. Wie einst der phönikische Handel das Mittelmeer belebte, später der griechische und römische, so trat nun der arabische an deren Stelle. Fabriken erblühten auf der Nordküste Afrikas und im arabischen Spanien. — **Sechster Zeitraum**, von Walid bis auf den Anfang der Kreuzzüge unter Gottfried von Bouillon, ein Zeitabschnitt von 400 Jahren, von 700 bis 1100. Die Araber strebten danach, wie einst die Römer, alle Küstenländer des mittelländischen Meeres unter ihre Herrschaft zu bringen, denn schon waren sie von Spanien durch Süd-Frankreich nach den Alpengegenden Italiens gedrungen. Aber wie einst die Germanen die römische Weltherrschaft gestürzt hatten, so erschütterten sie jetzt an den Ufern der Loire die arabische. Das Christenthum erhob sich gegen den Islam, und die deutschen Könige, welche das römische Kaiserthum erneuerten, erhoben auch den römischen Bischof zum Oberpriester der Christenheit und schenkten ihm Land. Die Araber wurden in Europa immer weiter gen Süden gedrängt und behaupteten sich nur noch im südlichen Spanien, Sicilien und Malta. Aber Europa suchte nicht allein sein eigenes Gebiet vom östlichen Einflusse zu reinigen, sondern griff auch den

Mittelpunkt der östlichen Herrschaft in Asien an. — Siebenter Zeitraum, von Gottfried bis zur Unterjochung der westlichen Erdhälfte unter Colombo, eine Zeit von etwa 400 Jahren, von 1100 bis 1500. Durch zwei wichtige deutsche Erfindungen, Schießpulver und Buchdruck, erhob sich Europa zu einem großen bleibenden Uebergewicht über die andern Länder der Erde. Die fernsten Theile unsers Planeten wurden immer weiter erforscht, theils durch Landreisende bis zu den Gränzen Asiens in Sina, theils durch Seefahrer um Afrikas Spitze bis nach Indien und den Inseln zwischen Asien, und dem neuen Erdtheil Australien. Aber die größte Erwerbung war gen Westen, welche geistig Europa bereicherte, jedoch materiell arm machte. — Achter Zeitraum, von der Unterjochung der westlichen Erdhälfte bis zum Anfang der Freiwerdung derselben unter Washington, eine Zeitreihe von fast 300 Jahren, von 1500 bis 1780. Theils Gewinnsucht, theils Verfolgung der in England begonnenen Reformation, trieben eine Menge Europäer über das atlantische Meer hinüber. Wenn sich in dem nördlichen germanischen Theil Nordamerikas die protestantische Kirche ausbreitete, so setzte sich in dem romanischen Südamerika die katholische Kirche fest. Die röthlichen Urbewohner beider Erdtheile wurden theils in die Urwälder verdrängt, theils ausgerottet, und eine neue Völkerwanderung begann an deren Stelle von Osten gen Westen, nämlich der Neger aus Afrika, so daß die beiden Amerika eine wunderliche Mischung des röthlichen, weißen und schwarzen Menschenstammes enthalten, von der die Urbewohner nur 25, die Weißen oder Kreolen 38 und die Neger mit ihren Mischlingen 37 Theile umfassen. Da nun die freien Neger eine 40mal größere und selbst die Sklaven eine fast 20mal größere Lebenszähigkeit als die Kreolen und Urbewohner haben[1]), so scheint in der Zukunft der schwarze Menschenstamm alle andere überwuchern zu wollen, wogegen die Urbewohner immer mehr verkümmern und schwinden. — Neunter Zeitraum, von 1780 bis jetzt, gegen 60 Jahre, von Washington bis zur europäischen Pentarchie oder Fünfherrschaft, von Russland, Oestreich, Preußen, Frankreich und England. Das protestantische Element im germanischen Nordamerika zeigte sich auch in politischer Hinsicht durch

---

[1]) Nach Warden erreicht nur ein Kreole von 20720, ein Negersklave von 1450 und ein Freineger von 510, ein Alter über 100 Jahre.

Losreißung der britischen Kolonien, zwischen den Halbinseln Neuschottland und Florida. Die daraus hervorgehenden Freiheitskämpfe wirkten sichtbar auf Europa zurück, aber für das eigene Vaterland brachten sie nur den weißen Menschen Freiheit, wogegen die Urbewohner immer weiter gen Westen gedrängt werden und die Neger in den Provinzen südlich vom Potamak Sklaven blieben, in den nördlichen aber, bürgerlich herabgedrückt oder nach Afrika zu einer freien Negerkolonie zurückgeschickt wurden. Nach diesen germanischen Ansiedlern regte sich der Geist der Freiheit zunächst bei den Schwarzen, welche sich auf Haiti von der Herrschaft Napoleons losrissen. Ebenso bewirkten Napoleons Angriffe auf die pyrenäische Halbinsel das Losreißen der spanischen und portugiesischen Kolonien in beiden Amerika. Der Einfluß dieser Westhälfte auf die Osthälfte unseres Wandelsterns zeigt sich nicht bloß im Reiche der Ideen, in Hinsicht bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, sondern auch in sogenannter materieller Rücksicht, durch Schiffahrt und Handel, und obgleich die Staaten der neuen Welt keine eigentlichen Niederlassungen in fremden Erdtheilen beschlossen haben, so verbreiten sich doch Bürger dieser Staaten, *theils als Kaufleute, theils als* Missionare oder Sendlinge, in allen Küstenorten der Erde. Die nächsten Jahre werden nun zeigen, welchen Einfluß die völlige Freilassung der Negerlehrlinge, in den britischen Kolonien beider Amerika, gewinnen wird, ob sie friedlich mit den Weißen sich mischen; oder dieselben unterdrücken, wie in Haiti; oder endlich nach ihrem Heimatland, Afrika, zurückkehren werden, wie in Neuengland. In Europa aber schlichten 5 Großmächte, nicht nur die entstehenden Zwistigkeiten im eigenen Erdtheile, sondern auch in Asien und Afrika, wie sich jetzt bei dem Streite der Türkei und Aegyptens zeigt.

So bildet sich mit fortschreitender Zeit immer mehr ein Fortschritt der Völkerverbindungen, welche anfangs mittels des Schwertes, dann auf dem Wege des Handels und endlich durch die geistige Mittheilung des Wortes und der Schrift, sich darstellen, so daß eines arabischen Schriftstellers, Ibn Chaldun's, drei große Welthebel S c h w e r t, G e l d, F e d e r, auch im Verlaufe der Weltgeschichte sich zeigen.

August Zeune.

IV.

Ueber die unbestimmten Zahl-Adjectiva der Deutschen Sprache.

In der Natur ist die Zahl kein Körper, ja nicht einmal eine äußere oder innere Eigenschaft, die sich an einem Körper findet, sondern ein Verhältniß unter gleichartigen Körpern; der Begriff der Zahl setzt also eine Abstraction voraus und sollte demnach vermuthen lassen, daß die Zahlwörter ziemlich späten Ursprunges wären in Vergleich mit den anderen Redetheilen. Dennoch ist dem nicht also; denn die Abstraction der Zahl drängt sich schon dem sinnlichen Menschen von selber sehr bald auf, besonders bei Betrachtung seines eigenen Körpers, wo bestimmte Zahlenverhältnisse so deutlich hervortreten; so daß die Zahlwörter fast zu den ältesten in jeder Sprache gehören: unter ihnen sind die unbestimmten aber jedenfalls die jüngsten. Diese geben die Menge von Gegenständen nur nach einer oberflächlichen Schätzung in Vergleich zu anderen Gegenständen an, wobei 2 Rücksichten genommen werden können, nämlich, ob die angedeutete Anzahl groß oder klein gedacht werden soll. Eine größte Zahl gibt es nicht, also hat die Andeutung einer großen Menge keinen Maaßstab, an den sie sich anlegen könnte, folglich gibt es für diese Bezeichnung nur einen einfachen Ausdruck, und der ist im Neuhochdeutschen das Wort viele. Die Kleinheit dagegen findet ihre Grenze in der Zahl eins, daher kann es in Bezeichnung einer kleinen Anzahl verschiedene Abstufungen geben, je nachdem dieselbe der Einheit näher oder ferner liegend angedeutet werden soll. Nach diesem Gesichtspunkt geordnet und von der Einheit ausgehend, gibt es im Neuhochdeutschen folgende Bezeichnungen einer

kleinen Anzahl: einzelne, etliche, einige, wenige, mehrere und manche.

Der Einzahl am nächsten steht das Wort einzeln; denn es bedeutet eigentlich bloß die Einheit selber, entweder geradezu als solche (im Singul.), oder in einer ganz unverbunden gedachten Wiederholung (alsdann steht es im Plur.) Die Bedeutung und der Gebrauch des Wortes bieten keine Schwierigkeiten dar. Nicht so klar dagegen ist die Form, namentlich was die letzte Sylbe betrifft. Adelung entscheidet sich nicht lebhaft für eine Erklärung dieser Sylbe, hält es aber für das Wahrscheinlichste, daß sie aus dem Worte Zahl entstanden sei. Dies ist aber bloß nach dem Gehöre vermuthet und hat gar keine weitere Analogie für sich: vielmehr ist die Endung aus der Flexionsendung des Dat. Plur. entstanden und hat dadurch dem Worte seine eigentliche Bedeutung gegeben: zu Einzen oder je Eins gerechnet. Diese ursprüngliche Dativ-Endung wird sich aus der Geschichte des Wortes ergeben. In einer Gothischen Form kömmt das Wort noch gar nicht vor, müßte aber, wenn man aus den zunächst vorhandenen Formen zurückschließt, im Nom. Sing. ainats oder ainatis lauten (s. Grimms Gr. III. S. 10). Das reine Gepräge des Dativs, d. h. die Endung em und die daraus abgeschliffene en, findet sich aber an den in Althochdeutschen Sprachdenkmälern vorkommenden Formen, und zwar läßt sich in ihnen auch noch die vollständige Redensart nachweisen, durch deren Verkürzung dieser Dativ entstanden ist, und der also in dieser Redensart seine Erklärung findet, nämlich zeinitzen stuechen, d. h. zu einzelnen Stücken (Graffs Diut. III. S. 46). Die daraus herfließende Verkürzung also findet sich in folgenden Gestalten, deren Vorkommen theils in Grimms Grammatik III. S. 10 u. S. 95, theils in Graffs Sprachschatz I. S. 330 einzeln nachgewiesen ist: ainazêm und einezzêm, einzên, und einizen, letzteres beim Otfried III, 22, 12: unio lángo so Firdregen unir; thaz thu unsih spénis sus ze thir, sus nimis einizen; einzen, enheinzen, auch noch weit später, im Augsburger Stadtbuche a. 1276. p. 31. Neben diesem adverbialen Dative bestand aber im Althochdeutschen ein Adjectiv einluzi oder einluzic und das daraus gebildete Substantiv einluzzicheit (s. Graffs Sprachschatz S. 318); was sich in dieser alterthümlichen Gestalt noch sehr lange, jedoch nur in der Gerichtssprache, erhalten hat, wo es von Zeugen gebraucht wurde, de-

ren jeder von einem Factum eine andere Einzelnheit aussagen konnte, wo also Keiner die Aussage des Anderen bestätigte. Es heißt nämlich in Chilian Königs Processus und Practica der Gerichtsleuffte (Leipz. 1541. 4.) Bl. 177: „Es kömpt offt, das einer viel gezeugen fürt, und doch gar nichts mit jnen beweist, — als wenn einer saget, er habe es gehört, der ander saget, er habe es gesehen; diese zeugen werden einlitz genannt." Und ebendaselbst: „die einlitzigkeit der gezeugen." Weiter habe ich dies Wort nicht gefunden. Aus dem Althochdeutschen einluzi oder einliz ist wahrscheinlich, durch bloße Versetzung der Buchstaben, das im Mittelhochdeutschen schon vorkommende einzel entstanden, was z. B. Gottfried von Straßburg im Tristan Z. 283 hat:

der richet einzele schaden,

d. h. der Bär rächet jeden einzelnen Schaden; und Z. 19450:

Man enmüg' es so vil zesenden
mit einzelen brenden,

d. h. man könnte ein großes Feuer so zertheilen durch einzelne Brände u. s. w. Gleichzeitig damit kömmt die verlängerte Form einzeling als Adjectiv und als Adverbium vor; z. B. bei demselben Gottfried von Straßburg, Tristan Z. 19442:

Man enmuge davon gegiezen
mit einzelingen fliezen
so vil, daz er sich gar zerlât.

(Es ist hier nämlich vom Rheine die Rede.) Ein anderes Beispiel führt Frisch im Wörterbuche S. 221 aus der Limburger Chronik an: „Anno 1356. kamen die Erdbeben gar einzeling, heut und morn, darnach und aber mehr hier und da." Und als reines Adverb in der Manessischen Sammlung II, 205b. (Grimm III. S. 235) einzelingen. Dieses Adverbium kömmt späterhin weiter nicht vor, sondern statt dessen einzelicht bei Philander von Sittewald II. S. 695: „daß gleich am Stättle etliche Stuck Rind-Vieh einzelicht geweidet würden." Die zwei im Alterthume getrennt vorkommenden Formen einzen und einzel verschmelzen in die Neuhochdeutsche Form einzeln, von der sich also beide Elemente des Auslautes, l und n, aus den älteren Dialekten rechtfertigen lassen, so daß man offenbar der Sprache Gewalt anthut, wenn man nun wieder, gegen den Sprachgebrauch, das Wort in seine alte Gestalt einzel zurückbringen will. Ja man findet sogar diese Verschmel-

zung, **einzeln**, schon in Herborts von Fritzlar Lied von Troja Z. 39: **Ez muz mir einzeln tropfen in**; also im Anfange des 13ten Jahrhunderts. — Diesem Worte entsprechend ist das Plattdeutsche **éntel**, z. B. in einer Berliner Urkunde vom J. 1379: **by enteln penningen** (Fidicin diplom. Beitr. zur Gesch. von Berlin Th. II. S. 84); woraus durch Uebergang das **t** in **k** das Wort **enkel**, oder **enkelt** entstanden ist, was in der Dänischen Sprache, und bisweilen auch im Plattdeutschen die Bedeutung *einzeln* hat. S. Richey's **Idioticon Hamburgense** S. 54. Ob dieses aber wieder dasselbe Wort mit dem in Plattdeutscher Mundart gewöhnlicher vorkommenden **enkede** ist, wie Grimm in der Grammatik Th. III. S. 770 behauptet, ist noch nicht ganz klar; die Bedeutung dieses Wortes ist nämlich an den Stellen, wo es sich wirklich findet, nicht eigentlich *einzeln*, sondern *genau*, z. B. im Reineke Vos 1. Buch, 7. Kap.: **Do he dat enkede hadde vornomen.** Kantzow's Pommersche Chronik S. 52: **dat men id khume merken khonde, wo men nicht *enkende* darnha saeh**; und das Hauptwort **Engtedag**, d. h. der genau bestimmte Tag, Termin, Zahltag, in einer Berliner Urkunde vom J. 1394. (Diplom. Beiträge Th. II. S. 118.) An einer Stelle, die Frisch aus den **Script. Brunswic. Tom. III. p. 309.** anführt, heißt es auch *zwischen inne*: **Oldenborch lycht in Wygarien in dat Westendes Meers, dat dar het de Belt, in den ende des stichtes *enkede* Sudeyland und Femeren.**

Die kleinste unbestimmte Anzahl von Gegenständen, die nicht mehr, wie durch das vorige Wort, getrennt von einander betrachtet werden sollen, wird angegeben durch die Wörter *etliche* und *einige*, die der Bedeutung nach durchaus nicht verschieden sind, sondern bloß sprachgeschichtlich, nach der größeren oder geringeren Gebräuchlichkeit in der einen oder andern Zeit einen Unterschied zulassen. In dem Worte *etliche* ist die zweite Sylbe lich nicht bloß diejenige Endsylbe, welche aus *leich*, *lich*, *gleich* entstanden ist, wie in fröhlich, freundlich u. s. w., sondern sie ist wahrscheinlich entstanden aus **welich, hwelich**, so daß das Wort bedeutet: *irgend wer*, *irgend einer*; denn diese Vorsylbe *et* ist in Neuhochdeutschen Wörtern oft mit Relativbezeichnungen verbunden, wodurch der Begriff derselben unbestimmt gemacht oder verallgemeinert wird, wie in *etwa* (eigentlich: irgend wo), *etwas* (irgend was), und durch diese

Zusammensetzung werden die genannten Wörter ganz parallel den Lateinischen mit ali gebildeten, namentlich aber ist unser etlich Lateinisch aliquis. Als älteste Formen, die zugleich die genannten Elemente ganz deutlich zu erkennen geben, werden von Grimm (Gramm. Th. III. S. 57) aus Kero und den Junischen Glossen angeführt eddeshuělich und etheswelih, woraus sich durch Verkürzung folgende Formen bildeten: etheslih, eddeslih, etislih, ietslih (der Wiener Meerfahrt Z. 96), etslih und zuletzt etlich, deren Dasein sich sämmtlich durch Beispiele belegen läßt. Daß die erste Sylbe unseres Wortes und der ähnlich gebildeten, als: etwas, etwan u. a. von dem Worte icht (etwas) abgeleitet werden könne, (worauf man allerdings gewöhnlich zuerst verfällt), hat Grimm schon hinlänglich widerlegt (Gramm. III. S. 59); denn so verschieden auch in den ältesten Handschriften die Schreibung des Wortes sein mag (eth, ed, et, iet), so findet sich doch niemals das Wort icht selber darin, oder iht oder eht, sondern erst im 17ten oder 16ten Jahrhundert hat sich die Schreibart ichtwas für etwas, aber auch nur in diesem Worte, gebildet, z. B. in Moscherosch's Gesichten Th. II. S. 38: „Keiner wolte oder dorffte mich ichtwas angehen oder fragen;" und S. 42: „und ob dir schon ichtwas ungleiches hierin wiederfahren." Grimm führt vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit die erste Sylbe et zurück auf das Gothische aiththau, welches theils oder heißt, theils eine unbestimmt machende Partikel ist, wie etwa das Griechische *ἄν*, was auch durch dieselbe übersetzt wird, oder das Deutsche etwa. So als Uebersetzung des Griechischen *ἄν* steht aiththau z. B. im Evang. Joh. 14, 7: **ith kundedeith mik, aiththau kundedeith jah attan meinana** = *εἰ ἐγνώκειτέ με καὶ τὸν πατέρα μου ἐγνώκειτε ἄν.* Ebendas. 15, 19: **jabai this fairhwaus weseith, aiththau so manaseds swesans frijodedi** = *εἰ ἐκ τοῦ κόσμου ἦτε, ὁ κόσμος ἂν τὸ ἴδιον ἐφίλει.* Ebendas. 18, 36: **ith us thamma fairhwau wesi meina thiudangardi, aiththau andbahtos meinai usdaudedideina** = *εἰ ἐκ τοῦ κόσμου τούτου ἦν ἡ βασιλεία ἡ ἐμή, οἱ ὑπηρέται ἄν οἱ ἐμοὶ ἠγωνίζοντο.* Aus dem Gothischen aiththau ward Althochdeutsch eddo und odo in derselben doppelten Bedeutung, denn auch als Bezeichnung der Unbestimmtheit (die Bedeutung oder ist nämlich die gewöhnliche) steht es an mehreren Stellen des Otfried, welche Graff im Sprachschatze I. S. 147 ange-

führt hat. Im Mittelhochdeutschen hat sich diese Bezeichnung der reinen Unbestimmtheit erhalten in den aus **eddo** und **oddo** entstandenen Partikeln **et** und **ot**, deren erstere besonders häufig vorkommt, z. B. Nibel. 1400,3: **ez en si et, Hagne, iu einme widerseit** = es müßte denn etwa wider euch allein gesagt sein. An einer anderen Stelle des Nibelungenliedes ist es zwar mit dem Indicativ verbunden, drückt aber dennoch eine Unbestimmtheit aus, weil es in einer dunklen Weissagung vorkommt, die das eine Meerweib dem Hagen mittheilt, nämlich V. 6181 (Ausg. v. d. H.): **ez mûz et also wesen** = es muß etwa so kommen und ähnlich V. 7811: **daz mûz et also wesen.** Und die andere Form **ot** in dem Gedichte **Crescentia** (Kolocz. Codex S. 253) V. 293: **er was ir ot von herzen gram** = er war ihr wohl von Herzen gramm; und V. 334: **du bist ot dines vater sun.** In altplattdeutschen Gedichten ist dieses Wort sehr gewöhnlich. Hieraus ergibt sich also für **etliche** (irgend welche) die ursprüngliche Bedeutung der höchsten Unbestimmtheit in der Zahl der angedeuteten Individuen.

In mittelhochdeutscher Sprache kommt das Wort ausschließlich im Singular vor und heißt also: *irgend einer*, z. B. in Gottfrieds von Straßburg Tristan V. 199.

> **durch daz vil arme klagen,**
> **daz hie bî ze etelicher zit**
> **verborgen in dem herzen lît.**

In dem Schwanke: des Hundes Noth (**Kolocz. Cod.** S. 121.) V. 143: **nu helfet mir mit etslicher sache**; der Wiener Meerfahrt, (Ebendas. S. 64.) V. 349: **der eine ze ietlichem sprach** = Einer sprach zu irgend einem Andern. Etwas anders ist die Bedeutung in Wolframs Parcifal V. 8148:

> **Frou Jescute etslichen chus**
> **empfienech, den gab ir Orilus.**

Hier würden wir nämlich jetzt geradezu den Pluralis setzen. Aehnlich im Nibel. Liede 1012, 1: **Dô was etelicher, der — niht az noch entranc.** Es kommt das Wort auch, ganz abweichend von unserem jetzigen Sprachgebrauche, mit dem bestimmten Artikel vor in Gottfrieds Tristan V. 15337:

> **daz si im hier über funden**
> **etslichen den list oder den rat,**
> **damit er dirre missetat**
> **rache.**

So erhielt sich dieser adjectivische Gebrauch des Wortes im Singular bis zu Luthers Zeit, wo nur noch das Neutrum allein stehend als Substantiv vorkommt, z. B. Etliches fiel an den Weg. Math. 13, 4. Marc. 4, 5. und Luc. 8, 5. Seit dieser Zeit wurde theils nur der Pluralis des Wortes gebräuchlich, theils wurde auch das ganze Wort immer mehr verdrängt durch das damals erst für diese Bedeutung eintretende Wort einige. Dieses Wort kommt nämlich zwar schon im Gothischen in der Form **ainaha** vor, aber nicht in der Bedeutung, die jetzt mit einige verknüpft ist, sondern es heißt einzig, z. B. Luc. 7, 12: **sunus ainaha** der einzige Sohn, und Luc. 8, 42: **dauhtar ainoho**, die einzige Tochter. Ebenso wurde es auch im Althochdeutschen gebraucht, wozu man die Beispiele in Graffs Sprachschatz I. Th. S. 328 finden kann. Auch in der mittelhochdeutschen Sprache ist die Bedeutung noch keine andere, sondern wie gesagt, erst seit dem sechzehnten Jahrhunderte vertritt es die Stelle des älteren etliche, und zwar kommt es selbst um die Mitte dieses Jahrhunderts noch äußerst selten vor, z. B. in Barth. Sastrow's Leben Th. 2. S. 395: „Item, das er viell weniger sich mit der Kö. Mt. zu Polen mit einichen Zanckreden einzulassen vorhat," wo es auch noch nicht einmal genau unser einige ist, sondern Zankreden irgend einer Art bedeutet. Ganz ähnlich S. 409: „wo anders einicher menschlicher Glaub stat haben sollte;" und S. 516: „da nun kein Exemplar bei einichen Menschen mehr vorhanden." Eine ähnliche Bedeutung hat sich für den Singular des Wortes auch noch bei uns erhalten in Redensarten, wie: mit einigem Mißtrauen, bei einiger Vorsicht, seit einiger Zeit u. dgl.; kurz, man kann es so brauchen, daß es ungefähr mit etwas oder wenig gleichbedeutend ist. In einer zweiten Bedeutung faßt es im neuhochdeutschen Sprachgebrauche, der sowohl den Singular als den Plural zuläßt, gewisse Theile eines Ganzen zusammen, denen andere gegenübergestellt werden, also: einiges — anderes, einige — andere. Endlich, als eigentliches Zahlwort genommen, ist es je nach der Beschaffenheit des noch dazu tretenden Zahlwortes in doppelter Bedeutung gebräuchlich; nämlich mit dem Ausdrucke eines Zehners verbunden (20, 30, u. s. w. bis 90.) bedeutet es, weniger als zehn, und hat den Sinn einer Addition in der bekannten wunderlichen Form: einige zwanzig, einige dreißig, einige vierzig, welche gleichbedeutend ist mit:

zwanzig und einige oder einige und zwanzig u. s. w.; jene kürzere Redeweise hat sich aber überall als die volksmäßige herausgestellt, und so kann sie durch die letzte, blos steif grammatisch regelrechtere Art zu sprechen nicht verdrängt werden, da kein deutscher Stamm sie für das Leben angenommen hat. Wird das Wort aber mit einer Collectivzahl verbunden, so hat es dieselbe Bedeutung, die es bei jedem anderen Substantiv hat, nämlich einer kleinen Anzahl, z. B. einige Hunderte, Tausende, Schock, Dutzend u. a. Die Unterschiede, welche Eberhard in der Synonymik zwischen etliche und einige aufstellt, existiren nicht in der Wirklichkeit, sondern man kann nur sagen, ihre Bedeutung ist gleich, aber etliche ist in der gebildeten Schriftsprache jetzt ziemlich zurückgedrängt durch einige, was seit dem 16ten Jahrhunderte seine Stelle eingenommen hat. Dasjenige Wort aber, welches durch beide ganz und gar verdrängt worden ist, so daß sich schon im 15 Jahrhunderte keine Spur mehr davon findet, ist sumelich, welches, wie jene beide im Singular irgend einer, im Plural einige bedeutet. Das Stammwort dazu ist gothisch **sums**, der unbestimmte Artikel, τις, auch in seiner gesteigerten Bedeutung, ein gewisser, Plural **sumai**, τινες, z. B. der Singular Marc. 14, 43: **Judas, sums thize twalibe**, Judas einer der Zwölfe; ebendas. 14, 47 und 51: **ains sums** ein gewisser. Luc. 15, 11. 16, 1 u. 19: **manne sums** einer der Männer. Joh. 11, 1: **sums siuks** ein Kranker; Luc. 15, 8: **suma quino**, eine Frau; Marc. 4, 4 u. Luc. 8, 5: **sum** (Neutrum) Einiges; im Plural Math. 9, 3: **sumai thize bokarje**, einige der Schreiber; Joh. 12, 20: **sumai thiudô** einige Griechen; in der Auslegung des Johannes (Maßman S. 41, 10): **mith sis misso sik undrunnan sumai**, einige liefen unter sich zusammen; ebendas. S. 48, 19: **ith sumai jah stibna is gahausidedun, sumai than is siun sehvun**, aber Einige hörten seine Stimme, Einige sahen auch sein Antlitz. Althochdeutsch wird dafür zunächst mit bloßer Abwerfung des gothischen Nominativ = S. **sum** gesagt, z. B. im Ludwigsliede V. 33: **sum uuas luginari, sum uuas skachari**, Einer war ein Lügner, Einer ein Mörder; und der Accusativ **suman** in demselben Liede V. 103:

suman thuruhsluog her,
suman thuruhstach her,

d. h. Einen durchschlug er, Einen durchstach er. Der Dativ Plu-

4*

ralis sumen im Otfrid III, 3, 19: in sumen. Aber schon bei demselben Otfrid kommt einige Zeilen vor der eben angeführten Stelle auch diejenige Form vor, die späterhin, im Mittelhochdeutschen, die allein übliche war, nämlich sumilih: ni bidrahtot unsir sumilih, thaz uuir birun al gelih, einera giburti; und III. 24, 73: tho sprachun sumiliche, und im Singular IV. 12, 11, wo Jesus, indem er Judas Verrätherei andeutet, sagt: thoh habet sumilih thaz muat, doch hat Einer im Sinne. In Willirams Uebersetzung des hohen Liedes kommt es einige Male vor, z. B. S. 18, 19: sumeliche proceres Synagogae, einige Vorsteher der Synagoge. S. 40, 13: iro sumeliche, einige von ihnen; und weiter unten: under den habo ih vundan sumeliche, und: sumeliche qui contenti sunt, und ähnlich S. 75, 9: wante sumeliche so eminentes sint. Tatian (Cap. 79) unterscheidet drei Theile einer Menge so: fon sumalihhen — fon sumalihhen — fon anderen, nach unserer Redeweise: von Einigen — von Anderen — von Anderen. Im Mittelhochdeutschen kommt es vorzüglich in Heinrichs von Veldek Eneit oft vor, z. B. V. 154, 378, 679, 1107, 11163: sumeliche sprachen durch nit; V. 11167: ouh wolden sumeliche, u. V. 11465:

sumeliche hant iz wol gehort
wie ih her zû bin komen,
sumeliche hab iz ouh niht vornomen.

Seltener schon ist es im Nibelungenliede, z. B. V. 1076, (264, 4 Lachm.) 4102, (963, 2) u. 6508. (1563, 4). In Herborts von Fritzlar Lied von Troja steht immer die Form simelich, z. B. V. 1155: simelichen liep, simelichen leit, es war Einem lieb, dem Anderen leid; V. 14444 u. 14445: simeliche dar vur traten, simeliche zu ros sprungen; und ebenso V. 14454 u. 14455: simelichen geschach daz heil, simelichen unselicheit. Dieses Wort darf nicht verwechselt werden (wie es von dem Herausgeber des Herbort von Fritzlar S. 231. in der Anm. zu diesem Gedichte geschehen ist) mit samalih, samelich, was ähnlich oder eben so beschaffen bedeutet, (Vgl. Grimms Gramm. III. S. 50); noch weniger aber mit dem Adjectiv sumelich, saumselig, von sumen, säumen. Denselben Wortstamm sum, aus unserem unbestimmten Zahlworte, finden wir auch in den verwandten älte-

ren Dialekten, z. B. in den Edda-Liedern, die den Sagenkreis der Nibelungen betreffen, Ausg. von v. d. Hagen S. 41:

Sumar ero Askungar
sumar Alfkungar
sumar dötr Dvalins;

d. h. einige (Nornen) sind vom Asenstamme, andere vom Elfenstamme, andere sind Töchter Dwalins. Im Heliand S. 73 in der Parabel vom Säemanne: **Sum it an hardan sten fel — — sum it eft an land biuel — — sum it eft biuallen uuard an ena starca stratun — — sum uuard it than biuallen** u. s. w., wo es auch einiges — anderes heißt. Auch in späteren plattdeutschen Dialekten findet sich das Wort, z. B. im Berliner Stadtbuche 1. Th. S. 123 der Singular: **in someliken Sassenlande,** d. h. in manchen Gegenden des Sachsenlandes, und in einer Urkunde vom J. 1379, ebendas. S. 84: **somelike tyd,** einige Zeit; und im Plural ganz gleich mit einige, etliche, ebendas. S. 32: **etlike borger geven rudentyns, somelike worttyns;** im Reinicke Fuchs in der Zusammensetzung **sumtydes,** *bisweilen.* Eine etwas *abweichende altplattdeutsche* Form ist **summig,** in der **kronika van Sassen** S. 245 der Ausg. von Scheller:

Dôrna he ôk geladen wârd
Van summigen luden.

Nach der Zeit ist das Wort ganz verschollen im Deutschen und hat sich nur im englischen **some** und in dessen Zusammensetzungen, wie **some-on, some-body, some-times** u. dgl. erhalten. Vergl. über diesen Wortstamm besonders Grimms Gramm. III. S. 4. und IV. S. 457. u. 738.

Diese drei Wörter (etliche, einige, sumeliche) sind ihrem Begriffe nach verschieden von wenige, denn sie bedeuten eine gewisse zusammengehörige Anzahl von Gegenständen, welcher eine andere Anzahl derselben Gattung gegenübersteht; wenige aber drückt ganz allgemein den Begriff der geringen Anzahl aus, daher steht es nicht einer anderen Menge gegenüber, sondern dem Begriff von viele. Diese Bedeutung ist aber erst in der neuhochdeutschen Sprachweise ganz bestimmt ausgeprägt worden, und die Anfänge dazu finden sich zwar im Mittelhochdeutschen schon häufig genug, aber im Althochdeutschen bedeutet das Wort noch nirgend eine geringe Anzahl, sondern es drückt die Armseligkeit und Kleinheit der Gestalt aus,

und diese Bedeutung herrscht, neben der später allein gangbaren, auch noch im Mittelhochdeutschen. Man hat von dem Worte eine doppelte Ableitung; nämlich gewöhnlich führt man es auf den Stamm wan, der einen Mangel an etwas bedeutet, zurück. S. vorzüglich Benecke's gründlichen Artikel im Wörterbuche zum Wigalois S. 738—744; und Graff im Sprachschatze I. Th. S. 854 ff. wo z. B. Zusammenstellungen, wie: uuan uuesan, uuan ist, uuan sint, uuan uuas für deesse, deest, desunt, defuit angeführt sind; daher auch das Zeitwort uuanôn, vermindern, im Otfrid. I, 22, 58. Davon ist nun das althochdeutsche wenac gemacht und bedeutet das Mangelhafte. Dagegen führt J. Grimm (Gramm II. Th. S. 13 u. 290.) das Wort auf das gothische Zeitwort quainôn, althochdeutsch weinôn, zurück, so daß die erste Bedeutung des Wortes wenac wäre: beweinenswerth, bejammernswerth. Indessen gehen beide Ableitungen gar nicht soweit auseinander, wie es im ersten Augenblicke scheinen möchte, denn die Begriffe des Klagens und des Mangels berühren sich so unmittelbar, daß man ihnen auch wohl einen gemeinsamen Wortstamm zuschreiben kann. Im Ulfilas kommt noch kein von diesem Stamme gebildetes Adjectiv vor, sondern bloß das Verbale wainans, im Römerbriefe 7, 24, wo es das griechische ταλαίπωρος übersetzt, bei Luther: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen? Im Althochdeutschen ist wenac gar nicht selten, und zwar heißt es beim Otfrid immer beklagenswerth, elend im Allgemeinen, vorzüglich den Seelenzustand betreffend, von der Kleinheit der Gestalt kommt es bei ihm noch nicht vor; I, 17, 21: loug ther uuenego man = log der elende Mensch; I, 18, 24: uuir uuenegon uueisun = wir elenden Waisen; II, 6, 24. II, 14, 44. IV, 7, 12. IV, 12, 3. IV, 22, 18. V, 20, 57. Aber in Willirams Uebertragung des hohen Liedes wird es meistentheils von der Gestalt gebraucht; S. 16, 20: Vóna dannon ist er gelih den wénegon díeron, nieth den michelon; S. 16, 36: der din wéneger garto, der in Judaea was; S. 38, 3: Die bezeichenet cinnámomum wénegaz boumelin, unte abo micheler chrefte unte suozes stanches; S. 73: unser suéster ist noh wénag unte ne hât nóh der spunne niet, d. h. unsere Schwester ist noch klein und hat noch nichts von Brust. Auch im Mittelhochdeutschen wird es vorzugsweise von der Kleinheit der Gestalt gebraucht, z. B. in Veldeks Eneit V. 11698:

Schiere her dar uz nam
— — — — — —
eine wenige zange,
gevûge unde niht lange,
sleht unde cleine.

Parcifal V. 10999: geleit ie riter not durch ein sus wenec frouwelin? V. 14268: dannoch wir wenec waren, d. h. damals waren wir noch klein. In Heinrichs von Friberg Tristan V. 5294, wird zu einem Zwerge gesprochen: wenigez mennel suf ouch du! Gudrun V. 286: sich verbarc in eim kriute der wênige gast, d. h. der kleine Fremdling verbarg sich im Grase; und ebend. V. 313: do emphiengen se minnelichen daz wênige kint; beide Male ist von Hagene die Rede, wie er als Kind von den Königstöchtern im Walde gefunden wird. Im Gebrauche der neuhochdeutschen Sprache hat sich derselbe Stamm mit derselben Bedeutung nur in dem Worte winzig erhalten. In derselben Zeit aber, aus der die eben angeführten Beispiele sind, bildete sich auch die jetzt allein noch übliche Bedeutung des Wortes wenig aus, besonders als Adverbium, wo es mit selten ziemlich gleichbedeutend ist, z. B. Parcif. 7712: doch chlagte ich wenec min not; aber ganz nach jetzigem Gebrauche, als Zahlwort ist es zu verstehen in Veldeks Eneit V. 13003, ein indeklinabeles Neutrum, was den Genitiv regiert:

ydoch klaget der herre Eneas
daz ir also wenec was;

und als Adverbium, wie wir das Wort wenig auch brauchen, Barlaam und Jos. 58, 4: daz si vil weinic doch verfie, d. h. was ihnen doch sehr wenig nutzte; ebend. 14, 3: do kert er sich vil weninc an.

Die Wörter wenig und klein bezeichnen so verwandte Begriffe, daß auch, umgekehrt von den vorigen Fällen, die Wörter, welche von der Gestalt eigentlich gebraucht werden, die geringe Anzahl bedeuten, also namentlich lützel und klein für wenig, z. B. schon im Althochdeutschen in der Predigt in Wackernagels altdeutschem Lesebuche S. 49, 23: do sprach er, daz der arn michel uuare unte dero snitare luzil uuari, d. h. daß wenig Schnitter wären. Im Mittelhochdeutschen aber hat klein oft genug

diese Bedeutung, z. B. in des Kotzen Märe (im Coloczaer Codex S. 145.) V. 26:

dasselbe kint gewan den mut

— — — — — — — —

daz es des vaters klein warnam.

Im Gothischen wurde der Begriff wenig, von der Anzahl verstanden, durch ein Wort von ganz anderem Stamme ausgedrückt, der sich in den späteren Dialekten mit Ausnahme geringer Spuren, welche die Althochdeutschen Denkmäler noch aufbewahrt haben, gar nicht wieder findet, nämlich **fawai**, immer als Plural, dessen Singularis **faus** heißen würde (Grimms Gramm. Th. 1. S. 720.). Stellen, in denen dieses Wort vorkommt, sind: Matth. 7, 14: **jah fawai sind thai bigitandans thana** = und wenige sind, die ihn finden. Matth. 9, 37: **asans raihtis managa, ith waurstwjans fawai** = die Ernte ist groß, aber Arbeiter sind wenige. Ebenso Luc. 10, 2. Das Althochdeutsche bietet dafür die Formen **fôh, foher**, im Plural **fohe, fohiu**. S. Graffs Sprachschatz Th. III. S. 430 und 431, wo das Wort seinem Stamme nach mit dem lateinischen **paucus** zusammengestellt wird.

Eine größere, unbestimmte Menge, als durch die bisher genannten Wörter, wird angedeutet durch mehrere, was zwar seiner Wurzel nach mit dem Comparativ mehr zusammenhängt, aber in seiner Bedeutung und Anwendung durchaus nichts Comparativisches hat; höchstens kann man sagen, es heißt als Comparativ: mehr als eins. Daher ist auch gar kein Grund, des Comparatives mehr wegen, von dem man es oberflächlicher Weise als einen Plural ansieht, das Wort nicht mehrere sondern mehre zu schreiben, wie es nicht einmal gesprochen wird; um so weniger, da sogar der alte Comparativ selber im Singular nicht mer sondern **meror** hieß, z. B. bei Kero (in Lachmanns Specim. S. 5.) **hunelih hoorsamii sih untar tuat merorin**, d. h. wer sich mit Gehorsam unterwirft, dem, der mehr ist, dem Höheren. Viele andere ähnliche Formen, als die Dativen **meririn, merirom**, und die Genitiven **merirone** und **mererono** führt Grimm in der Gramm. Th. III. S. 609. an. Im Mittelhochdeutschen ging diese Form über in **merre** (aber nicht **merc**), zusammengezogen aus **merere**, z. B. als reiner Comparativ im Pilatus V. 10: **iz was daz merre teil walt**, d. h. der größere Theil. Späterhin wurde allerdings auch

die Form mehr regelmäßig flectirt, und zwar besonders im Singular, alsdann ist es aber der reine Comparativ in der Bedeutung von größer, z. B. Sastrow's Leben 2ter Th. S. 102: zur mehren Furderung der Sachen; und S. 108: zu mehrem Unwillen.

Die größte unbestimmte Menge wird ausgedrückt durch manche und viele. In den älteren Dialekten sind beide der Bedeutung nach wohl ziemlich gleich, doch haben sie nicht ganz dieselbe grammatische Geltung. Das Wort mancher nämlich ist entstanden aus dem Gothischen **manags**, welches als reines Adjectiv in den verschiedenen Zahl- und Geschlechts-Verhältnissen regelmäßig flectirt vorkommt, und zwar in der Bedeutung des lateinischen **multus, a, um**; z. B. der Singular und Plural, Marc. 5, 26: (**quimono suma) manag gathulandei fram managaim lekjam**: eine Frau die viel litt von vielen Aerzten; und der Plural allein: Matth. 7, 13: **managai sind thai ingaleithandans**; u. Joh. 12, 11: **managai garunnun**. Das Wort ist wahrscheinlich von **man**, Mensch abzuleiten, und so bedeutet denn das Hauptwort **managei**, die Menge, eigentlich eine Versammlung von Menschen. In derselben Bedeutung und Stellung als Adjectiv geht das Wort auch durch das Althochdeutsche, wo es **manag, manec, manic** heißt (Vergl. Graffs Sprachschatz Th. II. S. 756.) z. B. Williram S. 57, 25: **ih weiz daz wóla — daz manigę virtutes an dir skînent**; u. S. 46, 3: **min wîne ist wiz unde rôt, ist erwêlet vone manigen dusonton.** Ebenso in unzähligen Beispielen im Mittelhochdeutschen; und im Allgemeinen auch noch in der jetzigen Sprache, bloß daß wir in der Bedeutung einen kleinen Unterschied machen, je nachdem wir das Wort durch einen bedeutenderen Ton hervorheben oder nicht; denn wenn wir z. B. sagen: das Spiel hat schon manchen Menschen unglücklich gemacht, so heißt das: schon viele Menschen; sagt man aber etwa: mancher Mensch kann die Katzen nicht leiden, so wird das Wort mit etwas tieferem Tone gesprochen und ist nicht von so großem Umfange, wie in dem vorigen Beispiele, die Bedeutung ist auch dann nur: es gibt überhaupt dergleichen Menschen.

Dieses Wort ist von allen in unsere Untersuchung gehörigen Wörtern das einzige, welches sich durch alle Bildungsstufen der deutschen Sprache in derselben grammatischen Geltung sowohl, nämlich als Adjectiv, als auch Bedeutung erhalten hat, denn auch

von den letzten noch zu behandelnden Wörtern genug und viele, gilt dies keineswegs, da beide ihre grammatische Geltung im Verlaufe der Zeit geändert haben, und zwar gerade auf entgegengesetzte Weise. Im Gothischen ist nämlich das Wort **ganohs, ganoha, ganoh** reines Adjectiv und hat schon die doppelte Bedeutung, die sich späterhin durch alle Zeiten zieht, nämlich: 1) einer großen Anzahl, viel; 2) einer zu einem erforderlichen Zwecke hinreichenden Anzahl. Die erste Bedeutung hat es z. B. im Ulfilas, Luc. 7, 11: **siponjos ganohai**, viele Schüler; Joh. 16, 12: **ganoh skal quithan**, viel soll ich sagen. In der Bedeutung des Hinreichenden ist das Wort im Gothischen ebenfalls noch beugungsfähiges Adjectiv, z. B., kommt es im Singular an folgenden Stellen vor: Matth. 10, 25: **ganoh siponi, ai wairthai swe laisareis is**; es ist genug für den Schüler, wenn er wird wie sein Lehrer; Joh. 14, 8: **thatuh ganuh unsis**, das ist uns genug; und im Plural Joh. 6, 7: **hlaibos ni ganohai sind thaim** = die Brote sind nicht hinreichend für sie. Im Althochdeutschen wird das Wort auch noch, als reines Adjectiv in der Bedeutung viel, flectirt, z. B. steht der Plural im Williram S. 61, 28: **uuánta gnuoge nú nomine tenus heizent fideles.** Ebenso im Mittelhochdeutschen, z. B. Nib. Lied 1012, 4: **si nerten sich nâch sorgen, sô noch genuogen geschiht**; mehrmals auch in Barlaam und Josaphat, z, B. S. 3, 22: **gnûgen machet er bereit tugenderiche sitte.** S. 6, 3. steht sich in paralleler Satzbildung gegenüber: **Do begunde vil lüte geben — ir grosten richeit**, und: **gnûge munchenten sich** d. h. viele wurden Mönche. Aus der Neuhochdeutschen Sprache aber ist das Wort als flexionsfähiges Adjectiv ganz verschwunden, und bloß als Umstandswort noch übrig, in welchem aber jene beiden überall bemerkten Bedeutungen, viel und hinlänglich, sich ebenfalls noch unterscheiden lassen.

Das letzte noch zu betrachtende Wort aber, nämlich viel, zeigt im Verfolge der Zeit gerade das umgekehrte Verhältniß. Ein Gothisches Adjectiv **filus** gibt es nämlich in den vorhandenen Ueberresten noch gar nicht, vielmehr nur die Form **filu**, welche entweder als neutrales Substantiv gebraucht wird, oder als Adverbium in der Bedeutung von sehr, wofür dann auch zuweilen die Form **filaus** vorkommt, namentlich in der Auslegung des Johannes 42, 13. 46, 4 u. 49, 22. Als neutrales Substantiv kommt es an folgen-

den Stellen vor: Matth. 27, 13: **hwan filu ana thuk weitwodjand** (wie vieles gegen dich gezeugt wird), Joh. 12, 12: **Iftumin daga manageins filu** (am folgenden Tage war viel von Menge), ebend. 16, 13: **ak swa filu swe hauseith** (sondern so Vieles als er gehört hat.) Als Adverbium in der Bedeutung sehr, steht es entweder bei jedem Zeitworte oder Adjectiv, und das ist das gewöhnlichste, z. B. Matth. 8, 28: **sleidjai filu**, sehr wild; Matth. 27, 14: **swaswe sildaleikida sa kindins filu** (so daß sich der Vorsitzende sehr wunderte); Luc. 18, 23: **was auk gabeigs filu** (denn er war sehr reich). In der Auslegung des Johannes S. 50, 11: **filu mais** (viel mehr). Ebenso im Römerbriefe 11, 24 u. 1 Cor. 12, 22. Oder das Wort **filu** steht adverbial als eine Zeitbestimmung, nämlich zur Bezeichnung einer langen Zeit, mit der Präposition **ufar** (über, nach) wie in der Erkl. des Johannes S. 47, 5: **ufar ni filu** (nach nicht langer Zeit) und 2 Cor. 1, 5: **ufar filu** (nach langer Zeit) wobei eine der letzteren ganz ähnliche Stelle beweist, daß, sobald ein Adjectiv mit seinem Substantiv in dieser Bedeutung gebraucht werden soll, nicht **filus**, sondern **manags** gesetzt wird. Die Stelle heißt nämlich (Luc. 15, 13.) **ufar ni managans dagans** (nach nicht vielen Tagen.)

Auch im Althochdeutschen kommt das Wort als Adjectiv noch nicht vor, sondern, wie im Gothischen, als Substantiv im neutralen Geschlecht, was immer im Singular steht und das dabei stehende und davon regierte Substantiv im Genitiv verlangt; z. B. Willir. 34, 14: **unte suie vilo iro si** (und wie viel ihrer, der Getreuen, sei), 42, 9: **wante dero vilo ist** (denn deren sind viele), 69, 20: **die vilo cornelino habent** (die viele Körnlein haben.) Ja selbst im Mittelhochdeutschen wurde das Wort in den ersten Jahrhunderten noch nicht declinirt, sondern steht überall als neutrales Substantiv, auf welches das Prädicats-Zeitwort im Singular folgt, wie es auch schon in den angeführten Althochdeutschen Beispielen der Fall ist; einige beweisende Stellen aus mittelhochdeutschen Dichtern sind: Heinr. v. Veldek's Eneit 11915: **harte vil ir do tot lac.** Wigal. 2507: **da lit riter harte vil**; ebend. 3389: **ez ist liute vil verlorn.** Barl. und Jos. S. 4, 13: **vil der heidenischen diet**; ebend. 7, 13: **der lande vil**; 15, 31: **vil leides**; 42, 22: **vil kumbers** u. A. Erst zu Ende des Zeitraumes für die Mittelhochdeutsche Sprache bildete sich **vil** als Adjectiv aus; z. B. hat Grimm

(Gramm. I. S. 745.) aus dem Meistergesangbuche 16b. einen Genitiv Plur. vilre angeführt. Ueberhaupt hat sich das Wort langsam ausgebildet, denn selbst bei Luther folgt zwar nicht mehr das Zeitwort im Singular darauf, aber es ist noch ganz indeklinabel, z. B. als Plural Luc. 12, 24: vil werden danach trachten; und ebendas. 14, 16: er lud vil dazu. Dagegen wurde es etwas später, nämlich zu B. Sastrow's Zeit, vollständig als Adjectiv declinirt; man vergleiche nur solche Beispiele aus dessen Biographie: (2 Th. S. 649) Viele große Fursten haben sie angenommen, also daß Luthers Veste Burgk durch vieler hundert Märteler vergossen Blut gesterket — woll unuberwintlich sein und bleiben wird. — Und so brauchen wir das Wort noch, nämlich als vollständig flektirbares Adjectiv für Singular und Plural, z. B. mit vielem Fleiße, mit vieler Mühe, viele Menschen u. s. w.

Als Adverbium in der Bedeutung sehr, kommt das Wort im Mittelhochdeutschen unzählige Male vor, hat sich aber hernach verloren, so daß es jetzt gar nicht mehr so gebraucht wird.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich also, daß sich nur das Wort manche als Adjectiv durch sämmtliche Bildungsstufen der deutschen Sprache erhalten hat, und zwar ziemlich in seiner ursprünglichen Bedeutung, das Wort wenige auch durch alle Zeiten aber mit veränderter Bedeutung; mehrere von der Periode der Althochdeutschen Sprache an in derselben Bedeutung und Form, einzelne in derselben Form und Bedeutung von der Mittelhochdeutschen Periode an, genug und viele haben auf entgegengesetzte Weise ihren grammatischen Werth verändert; ganz verschwunden ist fawai und selten zu werden fängt an etliche.

Außer diesen einzelnen Wörtern, welche eine unbestimmte Menge bezeichnen, gibt es nun noch im Neuhochdeutschen eine eigenthümliche Form, eine ungefähre Anzahl von Gegenständen, oder eine bestimmte Menge nur annäherungsweise auszudrücken, welche darin besteht, daß man dem Hauptworte die Endung er oder ener anhängt und nun das Zahlwort folgen läßt, welches ungefähr die Menge ausdrücken soll, wobei es auffallend ist, daß dann allemal dem so flectirten Hauptworte das Zahlwort ein vorgesetzt wird, z. B. ein Groschener acht, d. h. ungefähr acht Groschen, oder ein Quarter zehn, ein Pfunder sechs u. s. w. Dieser Art, eine unbestimmte Menge auszudrücken, wüßte ich aus keiner anderen

Sprache etwas Analoges entgegenzustellen, und es ist zweierlei dabei zu erklären: 1) das ein vor dem Worte, 2) die Flexionssylbe er. Diese Art zu sprechen ist aus einer Redeweise entstanden, die wir bei den älteren Schriftstellern sowohl des Neuhochdeutschen als des Neuplattdeutschen Idioms finden, d. h. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, und bei diesen heißt sie: eine Sache oder; worauf dann die Zahlbestimmung folgt, z. B. in Luthers Bibelübers. 1. Mos. 24, 55: Laß doch die Dirne einen Tag oder zehn bei uns bleiben, wo das Hebr. יָמִים אוֹ עָשׂוֹר (etwa zehn) auf diese Weise übertragen wird, was die Septuag. an jener Stelle ausdrücken mit ὡσεὶ δέκα, und die Vulgata: dies saltem decem. Bei Hans Sachs in der Komödie Josua (Th. III. der Ausg. von 1588 fol. 18b.): Halt euch da ein Tag oder drei, d. h. ungefähr drei Tage; ebendas. (fol. 20a.): sie gehen ein mal oder drei herumb, d. h. etwa dreimal. Derselbe im Fastnachtspiele, der Ketzermeister (fol. 56): nimb ein gseln oder drey mit dir — nimm etwa drei Gesellen mit. Aus einem alten Trinkliede sind in dem Buche: de generibus ebriosorum (Worms 1515. 4) auf dem 7ten Blatte folgende Verse angeführt:

Ist gut Bier,
es gilt dir,
liebes Thier,
ein Stübchen oder vier.

In J. Mathesius Predigten vom Ehestande (Nürnberg 1569. 4.) fol. 36a und 94b: er wölle ein Tag oder zehn verweilen. Und so auch in plattdeutschen Schriftdenkmälern aus dieser Zeit, z. B. in Berckmanns stralsundischer Chronik S. 63: up S. Lucasdach do wass id einen dach edder IIII. droge, d. h. es war etwa vier Tage trocknes Wetter; ebendas. S. 95: ein mall edder drey; und S. 121: se behengeden em mit spegell, ein edder dre, wo die Worte umgestellt sind für: se behengeden em mit ein spegell edder dre. Im siebzehnten Jahrhunderte trübte sich schon die Redensart auf mancherlei Weise und es bildete sich nach und nach der Uebergang zu unserer jetzigen, oben angegebenen, Art zu sprechen. Schon M. Opitz sagt in seiner Zlatna Z. 402:

Ein Eyer oder drey, die jetzt erst sein geleget —
Dieß hat er und noch mehr.

Denn hier steht ganz unorganisch die Pluralform Eier mit oder

verbunden, statt: Ein Ei oder drei. Auf andere Weise erscheint die Redensart getrübt bei dem Grammatiker Schottel, der das oder umstellt auf eine den früheren Schriftstellern fremdartige Weise, indem er in seiner „Teutschen Haubtsprache" (Braunschweig 1663. 4.) S. 788. sagt: ein ungefehrliche Zahl wird ausgesprochen durch ein oder etwa, etwa bey, ohngefehr, ohngefehr bey; und als Beispiel hinzufügt: ein oder acht Soldaten, was alt heißen würde: ein Soldat oder acht. Wieder abweichend im Gebrauch dieser Redeweise ist Moscherosch, der theils das oder anders stellt, theils es ganz wegläßt, z. B. Philander von Sittew. Gesichte Th. II. S. 209: „sie ein wenig anlächlende und sein Maykäffer-Knebelbärtlein einmahl drey oder vier strichlende, — mit dem Haupt nickende, welches er einmal drey ohne entblössung desselben thate — sprach er ꝛc." Und ebenso ohne oder S. 585: „als wir nun ein Stund viere in das Gebürg gestampft" für: ein Stund oder viere; und ebend. S. 630: „wiewol sie willens waren, ein tag acht alda außzurasten." Aus der Redeweise mit dem Worte oder hat sich nun unsere jetzige Redeweise gebildet, indem das oder im raschen Sprechen sich in die bloße Sylbe er geschwächt hat, welche dem vorhergehenden Worte wie eine Enclitica angehängt wird. Davon finden wir schon ein Beispiel in Rollenhagens Froschmäuseler I. Cap. 9. S. 56:

Stachen doch letzlich für Fantasey
von den Buchnüßlein einer drey;

d. h. eine oder drei. Und ebenso in einer Fortsetzung der Gesichte des Moscherosch (des — Quevedo drittes Schreiben an den Herrn von Sittewald. 4. Ohne Druckort und Jahreszahl) im Anfange des zweiten Bogens. „Indessen sahs Monf. Ehrentreich und flisterte einer etlichen etwas heimlich ins Ohr;" d. h. einem oder etlichen, einigen wenigen. Und anderswo (auf dem dritten Blatte des sechsten Bogens): es hat sich an beiden Orten ein mahl einer etliche so zugetragen; wo es schon sehr fremdartig gestellt ist für: ein Maler etliche oder etliche Male. — Aus der angegebenen Entstehung der Redensart ergibt es sich also, daß die angehängte Sylbe er niemals das Flexionszeichen des Pluralis ist, daß also das dabeistehende Substantiv auch niemals im Pluralis steht, also namentlich niemals den Umlaut bekommen kann, wenn es ihn als Pluralis annehmen würde. Dieser tritt aber auch aus einer ande-

ren Ursache nicht ein; nämlich in der neuesten Zeit brauchen wir die Redensart vorzugsweise zur ungefähren Angabe von Maaß- und Gewicht-Bestimmungen, z. B. ein Fußer acht, ein Zoller fünf, ein Pfunder zehn; und solche Maaßwörter lassen, auch wenn sie wirklich im Plural stehen, keinen Umlaut zu. So wie die Redensart jetzt gebraucht wird, läßt sie sich also vollkommen erklären aus der früher üblichen; aber diese selber hat etwas sehr Auffallendes an sich wegen des eigenthümlichen Gebrauches des Wortes oder, welches keineswegs ein Wählen zwischen zwei Gegenständen bezeichnet, wie sonst, sondern die reine Unbestimmtheit, das Ungewisse, welches ein Vermehren oder Vermindern um Eins zuläßt, eine Unbestimmtheit, wie wir schon oben eine ähnliche in dem gothischen Worte aiththau, von dem es abstammt, nachgewiesen haben, und wie sie die Stammsylbe et (s. oben bei etliche) in allen Zeiten gehabt hat. So wären also z. B. der Sinn der Redensart: ein Jahrer sechs = sechs Jahre oder eins mehr oder weniger.

Lütcke.

V.

Altdeutsche Baukunst.

Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und ihrer Alterthümer von C. F. Ranke, Direktor des Gymnasiums zu Göttingen, und Prof. F. Kugler; herausgegeben zum Besten der Herstellung der Orgel in dieser Kirche von W. C. Fricke, Prediger an derselben.

Nebst 8 Tafeln Grundrisse und Abbildungen. Berlin 1838.

Dieses Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl gewidmete Werk, dessen Liebe und thätige Theilnahme für die vaterländischen Alterthümer sie hervorgerufen hat, würde auch ohne den mildthätigen Zweck die hohe Unterstützuug verdienen, deren es sich erfreut. Es ist ein neuer bedeutender Beitrag zur gründlichen Erforschung der heimischen Kunst des Mittelalters, welche in dem Kirchenbau und dessen mannigfaltiger Ausschmückung ihre würdigste Bestimmung, ihr höchstes Ziel fand. Es liefert abermals den erfreulichen Beweis, daß auch in unserem nördlichen Deutschland diese Kunst früh eine bedeutende, bisher kaum geahnte Höhe erreichte.

Wie die Gegend des Unterharzes zu den schönsten im Herzen des Deutschen Vaterlandes gehört, wie sie die Urgeschichte desselben in wundersamen Bildungen und Steintafeln vor Augen stellt, und an den daraus erwachsenen Sagen vor Allem reich ist, so ist sie, auf der alten Gränzscheide Hoch- und Niederdeutscher, so wie Slavischer Zunge, auch für die Volksgeschichte eine der wichtigsten Stellen, und mit und an dieser Deutschen und Sächsischen Stammgeschichte nicht minder wichtig für die Kunst. Und hier ist wieder die vielthürmige alterthümliche Quedlinburg, auf dem

Felsen über der am Roßtrapp entspringenden Bode, umburget von wunderlichen Höhenzügen, Bergtrümmern, Felsmauern (Teufelsmauern genannt) und zum Theil darin eingehauenen Burgen (wie der Regenstein), — hier ist Quedlinburg eine Hauptstelle, als Stammhaus der Sächsischen Kaiser, unter welchen Deutschland einer auf dem festen Grunde der Herrschaft des Großen Karl und der Fränkischen Kaiser gediehenen kräftigen und reichen Bildung nach allen Richtungen sich erfreute. In dieser glorreichen Zeit, welche unter Otto dem Großen im höchsten Glanze prangte, ward das Deutsche Reich erst recht selbständig, westlich durch das ihm von Natur und Geschichte gehörige Rheinland (Lothringen) verstärkt, östlich erst eigentlich gefriedigt durch die völlige Besiegung der Slaven und Ungarn an der Saale und am Lech. Aus Anlaß eben dieser Kriege ward aus der Pfalz Quidlingen (Quitilinga curtis 961) im Thale, die Quedlinburg (Quidilingaburg 922) auf dem Felsen; es war der heimische Lieblingssitz Kaiser Heinrichs I, des eben so trefflichen und glücklichen Hausvaters, wie Landesvaters, und seiner frommen und Königlichen Hausfrau Mathilde, vom Stamme Witekinds; es ward beider Begräbnisstatt im neu erbauten Gotteshause, und so ihr Stammheiligthum, verehrt und verherrlicht durch die bei den Königen dieses Hauses herkömmliche Feier des höchsten Christlichen Festes, im Kreise der Ihrigen und der Edlen des Reichs, deren Töchter die reiche Stiftung aufnahm und fromm erzog. Auch unter den Hohenstaufischen und Habsburgischen Herrschern erhielt das hohe Haus sich in seiner Würde, und von jedem wichtigen Zeitalter zeugt hier noch ein Denkmal.

So stellt die auf den lebendigen Fels gegründete, auch dem Apostelfürsten Petrus gewidmete Stifts- und Schloßkirche Quedlinburgs eine durch Stein und Bild redende Geschichte des Vaterlandes und seiner Kunstbildung dar, wie nicht leicht irgend eine andere. Die Geschichte dieser Kirche, welche in frühster Zeit hauptsächlich zugleich die Stadtgeschichte vertritt, hat Herr Direktor Ranke urkundlich und gründlich dargestellt, und das Buch schließt sich so der Geschichte Kaiser Heinrichs I von Dr. Waitz an; womit Professor L. Ranke's Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem Sächsischen Hause kürzlich (1837) hier begonnen haben. Auf der anderen Seite reihet sich die kunstgeschichtliche Beschrei-

bung nebst erläuternden Abbildungen von Professor Kugler, welche bei weitem den größeren Theil des Werkes ausmacht, den trefflichen in diesen Blättern (Bd. II, S. 165. 377.) auch schon angezeigten Puttrichschen Heften von den Kirchen derselben Gegend an. Auf diese Darstellung müssen wir hier etwas näher eingehen, da sie eigenthümliche Ergebnisse gewonnen hat und willkommen darbietet.

Zwar nur in kleinem Umkreise, aber um so sicherer, und von so bedeutendem Mittelpunkte aus sehr reich und vollständig, eröffnet sich hier eine überraschende Uebersicht des ältesten rundbogigen Kirchenbaues, d. h. der ältesten Baukunst überhaupt, und der damit so genau verbundenen mannigfaltigen Bildnerei. Daß dieselbe mit der neuen Glaubenslehre aus den Südländern den Deutschen zukam, ist keine Frage, und für gewisse durchgreifend unterschiedene Formen derselben sind daher die Benennungen Romanisch und Byzantinisch ganz gehörig, ohne damit vollständige oder unmittelbare Ueberlieferung aus jenem West- und Oströmischen Reiche zu behaupten. Daß in Deutschland etwas ganz Neues und Eigenthümliches daraus gebildet wurde, bezeugt auf ähnliche Weise der Name Gothisch, wobei man gerade nicht an Ost- und Westgothen denkt. So bedient sich denn auch der Verfasser dieser herkömmlichen Namen, und wir thun dasselbe.

Anfänglich und durch die Karolinger-Zeit hin waltet eine dunkel überlieferte, kräftige, meist rohe Nachbildung der Antike, in Beziehung auf Baukunst, der Römische Basiliken-Styl, d. h. Lang-Vierecke, durch Pfeiler und Säulen mit Bogenstellungen in drei Langschiffe getheilt, und an der Morgenseite ein Queerschiff mit Altar-Nische, übrigens hohe glatte Wände mit kleinen Fenstern und flacher Decke. Byzantinisch dagegen sind die Kirchen in gleichseitigem Vierecke, mehr auf Pfeilern als auf Säulen, mit Gewölben, Nischen und Kuppeln emporgebaut; wie noch die Sophien-Kirche in Konstantinopel seit dem 6ten Jahrhundert vorbildet: in welcher Art das Abendland nur wenig aufzuweisen hat, namentlich Deutschland etwa nur die Grabkirche Karls des Großen in Aachen, nachdem die noch vollständiger diese Bauart darstellende Marien-Kirche auf dem Harlunger-Berge bei Brandenburg, die auch dem Gründer Quedlinburgs und Eroberer Brandenburgs zugeschrieben wird, durch die Barbarei neuer Zeit nur noch in Abbildungen übrig ist. Wie der Basiliken-Styl fortgehend mehr in Verbindung seiner

Bögen und Nischen mit Wölbung tritt, besonders in den Gruftkirchen (crypta, für den Nacht- und Todtendienst), im Chor darüber und in den Seitenschiffen, und deshalb die Wände durch Pfeiler verstärkt und verziert — wie er bei solcher mannigfaltigen Aneignung und Ausbildung in dieser Sächsischen Zeit zur reichsten, eigenthümlichsten Entfaltung gelangt: so geschieht dasselbe mit dem Byzantinischen Styl in der Hohenstaufischen Zeit; und auf den Grund eben solcher Verbindung mit dem Basiliken-Styl, aber mit völliger Durchdringung und Umbildung desselben, durch „bewußtes Eingehen auf den Geist des klassischen Alterthums" (S. 141), mit eigenem Sinne und innigem Gefühl, erscheint vornämlich unter dem großen Kaiser Friedrich II dieser neue Byzantinische Styl in seiner reizendsten und reichsten Blüte. Die mannigfaltigen Mischungen und allmäligen Uebergänge zeigen sich auch an den hier vorgeführten Bauwerken dieses kleinen Umkreises auf sehr anziehende und merkwürdige Weise:

1) Zu den ältesten Ueberbleibseln, gleichsam Inkunabeln dieser Art, gehört die St. Wipertikirche der alten Pfalz Quidlingen, im Thale (jetzt eine Kornscheune), deren kleine Gruftkirche auf Säulen mit Jonischen Knäufen und Attischen Füßen ein gerades Gebälk und Tonnengewölbe trägt: welches gerade Gebälk, so viel ich weiß, nur noch zu Lorsch an der Bergstraße vorkömmt.

2) Die Kirche des vormaligen Klosters Westergröningen, beim Städtchen Gröningen, deren Seitenschiffe jetzt abgebrochen sind, zeigt schon höhere und reichere Entwickelung, mit mannigfaltigen Säulenköpfen, doch mehr bloß noch ausgemeißelte Zeichnung, denn wirkliche Hervorbildung; am Westende hat sie eine merkwürdige, später (vielleicht zum Ersatze der fehlenden Gruftkirche) eingebaute dunkle Kapelle mit Tonnengewölbe, in Byzantinischer Bauart, außen verziert mit großen halb erhobenen Bildern Christi und der Apostel aus Stuck, im schweren strengen Styl des beginnenden 12ten Jahrhunderts. Eigenthümlich ist der achteckig aufsteigende Thurm über dem Kreuze;[1]) hier so selten, als häufig bei den An-

[1]) Ursprünglich bei der heidnischen Basilika dachte man natürlich nicht an das Kreuz; auch tritt dieses bei den ältesten Christlichen Basiliken nicht hervor; später allerdings schon absichtlich und sichtlich das Lateinische Langkreuz; wie wohl früher schon im gleichseitigen Vierecke der Byzantinischen Kirchen das gleichseitige Griechische Kreuz.

gelsachsen. Am Rheine zeigt sich diese Verbindung auch schon frühe zum hohen Kuppelbau ausgebildet, z. B. am Dom zu Speier, wie früher schon in Italien, wo er noch mit dem Gothischen Style verbunden wurde, in Florenz und Mailand, — und damit ein noch nicht erreichtes Ziel eines zum gemeinsamen Gipfel zusammen- und emporstrebenden Kirchenbaus, das lebendigste Aufsprießen und Erblühen des Thurmes aus der Kirche, andeutet, welches der Neu-Römische Kuppelbau, seit der Peterskirche, nicht erreichen kann.

3) Die Schloßkirche zu Gernrode, erbaut vom Markgrafen Gero, 960, in ähnlicher Art, hat noch einen Theil der Gruftkirche im Kreuzflügel. Das Langschiff ist später westlich verlängert und auch durch eine Altar-Nische geschlossen, neben welcher außen zwei runde Thürme stehen; im östlichen Seitenschiff ist ein dem vorigen ähnlicher kapellenartiger Einbau: alles in Byzantinischer Art; der letzte auch an der Außenwand (nach der Kirche) reich mit Bildwerk geschmückt, zum Theil aus Stuck und jünger, schon im sehr ausgebildeten Styl. Einen Theil des eben so gebauten Kreuzganges hat die Verwendung des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Geschichte und Alterthum löblich vor dem Abbruche bewahrt. Das Grabmal des Stifters mit seinem ruhenden Bilde ist eine tüchtige Arbeit des 16ten Jahrhunderts.

4) Die Kirche zu Frose, von demselben Stifter: der jetzige Bau, sichtlich jünger, hat noch am Westende über der Vorhalle die (sonst meist von der Orgel verdrängte) Empore oder Loge mit Pfeilerbögen, dazwischen Säulen mit kleineren Bögen, nach Byzantinischer Weise. Die beiden Thürme gehen schon in den älteren Gothischen Spitzbogen über.

5) Die Kirche des Klosters Huyseburg, 1080 gegründet: jüngerer Basiliken-Styl; wie bei der vorigen Empore, stehen hier unter den großen Pfeilerbögen des Schiffes selber, Säulen mit kleineren Doppelbögen; vermuthlich jünger ist die durch die Orgel verbaute große Nische am Westende, neben welcher die beiden Thürme, laut Inschrift vom Jahre 1487, stehen.

6) Die Klosterkirche zu Drübeck, gestiftet am Ende des 9ten Jahrhunderts: der jetzige Bau ist jünger, im mehr entwickelten Basiliken-Styl, dann aber fast durchweg im ausgebildeten Byzantinischen Styl am Ende des 12ten Jahrhunderts umgestaltet, durch rundbogige Kreuzgewölbe (davon jetzt nur noch Spuren) und durch

Anbau einer großen Nische am Westende, daneben zwei zierliche Thürme stehen; ja, zur gleichartigen Durchführung dieses Umbaus im Innern, wurden sogar die alten, an sich guten Säulenköpfe mit Stuck bekleidet und dem neuen Style gemäß verziert. Die Gruftkirche, mit Kreuzgewölben auf Pfeilern und Säulen, ist durch einen Gothischen Umbau des Chors sehr beeinträchtigt.

7) In der ursprünglichen Anlage dagegen, mit der freisten und schönsten Entfaltung, stellt sich dieser Byzantinische Styl an der Kirche des ehemaligen Klosters Konradsburg dar, auf welche schon im Jahresberichte der Leipziger Deutschen Sprach- und Alterthums-Gesellschaft 1834 die Beschreibung des Herrn von Horn, mit Abbildungen von Geyser d. j. (Puttrichs Gehülfen) aufmerksam gemacht hat. Ober- und Unterkirche entsprechen nur dem Chor und Querschiffe der sämmtlichen vorigen Basiliken (außer Nr. 1); beide, mit ihren drei Nischen, haben aber Bogenstellung zwischen diesen drei Abtheilungen, so daß hier auch drei Schiffe entstehen; in der Unterkirche durch Säulenbögen, in der Oberkirche durch Pfeiler mit größeren Bögen über zwei kleineren: alles ist mit Kreuzgewölben gedeckt, in den reinsten wohlgefälligsten Verhältnissen und reicher Ausbildung, namentlich auch der verbundenen Pfeiler und Säulen und deren Verzierungen; besonders in der Unterkirche, wo paarweise gemusterte Säulen mit mannigfaltigen Knäufen an die reichste Gruftkirche, des Freisinger Doms, erinnern; und ohne Zweifel gehört dieser Bau ebenfalls dem Ende des zwölften Jahrhunderts, obgleich schon 1150 ein Abt von Konradsburg vorkömmt. Die vermuthlich zwar nie vollendete Kirche dient oben jetzt als Kornscheune, verdiente aber schon wegen ihrer Kunstbedeutung eine würdigere Bestimmung und Herstellung, wodurch ihre volle Schönheit, welche gegenwärtig unter der rohen Umhüllung Niemand ahnt, ins Licht treten, und ebenfalls von der nach allen Richtungen ebenmäßig entfalteten und hochgestiegenen Deutschen Kunstbildung um 1200 anschaulich zeugen würde.

Diesem Bau in seinen Gliederungen verwandt, ist der Unterbau der Thürme mit der Thüre dazwischen am Dome zu Halberstadt, welchen kürzlich (1837) des Dr. Lucanus bildliches und geschichtliches Werk gründlich kennen gelehrt hat: hier herrscht aber sonst schon der bald darauf alles wesentlich umbildende Gothische Spitzbogen, und so erscheint hier ein eigener Uebergang zum

völligen Durchbruche des Gothischen Baustyls, welcher an den übrigen Theilen des Doms hervortritt: den Thürmen zunächst noch in der schlichten und strengen Weise des Kölner Dom-Chors; mannigfaltiger, besonders an Strebefeilern und Fresco-Zieraten, im übrigen Bau: so daß die Jahrzahlen, des Neubaues 1180—1220, des Fortbaues nach 1237, nach einem Brande 1263—76, und endlich am Chore 1341—66, den verschiedenen Theilen entsprechen.

In dieser, bei so kleinem Umkreise, wohl nicht leicht irgendwo so reichen Umgebung alter und ältester Bauwerke, nunmehr zur Quedlinburger Kirche zurückkehrend, erkennen wir um so zuversichtlicher, daß im Ganzen und größtentheils noch der durch die Enkelin der Stifter, die Aebtissin Mathilde, ausgeführte Bau der Jahre 997—1021 vor uns steht, außen wie innen, Unter- und Ober-Kirche, das Querschiff und Langschiff mit seinen schlichten Wänden, Bogensims, Thüre, Fenstern, Säulen und flacher Decke: abgesehen von den späteren Veränderungen, zumal inwendig. Und die Unter- oder Gruftkirche, schon vorlängst genannt „das alte Münster," behauptet ohne Zweifel noch die Stelle des von K. Heinrich I, nach dem glorreichen Siege über die Ungarn bei Merseburg 933, gestifteten und nach seinem frühen Tode 936 von seiner Wittwe Mathilde (st. 968) und Sohn Otto I vollendeten Gotteshauses mit seinen geweihten Altären und Grabstätten beider Stifter. Dasselbe wurde aber, bei dem durch den Andrang der Verehrung bald nöthig gewordenen, größeren Bau des „neuen Münsters" mit diesem vereinigt, und dazu als Grundlage des hohen Chors gänzlich umgebaut: so daß hier sogar eine feinere Ausbildung, z. B. der Säulenköpfe, erscheint, als in der Ober-Kirche; denn in den Gruftkirchen liebte man, mit Sinn, solche reichere Ausschmückung, wie Konradsburg und Freisingen zeigen. Auch sonst finden sich hier Spuren späterer Veränderung, z. B an den nachlässigeren westlichen Pfeilern und Säulen; und ein sicherer Beweis davon ist der merkwürdige Umstand, daß bei einer Oeffnung der Gräber Heinrichs nnd Mathildens vor dem Altar, im Jahre 1748, der schwere Steinsarg der letzteren mit Lateinischer Inschrift südlich neben Heinrichs Grab unter dem Pfeiler gefunden wurde, und deshalb, vermuthlich bei einer früheren Oeffnung, der Deckel zerbrochen war. Andere Ungleichheiten scheinen aus derselben Zeit, als im oberen nördlichen Querschiffe der sogenannte Zitter zur Aufbewahrung

des Kirchenschatzes eingebaut, und der eine Thurm am Westende aufgeführt wurde; vermuthlich bei der Erneuung nach dem großen Brande, 1070—1129. Die Kreuzflügel zeigen auch außen Abweichungen und neue Theile; noch mehr der sehr hohe Chor, welcher, laut Inschrift 1320, durch die Aebtissin Jutta von Kranichfeld in der damals allgemeinen Gothischen Bauart erneuert und durch den Bürgermeister Bernhard von Berkheim mit (nun verschwundenen) Glasgemälden geschmückt wurde, Dieselbe ließ auch die Thür zur Gruftkirche in derselben Art noch feiner ausführen.

Auch von den folgenden Zeiten und ihrer Kunst, der vermeinten Herstellung der Antike (Renaissance) und den übrigen mancherlei Abwegen des Neu-Römischen, Muschel-, Schnecken-, und Schnörkel-Styls (Rococo), stellt dieser 900jährige Bau merkwürdige Versteinerungen und Exemplare dar, vornämlich innerhalb an den Denkmälern der Fürstlichen Aebtissinnen, von welchen wir hier nur gedenken: der würdigen Anna von Stollberg, welche hier die erste evangelische Predigt halten ließ; und der hochverdienten Anna Dorothea von Weimar, die 1704 nach der Erbgruft gebracht wurde. Andere, in mannigfaltigen Särgen, stehen jetzt in der „Fürstengruft," welche, wie Quedlinburg überhaupt so viel Alterthümliches treu bewahrt, sogar auch die Todten mumisirt, und bekanntlich der Stifterin dieser Gruft, der berühmten Aurora von Königsmark, noch Züge ihrer Schönheit erhält: sie allein hat hier im Tode noch den Vorzug oder das Schicksal, zur Schau zu dienen.

Eine gleiche große Uebersicht bietet auch der erwähnte, uralte Kirchenschatz dar, welcher zugleich ein wahrer Kunstschatz ohnegleichen ist: geschnitzte und getriebene, mannigfaltig geschmückte Evangeliendeckel, Reliquienkästen, zum Theil wie kleine Kapellen, mit erhabenem und rundem Bildwerke, Zieraten aller Art, Kapseln, Kelche, meist aus edlen Erzen, Bergkrystall, Elfenbein u. s. w.; prächtig geschriebene Bücher, ein Evangelium ganz mit goldenen Buchstaben (aus der Karolinger Zeit), andere mit Arabesken, Buchstabenbildern und größeren Gemälden, gewirkte Teppiche und dergl.: alles in gleichem Schritt und Styl mit den verschiedenen Bauweisen, ihren Verzierungen und Bildwerken. Also erscheinen auch hier: die ältesten dunkeln und schweren, aber kräftigen Nachwirkungen der Römischen Antike, die selbständigen Entwickelungen daraus, ihre

mannigfaltigen Verbindungen, mit dem Byzantinischen Styl, von dem anfangs streng und stark aufgedrückten Typus bis zur endlichen harmonischen Durchdringung, in der Blüte des Mittelalters um 1200 (welches auch die Blüte der Dichtkunst ist), im Glanze der Hohenstaufischen Zeit; die wunderbar gerade unter dem feindseligsten, endlich für dies hohe Haus so tragischen Kampfe gegen die Anmaßungen der Hierarchie sich entfaltete. Wir heben hier in dieser Hinsicht hervor: die Elfenbeinschnitzbilder des Deckels einer Evangelienhandschrift (Nr. 66); den Reliquienkasten der Aebtissin Agnes, Tochter des Markgrafen Konrad von Meißen (st. 1208), daran die Elfenbeinbilder der zwölf Apostel unter rundbogiger Säulenstellung, mit den 12 Zeichen des Thierkreises darüber; und einen anderen Reliquienkasten derselben Zeit aus vergoldetem Silberbleche mit ähnlichen Gestalten, dazwischen auch die Kreuzigung mit Sonne- und Mondgesichtern, Maria und Johannes. Der Aebtissin Agnes, die selber auch Bücher mit Goldbuchstaben und Gemälden geschrieben, großer Teppich, worin sie mit ihren Fräulein die Vermählung des Mercur mit der Philologie nach Marcianus Capella mit Lateinischer Inschrift gewirkt, ist ein Seitenstück zu dem großen Bilderbuche der gleichzeitigen Aebtissin Herrada von Landsberg (im Elsaß) und ihrer Fräulein. Alle diese Werke, nebst dem Grabsteine derselben Agnes in der Kirche, bekunden den Aufschwung und die Höhe der Bildung, welche die Kunst damals in allen Richtungen erreichte, und dienen uns nunmehr zur geschichtlichen Erklärung der bisher, in ihrer vollkommenen Gestaltung, räthselhaft dastehenden erhobenen und runden Bildwerke der von Agnes Bruder erbauten Grabkirche zu Zschillen (jetzt Wechselburg) und der großen Standbilder des Doms zu Freiberg (vergl. Bd. II, S. 165 und hier Nr. X.)

Wir haben der hingebenden Forschung und umsichtigen Zusammenstellung des Verfassers dieses bedeutende Ergebnis, wie so manches andere der vaterländischen Kunstgeschichte, wobei ihm sein Zeichentalent trefflich zu statten kömmt, höchlich zu danken, und wünschen nur, daß neben den, vom Puttrichschen Werke wohl zu erwartenden vollständigen Abbildungen der Quedlinburger Kirche, unser Verfasser auch in den Stand gesetzt werde, die bedeutendsten Stücke dieses Kirchenschatzes mit Abbildungen zur erfreulichen und lehrreichen Anschauung zu bringen.

Endlich ist bei dem, nunmehr auch durch eine Kunststraße erleichterten Besuche Quedlinburgs und der herrlichen Gegend, dieses Buch als ein treuer Begleiter zu empfehlen, der auch von den übrigen merkwürdigen Alterthümern, namentlich des Rathhauses daselbst, so wie von der lebendigen Natur umher, so anziehend berichtet.

v. d. Hagen.

VI.

Ueber Plan und Zweck in Tacitus Germania.

Wir Deutschen haben an der Schilderung Germaniens von Tacitus eine Schrift, wie sich deren keins der heutigen civilisirten Völker erfreut: eine Schilderung des Landes, der Sitten unserer Vorfahren aus einer Zeit, wo dieselben in voller Kraft, in reiner Eigenthümlichkeit mit welthistorischer Bedeutsamkeit auftreten; diese Schilderung ist von einem der größten Historiker eines in den Wissenschaften ausgezeichneten Volkes entworfen, der weder verblendet war von Nationalhaß, noch von moderner Sucht, das Schöne und Gute nur auswärts finden zu wollen; der, wenn auch nicht in dem klaren Bewußtsein der einstigen Bedeutsamkeit dieses Volkes, doch von dem Geiste historischer Prophezeihung getrieben, dies Volk als fremder Beobachter schilderte, während es selbst noch nicht auf der Stufe geistiger Bildung stand, um einen Schöpfer seines Bildes aus sich selbst hervorgehen zu lassen: denn ihre Zeit war gerade die, wo ein Jeder lieber handeln, als schreiben, lieber die eignen Thaten gepriesen wissen wollte, als die Thaten Anderer erzählen. Wie viele Völker sind an dem Horizont der alten Welt aufgestiegen, deren genauere Schilderung uns von keinem alten Schriftsteller überliefert ist, deren Bild wir jetzt aus einzelnen Zügen mühsam und dürftig selbst entwerfen; wie manche Völker sind zwar von ihnen beschrieben, aber mit so vielen Vorurtheilen oder so fremdartigen Beimischungen oder so wesentlicher Unvollständigkeit, daß wir kaum noch die wahren Grundzüge zu entdecken vermögen. Die Germanen dagegen haben einen Historiker gefunden, dessen unübertroffenes historisches Genie allgemein anerkannt ist, dessen wahrer historischer Be-

ruf sich aber in keinem Werke mehr offenbart, als gerade in dieser kleinen und doch so inhaltsreichen Schrift. Ihn trieb zu der Schilderung eines Volkes, das dem seinen so feindselig und drohend gegenüber stand, aber doch bei den stolzen Römern nicht so viel Achtung und Beachtung fand, als es dieselben einst lehrte — ihn trieb ein prophetischer Geist, der, wenn auch nur dunkel, doch gewaltig das Herannahen des Unterganges für sein Volk und die unabwendbare Gewalt der Germanen, so wie ihre einstige Größe ahnen ließ. Zu sehr stolzer Römer, um dies Alles zum klaren Bewußtsein kommen zu lassen, um als ein Jeremias den Untergang seines Volkes zu sehen, oder als ein Börne sich denselben einzubilden; drängt ihn doch sein moralisches und historisches Gefühl zu einzelnen Ausdrükken, die den Untergang desselben so schmerzvoll ahnen, als die Klagelieder des Ersteren, und die Verderbtheit desselben so scharf geißeln, als die phantastische Verbissenheit des Letztern: und doch finden sich überall die klarsten Beweise seines stolzen Römersinnes damit vereinigt, in sonderbarem und scheinbarem objectivem Widerspruch und inniger und wahrer subjectiver Verschmelzung. Mit welcher tiefgefühlten Anerkennung setzt er nicht die Sittenreinheit der Germanen und die Verderbtheit der Römer in grellen Gegensatz; ja wie dient nicht letztere so oft zum ungezeichneten, aber jedem Römer sichtbaren Hintergrunde seines Gemäldes der Germanen. Man vergleiche nur, was er über das gesammte Familienleben sagt Kap. 18—20; wie viele Gegensätze zur römischen Verderbtheit. Und doch bei aller Innigkeit und Kraft dieses moralischen Gefühls, wie treffend characterisiren seinen stolzen römischen Patriotismus, der von keinem Kosmopolitismus weiß, Aussprüche, wie Kap. 15: „Schon haben wir auch Geld annehmen gelehrt" oder Kap. 23: „Wenn man ihre Trinksucht nährte, würden sie ebenso leicht durch ihre Laster, als durch Waffen zu besiegen sein" oder Kap. 33: „Möge den Nationen, wenn nicht ihre Liebe zu uns, „doch ihr Haß unter sich selbst verbleiben; da bei den drängenden „Schicksalen des Reichs das Glück uns nichts Besseres verleihen „kann, als der Feinde Zwietracht." —

Eine solche Schilderung seiner vaterländischen Ahnen zu kennen, muß jeder gebildete Deutsche sich gedrungen fühlen, und es sollte wohl nicht bloß auf Gymnasien, sondern auch auf denjenigen Schulen, die keine gelehrte, aber doch höhere Bildung bezwecken,

die Lesung dieser Schrift in der Muttersprache dem Unterricht in der deutschen Geschichte zu Grunde gelegt werden. Sie würde die Liebe zum Vaterlande im jugendlichen Gemüthe lebendiger werden, und gleich von vorne herein eine richtigere Anschauung des Volkslebens und der Völkerverhältnisse erzeugen, als der mündliche Vortrag der meisten Lehrer zu geben im Stande ist. Wir haben so mannigfache Ausgaben dieser Schrift (und es würden dann bald noch passendere erscheinen), daß schon jetzt auch für Nichtgelehrte gesorgt ist; denn es fehlt weder an Uebersetzungen, noch an deutschen Commentaren. So wäre solchen, die bloß die Uebersetzung lesen wollten, und daher der sprachlichen Erklärung nicht bedürfen, der deutsche Commentar in Dilthey's Ausgabe sehr zu empfehlen. Für diejenigen, die den Urtext ohne weiteren gelehrten Apparat lesen wollen, habe ich selbst eine Ausgabe zu liefern versucht, welche alles Sachliche und Sprachliche erläutert und durch eine Karte und historische Tabelle leichter orientiren hilft. In dieser Ausgabe habe ich zugleich neben der üblichen Kapiteleintheilung andere, dem Inhalte der Schrift angemessenere Abschnitte gemacht. Da nun von einer richtigen Einsicht in die Ordnung und den Zusammenhang der einzelnen Theile das Verständnis, theils des Ganzen, theils einzelner Stellen abhängt, so will ich hier eine ausführliche Darlegung des Inhaltes und Zusammenhanges der einzelnen Theile versuchen.

Man hat sich bisher, wie bei vielen anderen Schriften der Alten, so auch bei Tacitus Germania begnügt, den Inhalt entweder ganz im Allgemeinen nach einigen Haupttheilen anzugeben, oder der ganz flüchtig entworfenen Kapiteleintheilung zu folgen und als Inhaltsangabe einen Auszug jedes Kapitels voranzuschicken, ohne zu beachten und zu zeigen, welcher innere Zusammenhang, welches Gesetz der Reihenfolge dieselben zu einem Ganzen verbinde. Es ist dies um so auffallender, da bei den vielfachen Streitigkeiten über den Zweck dieser Beschreibung Germaniens, die Erörterung des Planes, welchen Tacitus befolgte, nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung hätte bleiben können. Passow, Dilthey, Heß, Kießling, die gelehrten Herausgeber der Germania in neuerer Zeit, haben diesen Theil der Erläuterung nicht weniger vernachlässigt, als ihre Vorgänger; wer möchte z. B. einen Zusammenhang aus folgenden Ueberschriften Kießlings herausfinden: „**Germaniae situs; incolae indigenae; auctores gentis, nominis origo; Hercules baritus;**

ara Ulixis. Germani gens sincera u. s. w." Der neueste Bearbeiter Gerlach hat zwar die Richtigkeit der von mir gemachten Disposition im Allgemeinen anerkannt und benutzt, jedoch so, daß er nur hier und da in den Anmerkungen, wie auf einen Nebenumstand, aufmerksam macht, ohne also eine klare Uebersicht davon zu geben. So mag es denn auch jetzt noch nicht nutzlos sein, näher auf die Sache einzugehen.

Daß Tacitus eine Beschreibung Germaniens liefern wollte, welche alles Einzelne den Römern überhaupt und den Forschern seiner Zeit insbesondere Bekannte enthalte, zeigt der geringe Umfang des Schriftchens genugsam. Welch ein Werk konnte sonst, um Anderer zu geschweigen, nach Livius, der in 8 Büchern beinahe bloß von Germanien handelte, und nach Plinius, der 20 Bücher über denselben Gegenstand schrieb, ein Geschichtsforscher wie Tacitus liefern. Unzweifelhaft aber ist es, daß er ein seinen Hauptzügen nach vollständiges Gemälde Germaniens und seiner Bewohner entwerfen wollte. Und gleichviel, ob es dabei in seinem Zwecke lag, der Wahrheit mehr oder minder treu zu sein: um in aller Kürze möglichst vollständig zu sein, mußte er die einzelnen Züge so ordnen, daß eben die Anordnung dazu beitrug, dem Gemälde Leben und Klarheit zu verleihen. Eine ungeordnete Darstellung, verbunden mit dieser Kürze, hätte gar keine Anschauung ins Leben rufen können. So finden wir denn auch ein Gemälde in kräftigen, wenigen, aber selbst der Schattirung nicht ganz ermangelnden Zügen; einen Entwurf von Meisterhand, der nicht verkennen läßt, daß sein Schöpfer mit wenigen Strichen besser zu porträtiren verstand, als die meisten seiner Kunstgenossen mit dem gesammten Farbenreichthum. Und wie in dem meisterlichen Abrisse eines menschlichen Antlitzes die einzelnen Lineamente, auch ohne detaillirte Ausführung, nicht schroff und widerlich unser Auge treffen, sondern sanft in einander übergehen und in kaum bemerkter Verbindung mit einander das Ganze so bilden, daß wir die Nüancen der Schattirung beim Beschauen unwillkürlich selbst hineinbringen: so sind auch die Züge dieser Zeichnung nicht in schroffer Trennung aufgetragen, sondern ihre Endpunkte verlieren sich so in einander, gehen so unmerkbar in einander über, daß wir jeden einzelnen in seinem Zusammenhange mit dem folgenden uns einprägen müssen, und so endlich ohne störende Unterbrechung das Ganze in seinen Theilen erfaßt haben.

Aber gerade diese Eigenthümlichkeit des Tacitus, daß er nicht jedem einzelnen Theile seine scharfgesonderte Rubrik giebt, sondern sie in so künstlichen Uebergängen mit einander verschmilzt; eben diese Eigenthümlichkeit ist es, die bisher unbeachtet, die Anordnung der einzelnen Theile oft verkennen ließ, uns dadurch den vollen Genuß des Kunstwerkes und eine genauere Auffassung erschwerte. Nirgends konnte, in Folge dieser Eigenthümlichkeit, eine Kapiteleintheilung, sofern sie Einfluß auf die Uebersicht und Eintheilung des Inhaltes hatte, störender und unpassender sein, als hier. Wie konnte man Sätze aus einander reißen, die zugleich den Schluß des einen und den Anfang des folgenden Theiles enthielten? und schob man ihn dem einen oder dem andern Kapitel zu, so wurde immer dem einen etwas Fremdartiges beigemischt, dem andern etwas Zugehöriges entzogen; mehrere Beispiele werden unten folgen. Diese Eigenthümlichkeit wird jedoch wohl Niemand dem Schriftsteller als Fehler anrechnen wollen; denn eine Schilderung, ein historisches Gemälde erfordert wohl eine die Anschaulichkeit des Ganzen fördernde Ordnung, aber keine statistische Sonderung der Theile.

Hier nun erst die Folge der Haupttheile, welche schon Dilthey gut angegeben hat, und die sogleich ins Auge fallen:

A. Land und Volk im Allgemeinen (**de situ et moribus**); Kap. 1—27 und zwar
   I. (**de situ**) das Land an sich und in Beziehung auf seine Bewohner (1—5)
   II. (**de moribus**) des Volkes Sitten und Gebräuche (6—27)

B. Die einzelnen Völker (**de populis**); Kap. 28—46.

Die beiden Haupttheile A. und B. hat Tacitus ausdrücklich selbst geschieden (Kap. 27 Ende). Allein schon die beiden Theile I und II hangen auf die oben geschilderte Weise genau zusammen. Der erstere Theil schließt nämlich mit Aufzählung der Produkte, und indem er das letzte derselben, das Eisen erwähnt (Kap. 6 Anfang), schließt er hieran, mit der Bemerkung, daß man den Mangel des Eisens auch aus der Beschaffenheit ihrer Waffen erkenne, gleich seine Nachrichten über die Waffen und über das Kriegswesen der Germanen an. Allen Ausgaben zufolge fängt das 6. Kap. nun mit dem Satze: **ne ferrum quidem superest** an, und doch läßt sich die Erwähnung des Eisens gar nicht von der Aufzählung der

Produkte trennen, obwohl der Zusatz „sic ut ex genere telorum colligitur den Uebergang zu dem folgenden Theile bildet.

Ich gehe nun zu der specielleren Eintheilung über. Also

I. de situ, das Land an sich und in Beziehung auf seine Bewohner; Kap. 1—5.

1) Gränzen: Ocean, Rhein und Donau als solche charakterisirt; Kap. 1. Hier stoßen wir gleich auf ein Beispiel, wie nachtheilig es sei, die Bestimmung jedes einzelnen Theiles nicht genau ins Auge zu fassen. Man hat über die latos sinus und insolarum immensa spatia Vielerlei vermuthet, auch nebenbei das Richtige; allein eben weil man keinen entscheidenden Hauptgrund hatte, nur nebenbei. Tacitus beschreibt hier Ocean, Rhein und Donau als natürliche Gränzen Germaniens, daher er den Rhein in seiner ganzen Ausdehnung, ebenso die Donau angiebt; denn durch die Angabe ihrer Endpunkte und der Beschaffenheit ihres Laufes wird diese natürliche Gränze sowohl hinsichtlich ihrer Richtung, als ihrer Art bestimmt. Der Rhein anfangs reißend, immer sanfter; die Donau erst sanfter als der Rhein, zuletzt reißend; jener von den Alpen herabstürzend geht mit westlicher Biegung langsamen Laufes in die Nordsee; diese dem sanften Abhange des Schwarzwaldes entgleitend bricht gewaltig ins schwarze Meer hinaus. So ist jeder Ausdruck in der Beschreibung bezeichnend und zweckmäßig. Nun zum Ocean zurück; Jeder sieht leicht, daß auch er als Gränze charakterisirt werden soll, also in seiner ganzen Ausdehnung, so weit er Germanien umfließt (ambit). Doch wollte man meist lieber meinen, Tacitus spreche nur von dem kleinen Theile des Oceans im Westen Germaniens, und erklärte demzufolge die latos sinus für die Flußmündungen vom Rheine bis zur Elbe, oder wie Passow für die eine cimbrische Halbinsel; und die insularum immensa spatia theils für Britannien und Hibernien (wenigstens nicht widersinnig, obgleich beide in Beziehung auf Germanien nicht hergehören), theils für die kleinen Inseln vom Ausflusse der Schelde bis zur Elbemündung; wobei man denn so gütig war, es dem Tacitus nicht übel zu nehmen, daß er nicht gewußt, diese Inseln seien nur klein, ja daß er sie wahrscheinlich gar für größer als Sicilien gehalten. Man bedachte hiebei nicht, daß, wenn man selbst die Gegenden, welche die Römer mit Heeren besuchten, für so unbekannt, oder den Schriftsteller, der Germanien beschrieb, für so schlecht un-

terrichtet hielt, daß man dann die Glaubwürdigkeit der ganzen Schilderung vernichtete; denn wie mußten dann erst seine Nachrichten sein über Gegenden, wo keine Heere, vielleicht nicht einmal Kaufleute hindrangen? Man vergaß ferner, daß, abgesehen von den vielen Spuren einer theilweise sehr genauen Kenntnis des Nordens, Plinius, der in diesen Gegenden selbst gewesen war (Hist. Nat. XVI, 1) jene Inseln so genau kannte, daß er sagt, 23 von ihnen seien den römischen Waffen bekannt. Man vergaß, daß Mela über diese Inseln hinaus das baltische Meer mit seinen Buchten und inselreichen Gebiet im Westen und seiner langen Aufbiegung nach Norden im Osten, so beschreibt, daß man es selbst jetzt in dieser Kürze nicht treuer malen könnte. Man achtete nicht darauf, daß man bei dem Ausdruck ambit den Ocean in seiner ganzen Ausdehnung um Germanien verstehen mußte und bei dem unmittelbar folgenden complectens bloß einen kleinen Theil desselben denken sollte. Nein! Tacitus versteht unter den weiten Ausbuchten nicht bloß jene Flußmündungen, sondern noch weit mehr das buchtenähnliche Meer im westlichen Theile der Ostsee, oder vielmehr, wie Gerlach gut nachweist, die Ländervorsprünge, welche von diesen sämmtlichen Gewässern gebildet werden. Unter den ungeheuren Inseln aber hat man die von ihm selbst Kap. 43 als Inseln bezeichneten Wohnsitze der Suionen, Sitonen und das Bernsteinland zu denken, nämlich Schweden, Norwegen, Finnland (das Eningia des Plinius?), welche auch Mela groß nennt und Plinius als Inseln von unbekannter Ausdehnung beschreibt. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß diese Erklärung die richtige ist, wenn man nur den Zweck, zu welchem Tacitus hier Ocean, Rhein und Donau schildert, im Auge behält. —

2) Land und Volk in ihrem gegenseitigen Verhältnisse Kap. 2—4. Die Einwohner sind Urbewohner, denn (meint Tacitus) von der Seeseite her konnte Germanien seine Bewohner nicht erhalten, und zu unwahrscheinlich ist es, daß aus dem fruchtbaren Süden und Osten je Menschen nach dem unwirthlichen Germanien gewandert seien. Ihre eigenen Sagen weisen auf Urwohnsitze, denn sie feiern in ihren Gesängen den Tuisko, einen erdgebornen Gott und dessen Sohn als Stammväter; von ihm leiten sie in verschiedner Verzweigung alle einzelnen Stämme ab. Ihr gemeinschaftlicher Name Germanen ist aber erst neuerlich entstanden (er kann

also kein Gegenbeweis sein). Die Sagen der Römer aber, daß Herkules und Ulysses bei ihnen gewesen seien, sind ganz unzuverlässig. Tacitus glaubt daher nicht an solche fremde Beimischung, weil auch ihre übereinstimmende körperliche Eigenthümlichkeit auf ein unvermischtes Volk hinweist.

Dieser Theil ist offenbar hinsichtlich seines innern Zusammenhanges der schwierigste, und der bisherigen Kapitelüberschriften zufolge hätte man glauben sollen, Tacitus habe hier recht planlos allerlei historische Späne untereinander geworfen. Die beiden Hauptgedanken sind: die Germanen seien ein eingebornes und sogar ein unvermischtes Volk. Dies beweist Tacitus erstens aus der Lage des Landes, wobei der Alten Unkenntniß des nordöstlichen Europa's ihm freilich leichtes Spiel machte, denn eine Wanderung vom kaspischen Meere her, kam ihnen nicht in den Sinn; zweitens aus ihren eigenen Sagen; drittens aus ihrer übereinstimmenden, von allen Völkern verschiedenen Körperbildung. Den Namen Germanen erklärt er für neu, also für unbrauchbar zu Schlüssen auf ihre Abstammung; vielleicht hatte er dabei die Ableitung **Germani** d. h. **fratres Gallorum** und Aehnliches im Sinne. Im Gegensatze zu den eigenen Sagen, weist er die Sagen der Römer von Herkules und Ulysses Fahrten nach Germanien als ganz ungewiß zurück; denn daß Tacitus diese Sagen als römische oder griechische anführt, geht aus den Worten **memorant apud eos fuisse** hervor; wären die Germanen Subject zu **memorant**, wie Dilthey meint, so würde schon der Deutlichkeit wegen **se** stehen müssen. Auch zu **quidam opinantur** müssen also Griechen oder Römer als Subject gedacht werden, da ja auch der Ausdruck **opinantur** für die Germanen gar nicht paßt, denn sie würden dergleichen nicht meinen, sondern erzählen. Am schwierigsten zu erklären ist, was die Beschreibung des Schlachtgesanges (**baritus**) an dieser Stelle solle, die wohl besser Kap. 6 oder 7 ihren Platz hätte, wenn man nicht annehmen will, daß Tacitus denselben als historische Quelle miterwähnt habe; denn nach Ammians Zeugnisse bestand dieser Schlachtgesang der Germanen ebenfalls in Lobliedern der tapfern Vorfahren (**XXXI**, 7 **stridebant barbari (Gothi) majorum laudes carminibus inconditis**).

Dieser Zusammenhang des 2ten—4ten Kapitels kann auf den ersten Blick gesuchter scheinen, als er ist, da Tacitus diese Einzel-

heiten ganz verbindungslos hinstellt; allein man bedenke, daß er bei einem Leser seiner Schrift wohl eine Kunde der verschiedenen Meinungen über die Germanen, aus Livius, Plinius, Asinius oder Strabo voraussetzen und sich auf diese beziehen konnte, ohne mit einer ihm fremden Weitläufigkeit eine Auseinandersetzung zu geben, die auch den ganz Ununterrichteten auf den gehörigen Standpunkt brächte. Und warum er die römischen Sagen erwähnt, ist deutlich genug bezeichnet, wenn man sich nur nicht durch die Kapiteleintheilung stören lassen will; denn nachdem er diese Sagen erörtert hat, fährt er fort: Jeder mag nun nach Belieben dem Glauben beimessen oder nicht; ich glaube mit Anderen, daß die Germanen ein unvermischtes Volk seien. Hierin liegt klar, daß diese Meinung der vorher angeführten entgegengesetzt sei; daß also die Sagen von Herkules und Ulysses die Germanen als ein nicht ganz unvermischtes Volk bezeichnen sollen. Da man aber das vierte Kapitel mit den Worten **ipse eorum opinionibus accedo** anfing; so trat mit dem Gegensatze zugleich diese eben gegebene Beziehung in den Hintergrund, verschwand vielleicht in vieler Augen ganz, und so verlor nun Alles seinen Zusammenhang. Am wenigsten klar ist mir, muß ich gestehen, die Beziehung des Schlachtgesanges in so ausführlicher taktischer Beschreibung, wenn nicht die oben gegebene Erklärung zulässig scheint. Jedenfalls ist aber diese Unterbrechung nur unbedeutend, da Tacitus alsbald mit den Worten **Ceterum quidam opinantur** sogleich wieder zu der Hauptsache zurückkehrt.

3) Natürliche Beschaffenheit des Landes und seine Produkte; Kap. 5 u. 6 (erster Satz bis **conjicitur**).

Dieser Theil ist ohne Schwierigkeit; denn die kurze Episode über Geld und Handel steht mit den Produkten in so engem Zusammenhange, daß sie gar nicht stören kann, und ist dem Plane des Tacitus ganz angemessen, da er nicht eine bloß statistische, sondern auch ethische Anschauung des Volkes bezweckte. Und doch scheint selbst diese natürliche Episode die Veranlassung gewesen zu sein, warum auch hier wieder die Kapiteleintheilung zerreißt, nicht theilt. Denn **ne ferrum quidem superest** gehört offenbar zu der Aufzählung der Produkte; allein weil die Episode selbst einen markirteren Endpunkt gewährte, so riß man jene Worte von dem Vorhergehenden los und begann mit ihnen ein neues Kapitel.

II. Des Volkes Sitten und Gebräuche (de moribus Germaniae) Kap. 6—27.

Dieser Theil zerfällt, wie die folgenden Unterabtheilungen zeigen werden, in 2 Abschnitte: a) das öffentliche oder Staatsleben b) das Privatleben.

a) Das öffentliche Leben

1) Kriegswesen: Waffen und übrige Ausrüstung; Kriegskunst; Kriegsgewalt, Könige und Befehlshaber; Einfluß der religiösen Ideen und der Familienverhältnisse, besonders der Weiber, welche für Prophetinnen gelten. Kap. 6—8. Die Bemerkungen über den Einfluß der Priester und inspirirten Frauen geben einen ganz natürlichen Uebergang zu dem nächsten Theile, dem sie selbst auch angehören, nämlich zu

2) der Religion der Germanen, Kap. 9 u. 10: Götter ohne Bildnisse und Tempel; Vorbedeutungen; Befragen der Zukunft.

3) Staatsregierung durch Versammlungen der Häuptlinge oder des ganzen Volkes, zu bestimmten Zeiten, mit gleichen persönlichen Rechten. Criminalanklagen und Wahl der Gaurichter (gehört nach römischen Begriffen hieher). Mündigsprechung oder Wehrhaftmachung der Jünglinge. Kap. 11—13 (bis zu ante hoc domus pars videntur, mox reipubl.)

Hier scheint genaue Beachtung des Ganzen der Beschreibung wieder ein entscheidendes Moment für die Lesart qui — reddunt (Kap. 12 a. E.) statt reddant zu geben; denn nicht, wozu die Häuptlinge erwählt werden, will Tacitus hier angeben; sondern daß es das Geschäft der Versammlung gewesen sei die Richter (principes, qui jus reddunt) zu wählen.

Der Uebergang von diesem Abschnitte zu dem folgenden ist wieder so verschlungen, daß die Kapiteleintheilung denselben zerreißt. Denn wenn man mit den Worten Insignis nobilitas keinen neuen Abschnitt beginnt, muß man alles Folgende von dem Gefolgewesen gleichsam als ein Anhängsel an das Vorhergehende von der Regierung des Staates betrachten, da es eigentlich doch nicht dazu gehört: als Anhängsel aber ist dieser Theil viel zu lang.

4) Gefolgewesen; Kap. 13, 2 bis Kap. 15 E.

Hier ist wieder die Vernachlässigung des Zusammenhanges für die Erklärung nachtheilig gewesen. Die Worte (Kap. 15 A.) non multum venatibus, plus per otium transigunt wurden nämlich

für einen Widerspruch mit Cäsars Behauptung (B. G. VI, 21) **Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit** erklärt. Man kann zwar behaupten, daß sie überhaupt keinen Widerspruch enthalten, da Cäsar die Jagd als einzige Beschäftigung im Frieden nicht übergehen konnte, wenn sie auch nicht so fleißig betrieben ward; Tacitus aber im Vergleiche zu dem bei weitem zeitraubenderen Müßiggange wohl sagen konnte **non multum**. Allein die Hauptsache ist, daß Tacitus hier offenbar bloß von den Häuptlingen spricht, nicht vom ganzen Volke, auf dessen Privatleben er erst Kap. 22 kömmt. Die Häuptlinge mochten wohl die Jagd selbst nicht so fleißig treiben, sondern sie mehr den Jüngeren oder Leuten überlassen, die noch mehr der körperlichen Uebung und Kräftigung bedurften. Dies mag auch unter Anderm ein Grund gewesen sein, warum die ersten Angriffe der Deutscheu immer so wild und heftig waren, die nachfolgenden aber aus Mangel an Ausdauer der Kraft weit lässiger, da die Anführer, von deren Beispiel die Heftigkeit der Angriffe doch größtentheils abhing, ihre erworbene Kraft wohl zu einer momentanen Anstrengung anzuwenden vermochten, allein durch ihren Müßiggang zur Ausdauer unfähig gemacht waren; denn die Erfahrung lehrt, daß einmal erlangte, aber lange nicht geübte Kräfte momentan in voller Wirksamkeit hervortreten, aber nicht lange ausdauern können.

b) Das Privatleben.

1) Art der Wohnungen; Kap. 16.

Auch hier scheint von Tacitus absichtlich dieser Theil vorangestellt zu sein, da die Art der Wohnsitze (Städte, Dörfer, Höfe) noch in das öffentliche Leben hinübergreift.

2) Art der Bekleidung; Kap. 17.

Der Uebergang von diesem Abschnitte zu dem folgenden ist nun wieder so verschlungen, wie von Kap. 3 zu 4, von 5 zu 6. **Quanquam** bezeichnet hier, wie bei den besten Schriftstellern, den Uebergang zu einer dem Vorhergehenden scheinbar zuwiderlaufenden, oder dasselbe verbessernden berichtigenden Behauptung. Tacitus sagt: die Kleidung der Frau ist sehr frei, doch ist deshalb ihre Keuschheit nicht etwa in Zweifel zu ziehen. Daß Tacitus bei der Worten **quanquam severa illic matrimonia** die Keuschheit überhaupt im Sinne hatte, zeigen die unmittelbar folgenden Worte **nec ullam morum partem magis laudaveris.** Weil er jedoch

zunächst von der Ehe sprechen will, nannte er bloß das eheliche Verhältniß, in welchem sich die Keuschheit ja eben so gut, als im jungfräulichen zeigte. Also beginnt zwar allerdings mit **quanquam** Tacitus von dem ehelichen Verhältnisse zu sprechen; allein Sinn und grammatische Construction verbinden diesen Satz so eng mit dem Vorhergehenden, daß man mit Unrecht durch Punktum und Kapitelabsatz den Zusammenhang fürs Auge völlig auseinanderriß.

3) Familienverhältnisse; (Kap. 18—21 **juxta libertatem.**)

Achtung vor dem ehelichen Verhältniß; Heirath; Ehe; Kindererziehung; enge Verbindung der ganzen Familie, daher Blutrache und Wehrgeld.

Auch am Ende dieses Abschnittes hat die Kapitelabtheilung Zusammengehöriges getrennt und mit Fremdartigem gemischt. Denn daß die Blutrache als ein aus der engen Verbindung der ganzen Familie entspringendes Institut gerade hier erwähnt sei, ist klar; sonst hätte sie ja wegen des Wehrgeldes schon oben bei den gerichtlichen Instituten, Kap. 12, erwähnt werden müssen. Allein mehr die Länge der Kapitel, als den Zusammenhang berücksichtigend hat man dies Stück über die Blutrache mit dem Abschnitt über Gastfreundschaft in ein Kapitel zusammengeworfen.

4) Gastfreundschaft; Kap. 21 von **Convictibus** bis zu Ende.

5) Häusliches Leben; Kap. 22—24.

Ihre Tagesgeschäfte; Gastereien; Neigung zum Trunke (Bier); andere Vergnügungen, besonders Würfelspiel.

Der Uebergang zu dem Verhältnisse der Sklaven ist gleich dem Kap. 13 von der Staatsverwaltung zu dem Gefolgewesen. Da nämlich Tacitus beim Würfelspiel erwähnt, wie Manche durch diese Leidenschaft Sklaven werden, so knüpft er hieran ungezwungen das Folgende an.

6) Zustand der Sklaven und Freigelassenen; Kap. 25.

7) Unbekanntschaft mit Geldgeschäften (Wucher); Kap. 26 Anf.

8) Ackerbau; Kap. 26 bis zu Ende.

Der Ackerbau hätte zwar, da er bei den Germanen ein wahres Staatsinstitut war und nächst ihren Kriegseinrichtungen, mit denen er genau zusammenhing, das wichtigste, besser unter den Ab-

schnitt a) öffentliches Leben gehört; allein Tacitus, denselben nach römischen Verhältnissen beurtheilend, betrachtete ihn als Privatsache. —

9) Leichenfeier; Kap. 27 erste Hälfte.

Epilog des ganzen Abschnittes de moribus und Prolog zu dem folgenden de populis. Kap. 27 zweite Hälfte.

B. Die einzelnen Völker Germaniens (de populis); Kap. 28—46.

Einleitung; Kap. 28—29, 2 bellis reservantur. —

Frühere Einwanderungen der einst mächtigen Gallier in einzele Theile Germaniens: Helvetier, Bojer; ebenso die Oser pannonischen Stammes (vgl. Kap. 43). Dagegen Germanen auch in Gallien; Trevirer, Nervier, Vangionen, Tribokker, Nemeter, Ubier, Bataver.

Auch hier ist die Kapiteleintheilung am Ende des Abschnittes zu tadeln; die Bataver gehören noch zu den Völkern, welche nach Gallien ausgewandert sind (omnium harum gentium virtute praecipui Batavi). Mit den Mattiaken beginnt Tacitus die Aufzählung der Völker Germaniens jenseit des Rheins, diesen Fluß entlang gehend (vgl. Kap. 41 ut quomodo paullo ante Rhenum, sic nunc Danubium sequar); dabei schließt er die auch jenseit des Rheins gelegenen agros decumates aus, als römisches, von ganz gemischten Bewohnern besetztes Land. Allein da Tacitus durch die Bemerkung, daß die Mattiaken in demselben Verhältnisse zu Rom, als die Bataver, ständen, diesen Theil mit dem vorhergehenden wieder eng verknüpft, so ist man auch hier in den oft gerügten Fehler verfallen.

Tacitus zählt nun die Völkerschaften des jenseitigen Germaniens auf, indem er

1) die dem Rhein anwohnenden Völker nebst ihren nächsten Nachbarn als den Westen Deutschlands zusammenfaßt (s. Kap. 35 Hactenus in occidentem Germaniam novimus) und zwar: die Mattiaken, Chatten, Usipier, Tencterer, Bructerer, Chamaver, Angrivarier, Dulgibiner, Chasuaren, Friesen. Kap. 29, 3 Est in eodem obsequio Mattiacorum gens bis Kap. 35, 1 Hactenus in occidentem Germaniam novimus. —

2) In der großen nordwestlichen Einbucht Germaniens wohnen nun die Chauken, hinter ihnen die Cherusken, und die Cimbern; Kap. 35—37. In septentrionem ingenti flexu redit (Ger-

mania). **Ac primo statim Cauchorum gens — in Chattos usque sinuatur — In latere Chaucorum Chattorumque Cherusci — Eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent.** —

3) Es folgt das Innere, so zu sagen, das Herz Germaniens, Kap. 38—41. **Et haec quidem pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur.** Diesen Theil und die folgenden bewohnen bloß Sueven, deren allgemeinen Charakter Tacitus Kap. 38 angiebt. Bewohnt werden diese inneren Gegenden Germaniens von den Semnonen, Longobarden und den sieben Hertha verehrenden Völkerschaften; letztere offenbar, wenigstens zum Theil, an der Ostseeküste. —

4) Hierauf zählt Tacitus die, seiner Kenntniß nach, zwischen den letztgenannten Völkern und der Donau liegenden Völkerschaften auf; er geht nun die Donau entlang, wie früher den Rhein (Kap. 41), und schließt (Kap. 42) mit den Worten **eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio protegitur.** Diese Stirn oder Façade Germaniens gegen das römische Reich bilden die Hermunduren, Narisker, Markomannen und Quaden.

5) Nachdem nun der Westen, Nordwesten, die Mitte bis zur Nordküste, und der Süden durchgegangen sind, bleibt noch der Osten nebst den Inseln, Kap. 43—45; und daß Tacitus nördlich hinter den Hermunduren gleich die Semnonen und Longobarden dachte, geht daraus hervor, daß er ausdrücklich jetzt Völker aufzählt, die bloß den Markomannen und Quaden im Rücken wohnen; nämlich die Marsigner, Gothinen, Oser, Burier (**terga Marcomannorum Quadorumque claudunt**); hinter diesen, nämlich von Rom aus nördlicher, wohnen die Lygier; jenseit der Lygier die Gothonen; hierauf, schon am Ocean, die Rugier und Lemovier. Da Tacitus nur diese beiden letzten Völker und vorher die 7 Hertha verehrenden als Anwohner der Ostseeküste nennt, so sieht man, daß er sich diese Küste wahrscheinlich nicht in der Ausdehnung dachte, welche sie hat. Wollte man nun gar jene 7 Herthavölker von dieser Küste wegbringen, wie Einige gethan; so bliebe es ganz unerklärlich, wie Tacitus sich diese Küste ausgefüllt gedacht habe. —

Nun geht Tacitus Kap. 44 in derselben Richtung nordwärts in die Ostsee hinein, wo er die Inseln der Suionen findet, jenseits welcher schon der erdumgürtende Ocean fließt: den Suionen zur Rechten auf dem Festlande sind die Aestyer, und endlich in unbe-

stimmter Richtung, aber Nachbarn der Suionen, die Sitonen, die letzten Sueven.

6) Schluß; Cap. 46. Wie Tacius mit Halbgermanen, d. h. mit ausgewanderten Germanen, begonnen, so schließt er nun mit Völkern, deren germanische Abkunft er bezweifelt: Peukiner, Veneter, Fennen. —

Man sieht aus dieser Eintheilung leicht, daß Tacitus sich, wie in dem Gemälde der Sitten, so in der Aufzählung der Völkerschaften begnügt, das Bild in seinen Hauptzügen zu geben. Alle seine Bestimmungen geschehen nicht nach genauen Gränzen und bekannten Punkten, da die Römer doch schon Ems, Weser, Elbe u. a. topographische Punkte kannten; sondern nach allgemeinen Ortsbezeichnungen **a tergo**, **a fronte**, **ultra** u. dgl. Zur leichtern Uebersicht macht er jedoch fünf Hauptpartieen, mehr nach den Himmelsgegenden, als nach topographischen Grundsätzen.

Merkwürdig ist, daß Tacitus dem Suevenstamm eine solche Ausdehnung giebt. Er braucht gleichwohl den Namen nicht etwa als Collectivnamen aller unbekannten Völker, denn er zählt auch die Hermunduren, Markomannen, Quaden zu ihnen; sondern wie seine Bemerkungen über dieselben Kap. 38 zeigen, er hält ihn wirklich für einen von den übrigen Germanen wesentlich verschiedenen Stamm, und zwar für den größten. Und doch hatte er Kap. 2 die Stammeintheilung der Germanen als ganz unsicher verworfen, indem er darauf hinwies, daß die Germanen selbst darin nicht mehr einig seien; was vielleicht daher kam, daß jedes Volk wenn es mächtig und groß ward, für gut befand, sich zur Vermehrung seines Ansehens einen eignen Stammgott beizulegen. Auf diese Vermuthung führte mich wenigstens die ebenfalls als Hauptvolksstamm Kap. 2 bezeichneten Marser, welche gleichwohl von Tacitus unter den einzelnen Völkern gar nicht aufgezählt werden, da sie zu Tacitus Zeit schon verschwunden waren; die beständigen Kriege mit den Römern, die Tacitus selbst in seinen historischen Büchern erzählt, hatten sie entweder aufgerieben oder bewogen sich ins Innere Germaniens zurückzuziehen; allein in der Zeit ihrer Blüte mögen sie wohl, als eins der streitbarsten Völker, sich auch für eins der Hauptvölker ausgegeben und daher einen eigenen Stammgott angenommen haben. So wie es daher wahrscheinlich ist, daß die Sueven einst wirklich ein Hauptstamm der Germanen gewesen sind, da Tacitus wohl nicht

aus seinem Kopfe diesen bestimmten Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Germanen machte: so ist es auch gewiß, daß überhaupt Stammunterschiede unter den Germanen bestanden, wie ja auch späterhin die Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben für verschiedene Stämme galten. Allein da die Germanen selbst, nach Kap. 2, in Angabe der ursprünglichen Stämme nicht mehr im Klaren waren; so konnten es noch weniger die Römer sein, und ebenso wenig wir bei den spärlichen, widersprechenden Berichten. Wenn nun auch späterhin das Zusammentreten in Völkerbündnisse, wie das der Franken, Sachsen, sich wirklich wenigstens zum Theil auf diese Stammverwandtschaft gründete; so kann doch immer eine Zusammenstellung der einzelnen Völker nach Stammverwandschaft, wie Wilhelm und Mannert sie versuchten, nur ein Versuch bleiben, der in seinen Einzelheiten viele Willkürlichkeit enthält, da selbst die Zahl und Namen der Hauptstämme von den Alten (Plinius, Tacitus, Mela) verschieden angegeben werden.

Zum Schlusse möge nun noch einigen Worten über die Folgerungen, die sich aus dieser genauen Betrachtung der Anlage im Ganzen ergeben, ein Platz vergönnt sein, nämlich in Bezug auf die gleich anfangs gestellte Behauptung, daß diese Betrachtung nicht ohne Einfluß bleiben könne auf die Untersuchung, zu welchem Zwecke Tacitus diese Schrift abgefaßt habe. Daß es eine bloße Episode der Germanenkriege, ein Bruchstück der Historien oder Aehnliches sei, ist eine ganz unstatthafte Annahme, da wir keine Spur von Beziehungen auf ein größeres Werk oder von Verbindung mit einem solchen finden, sondern ein abgeschlossenes, wohlgeordnetes Ganzes; der Kreis des Hiehergehörigen ist geschlossen, an seiner Rundung fehlt kein Theilchen; Land und Volk, physische, moralische, politische Beschaffenheit beider ist in einer der Kürze angemessenen Vollständigkeit gezeichnet. Anderseits haben aber gewiß auch diejenigen Unrecht, welche zwar ein Ganzes in diesem Werke sehen, aber demselben eine besondere moralische oder politische, nicht eine allgemein historische, Tendenz unterschieben, indem sie es als eine Art romantischer Beschreibung, oder als Satyre auf die Sittenverderbniß der Römer, oder als eine Aufmunterung zum alten kräftigen Leben der Vorfahren zurückzukehren, oder als absichtliche Weissagung des den Römern durch die Germanen drohenden Verderbens, oder endlich gar als eine Aufforderung an Roms Herrscher zur Bekriegung die-

ses gefährlichen Feindes betrachten. Keiner dieser Absichten entspricht die, wenn auch ethische, doch in streng wissenschaftlicher Form gehaltene Schilderung. Eine solche Absicht läge nicht bloß zu versteckt in dieser Beschreibung, als daß man glauben sollte, ein Schriftsteller von so viel Kraft und Wahrheitsliebe als Tacitus hätte seine Trauer oder Mahnung so ganz verhüllt, die er in seinen übrigen Büchern oft so herb und offen ausspricht: sondern es findet sich in dem Schriftchen auch einzelnes jedem dieser Zwecke Widersprechendes. Die Fehler der Germanen, Trunkenheit, leidenschaftliches Spiel, Blutrache waren nicht geeignet zu Zügen einer Satyre auf Sittenverderbtheit, so wenig als die Betrachtung, wie auch die Germanen schon anfingen dieser Verderbtheit zu erliegen (Kap. 15 jam et pecuniam accipere docuimus; Kap. 23 haud minus facile vitiis, quam armis vincentur; Kap. 42 raro armis nostris, saepius pecunia juvantur). Die Bemerkung, wie keine Hoffnung mehr da sei, sie durch eigne Kraft, sondern durch innere Zwietracht zu besiegen (Kap. 33 E.), sieht doch wahrlich nicht aus, als ob Tacitus damit einen ruhmliebenden Kaiser zum Kriege auffordern wolle. Solcher Widerspruch im Einzelnen wäre ein um so größerer Fehler, je mehr der Schriftsteller seinen gar nicht klar ausgesprochenen Zweck dadurch der Beachtung entzogen hätte. Selbst die Betrachtung über die den Römern von den Germanen zugefügten Unbilden steht an einer Stelle, wo sie des Eindrucks als Racheruf an die Kaiser Roms gänzlich ermangelt: mitten in der Aufzählung der Völker, als Episode bei dem Namen eines Volkes, das früher wohl den Römern schrecklich gewesen, aber zu Tacitus Zeit unbedeutend war (Kap. 37 parva nunc civitas). Wären diese Worte nicht bloß ein gelegentlicher Erguß des Schriftstellers; sollten sie die Tendenz der ganzen Schrift enthalten: so müßten sie entweder an der Spitze stehen, oder als kräftiger Epilog am Schlusse. Allein Prolog und Epilog der Art fehlen; also die einfachsten rhetorischen Erfordernisse eines so oratorischen Zweckes. Ganz dem Charakter einer einfachen Schilderung entsprechend, beginnt Tacitus mit den Gränzen Germaniens und schließt mit der äußersten fabelhaften terra incognita; ein entscheidendes Zeichen, mit welcher Absicht Tacitus geschrieben hat. Jene ethischen Episoden sind ja dem Tacitus in allen seinen historischen Werken so eigen, daß man aus ihnen keinen Schluß auf einen besondern moralischen oder politischen

Zweck zu machen, berechtigt ist; sondern sich vielmehr wundern müßte, wenn sie gerade in der Germania fehlten. Wenn nun diese moralischen und politischen Sentenzen zum Theil, den angeführten Zwecken geradezu widersprechen, zum Theil, als dem Tacitus immer und überall eigenthümlich, nicht als Beweise gelten können; so möge man endlich noch erwägen, wie viel für einen solchen Zweck Ueberflüssiges dieses Gemälde Germaniens enthielte. So viel, daß man glauben müßte, Tacitus habe auch die natürlichste und bekannteste Regel eines Redners oder oratorischen Schriftstellers gar nicht gekannt, die, daß man stets sein Ziel vor Augen haben, keine Dinge einmischen müsse, die den Leser oder Hörer den Zweck ganz aus den Augen verlieren lassen. Der ganze dritte Theil de populis wäre in dieser Gestalt für jeden moralischen oder politischen Zweck unpassend, die geographische Richtung, welche in demselben vorherrschend ist, unbedingt zu tadeln; an ihrer Stelle würde man historische Bemerkungen und Belege für die Größe und innere Kraft dieser Völker suchen. Wohin man ferner die Erörterungen über den Ursprung der Germanen, die Sagen von Herkules und Ulysses u. dgl. bringen sollte; wozu Tacitus alles dieses herangezogen habe, wäre völlig unerklärlich.

Johannes von Gruber.

VII.

Die flüssigen Laute in ihrer Stellung zum Vokal und Consonanten.

Eine sprachwissenschaftliche Abhandlung

von Dr. Albert Hoefer, Docenten an der Universität zu Berlin.

Eins der sichersten und zugleich fruchtbarsten Ergebnisse, welche die historische Grammatik ans Licht gefördert, ist die Wahrnehmung, daß das Wort in stetem Werden begriffen ist, und nach Seiten des Inhalts, des ihm zum Grunde liegenden Begriffs sowohl, als nach Seiten der Form mannigfachen Wechseln unterliegt. Das Wort wird, was es ist, und diese Form, in der es heutzutage gäng und gäbe ist, diese Bedeutung welche wir jetzo mit ihm verbinden, war nicht immer gleich seit dem Anbeginn seiner Entstehung mit demselben verknüpft, vielmehr haben sich beide so wie sie jetzt gestaltet sind, erst im Laufe der Zeit herausgebildet, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß das Wort nach Jahrtausenden abermals eine andere Gestalt angenommen haben wird.

Der Grund, warum man diese Erscheinung früher nie in ihrem ganzem Umfange erkannte, lag in der Art und Weise, wie man seine Betrachtung zumeist auf eine Sprache oder auf einen örtlichen oder zeitlichen Zustand, der sich literarhistorisch am wichtigsten machte, zu beschränken pflegte. Sobald man anfieng, die verschiedenen Abstufungen einer Sprache vergleichend an einander zu halten, ergab sich die Wahrheit jener Beobachtung wie von selbst, und unverkennbarer trat sie hervor, als sich der Blick allmählig auf die ganzen Stämme und Kreiße erweiterte, in denen sich je einzelne Sprachen inniger an einander anschlossen.

Viel war mit dieser Entdeckung gewonnen, sofern es nun entschieden war, daß zwei Gebilde einer oder mehrerer Sprachen ein verschiedenes Ansehn haben und dennoch wirklich verwandt, wirklich nur andere Gestalten einer Form, andere Abdrücke so zu sagen eines Stempels, sein konnten. Damit indessen nun nicht Alles äußerlich Verschiedene als verwandt gesetzt würde, blieb es übrig, die näheren Einschränkungen zu erkennen, unter denen zwei Formen oder Wörter bei ungleichem Aeußeren für innerlich verwandt gehalten werden durften, und so entstand die Frage, deren Lösung eine Hauptaufgabe der historisch-vergleichenden Grammatik bildet, nach welchen Gesetzen und unter welchen Bedingungen sich die Laute innerhalb der Grenzen einer Sprachfamilie verändern konnten?

Die Betrachtung der Sprachen selbst hat über diese Fragen Auskunft gegeben: die sprachlichen Erscheinungen begrenzen sich selbst, es kommt nur darauf an, daß man offnes Auges sieht, um der Wechsel und Veränderungen eines Lautes zu gewahren, die in der That nicht so ungebunden und gesetzlos schwanken als man hie und da wohl annimmt, sondern öfter unwillkührliche Entfaltungen sind, die der Nothwendigkeit entbehren mögen, aber immer mit der Natur und dem Wesen der Laute selbst in einklingendem Verhältnisse stehen.

Unter allen Sprachlauten scheinen keine von so großer Bedeutsamkeit zu sein als die flüssigen und halbvokalischen. Wenigstens dürfte sich darthun lassen, daß eben sie den meisten Veränderungen unterworfen, sie mehr als andere bei der Umlautung der Wörter betheiligt sind. Es schien sich daher der Mühe zu verlohnen, die einzelnen Erscheinungen, welche in der Geschichte der Sprachen diese Laute zu begleiten pflegen, einmal übersichtlich zusammenzufassen, und den Nachweis zu versuchen, wie dieselben mit ihrem eigentlichen und ursprünglichen Wesen in Verbindung stehen. Da die Untersuchung innerhalb der engen hier mir zugewiesenen Grenzen jedoch nach keiner Seite hin erschöpft werden kann, hoffe ich, es werde Verzeihung finden, wenn ich hier in aller Kürze mit dem letzten Punkte beginne, erstlich also im Allgemeinen die Natur der flüssigen Laute zu entwickeln suche, daran zweitens eine Uebersicht der Haupterscheinungen knüpfe, und drittens in einzelne der wichtigsten Punkte specieller

eingehe, um ihren Bezug auf die Etymologie an einigen Beispielen darzuthun.

Die flüssigen Laute, zu denen ich nicht bloß **l m n r**, sondern die in manchem Betracht verwandten Halbvokale **j** und **w**, und mit den Römern **f** und **s** rechne, geben sich als das was sie sind, eines Theils durch ihren Namen *ὑγρὰ ςτοίχεια*, **liquidae** zu erkennen; anderes Theils liegt ihr Wesen in dem Gegensatze angedeutet, in welchem man sie den *ἄφωνα* oder **Mutis** gegenüberzustellen gewohnt ist. Sie sind hiernach also die unstummen, tönend, flüssig, nicht starr, dürre, trocken, sondern naß und biegsam, weich. Außer diesen Benennungen alter Grammatiker ist es noch eins, was einigen Aufschluß zu geben vermag, ob man es gleich wenig oder gar nicht beachtet hat, ich meine, daß die Namen dieser Buchstaben **el**, **em**, **en**, **er**, **ef**, **es** alle mit einem Vokale beginnen, während die übrigen **be**, **ce**, **de**, **ge** u. s. w. den Vokal nach dem consonantischen Laute setzen. Anstatt hierin, weil es zunächst die Weise des Römischen und Modernen ist, das Sanskrit aber, das Semitische und Griechische Alphabet **la ma na ra** oder ähnlich mit nachfolgendem Vokal sagen, Willkühr zu erkennen, scheint mir vielmehr ein richtiges Gefühl dabei geleitet zu haben, welches sich so oft mit dem praktischen Sinne des Römers verbunden zeigt. Ich folgere daraus nur dieses: die flüssigen Laute werden zu dem Vokal in einer engeren Beziehung stehen, als die **Mutae**, und derselbe wird ihnen zur Aussprache und Lautwerdung wesentlicher sein, als allen andern.

Es ließen sich auch sonst wohl einzelne Benennungen und Andeutungen finden, aus denen die Natur der Liquidä zu erkennen wäre. Die Hauptsache bleibt aber, — und darauf wird der Grammatiker sein Augenmerk vorzugsweise zu richten haben, — einmal die Betrachtung der Art und Weise, wie dieselben sich im Munde des Sprechenden bilden, also ihr Bezug zu den Sprachorganen, und dann wie schon angedeutet ward, die sorgsame Beobachtung ihres geschichtlichen Verlaufs in Sprachperioden und verwandten Sprachfamilien.

Das Resultat meiner desfallsigen Untersuchungen ist nun Folgendes: Die flüssigen Laute, insbesondere **l**, **m**, **n**, **r**, scheinen eine unentschiedene Doppelnatur zu haben, vermöge deren sie, nicht so flüssig als die Vokale, aber flüssiger als die **Mutae**, zwi-

schen beiden gewissermaßen mitten inne stehen, gleichsam als die fortgesetzten, in und mit der Fortsetzung, bei der sie bestimmten Organen anheimfallen, modificirten Vokale, auf der anderen Seite als die im Werden begriffenen starren **Mutae**, als ihre Einleitung. Im Reiche der Consonanten, denen sie zunächst beigezählt werden, nehmen sie dieselbe Stelle ein, welche **u** und **i** dem starren **a** gegenüber behaupten, zu den Vokalen neigen sie sich aber hin, sofern ihnen, gleichsam als ihre Vorgeburt, ein unconsonantisches Lautwesen vorangeht, ein Ansatz, der ihnen den Weg zur Lautwerdung bahnt, und sie gleichsam löst von dem Organe, an dem sie fester zu haften scheinen, wie es mir scheint, weil sie eben nicht mit der Entschiedenheit des Consonanten die Thätigkeit eines bestimmten Organs in Anspruch nehmen. Das vortönende Lautwesen, das ich das unconsonantische Element der Liquidä nenne, kann man theils als einen Vokal, theils als einen Spiritus fassen, nicht geradezu als eins von beiden: und so weist alles auf eine minder reine, flüssige zähe Natur, die sich am allerdeutlichsten in dem Hauptcriterium, dem Forttönen, zu erkennen gibt. Die flüssigen Laute, **ef** und **es** nicht ausgeschlossen, gestatten eine Dehnung, so weit die Stimme reicht, man kann ein vielfaches **elll**, **emmm** aussprechen, während die **Mutae** gewissermaßen kurz abreißen und bei ihnen nur ein einmaliges **ep**, **ek**, **et** aussprechbar ist. Diese Eigenthümlichkeit ist schon oftmals bemerkt worden; sie ist auch wesentlich, sofern sich der individuelle Laut jeder Liquida eben bei dem Forttönen deutlich erkennen läßt, und die alten Grammatiker z. B. **Terentianus Maurus** scheinen sich mit ihren Bestimmungen eben darauf zu beziehen.

Was nun das specielle Verhältnis dieser Laute untereinander und zu den übrigen Sprachlauten anbetrifft, so kann ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß man **f**, **s**, denen man **h** beigesellen mag, als die drei Spiranten für die Reihe der Kehl-, Lippen- und Zungen-laute zu betrachten pflegt; **j** und **w** gelten mir ursprünglich nur als die flüssigen, eben im Flusse begriffenen, sich zu einem folgenden Vokale hinüberlehnenden Vokale **i** und **u**. — **L M N R** stellen sich füglich in zwei Classen, und bilden eine **litera nasalis M-N**, die ihre ursprüngliche Einheit und ihre Verwandtschaft mit den **Mutis** eben darin offenbart, daß sie sich nach dem Wesen des folgenden Consonanten enge richtet, und darnach wechselt, d. h. ihren allgemeinen Laut darnach individualisirt: sowie denn das Sanskrit

einen fünffachen Laut, und wenigstens fünf verschiedene Nasalzeichen besitzt, während wir nur einen dreifachen, ein labiales **m**, ein dentales **n** und ein gutturales **n͂g** zu unterscheiden nöthig haben. Mit größeren Schwierigkeiten ist die Untersuchung über den **R-L**-Laut verknüpft, den man jedoch ähnlich wie **M-N** zusammenzufassen Recht haben dürfte, da nicht bloß **r** und **l**, wo beide geschieden sind, so ungemein oft und leicht mit einander wechseln, sondern da es Leute giebt, die fast nur einen dieser beiden auszusprechen vermögen. So möchte ich es auch ansehen, wenn einzelne Sprachen nur einen dieser Laute haben. Das alte Zend und das Altpersische der Keilinschriften entbehrten jedes **l**, und fast alle **l** des Neupersischen sind arabisches Ursprungs. Der Sinese dagegen soll des **r** entbehren. **L** liegt mehr nach der Kehle hin, **r** näher an die Zähne, und ist ein trocknerer Laut, daher schon **Ter. Maurus** sagt, **r vibrat tremulis ictibus aridum sonorem.** Wenn übrigens **r** vorzugsweise die **litera canina** heißt, englisch **the dog-letter**, so ist damit auf das Knurren und Brummen, nicht sowohl auf das Bellen angespielt, wie auch die Alten erklärten: **irritata canis quod rr quam plurima dicat.** Aehnlich wird im Skr., wo **r rêpha** heißt, **dvirêpha** (also Doppel-r) eine besondere Art großer schwarzer Bienen, Hummel genannt, schwerlich wie der englische Lexikograph Wilson meint, weil in dem gew. Worte für Biene, **bhramara**, d. h. Schwärmer, Brummer, zwei **r** vorkommen, sondern wohl wegen des Gesummes, weshalb wir ebenfalls eine Fliege Brümmer nennen. Doch dieses beiläufig. Am besten wird man **r-l** vielleicht mit der dem Skr. eigenthümlichen Classe der Dentalen, die man Linguales oder Cerebrales nennt, zusammenhalten, welche zwischen **d** und **l** gewissermaßen in der Mitte stehen, und im Prakrit so häufig an die Stelle der Dentalen treten und dann selbst in **r** und **l** übergehen.

Soviel hätte ich im Allgemeinen über die Natur dieser Laute zu bemerken. Die Haupterscheinungen die sich an dieselben knüpfen, und sich wie ich denke aus jenen allgemeinen Bemerkungen über ihr Wesen mehr oder minder begreifen lassen, sind nun folgende.

Die große Leichtigkeit und Flüchtigkeit der Liquidä, welche sich factisch in einigen Sprachen zeigt, indem **muta cum liquida** nur

eine sogenannte schwache, das heißt nach Belieben gar keine Position bilden, gibt sich besonders darin zu erkennen, daß die **Liquida**, mit einer **Muta** verbunden und ihr folgend, theils ganz überhört wird, so daß sie spurlos verschwindet, theils wenigstens ihren schwächeren Laut dem stärkeren und übertönenden der verbundenen **Muta** unterordnet, und daher nicht deutlich in ihrer Individualität hervortritt, sondern leicht mit einem naheliegenden Laute wechselt. Der erste Fall, der auch aus der Kindersprache bekannt ist, zeigt sich besonders in Volkssprachen, zumal in dem entarteten Prakrit so durchgängig, daß man in Bezug auf diesen Dialekt die Regel aufstellen kann „wenn im Anlaute eines Wortes **muta c. liq.** auftritt und dieselben nicht auf andere Weise, z. B. durch das Dazwischentreten eines Vokals getrennt werden, so verschwindet die Liquida regelmäßig. Silben wie **çri**, **pra** u. s. w. sind daher im Prakrit unmöglich. In den alten klassischen Sprachen findet sich dieser Ausfall ungleich seltener, doch kommt er ebenfalls vor.

Der Wechsel der Liquidä ist zu bekannt, als daß ich mich lange dabei aufhalten dürfte; auch ist er keineswegs auf das Vorangehen einer **Muta** zu beschränken, ich glaube nur, daß in diesem Falle ein freierer Wechsel nachweisbar und begreiflich ist. Oefter, vorn und in der Mitte der Wörter wechseln **j**, **w**, **h**, vorn als ein Spiritus vortretend, im Inlaute zwei Vokale auseinander haltend, und sich meist nach denselben richtend; ferner **s** und **h**, und häufiger, zumal im Römischen und Deutschen, **s** und **r**, dann die engerverwandten unter einander, **r** und **l**, besonders so, daß **l** an die Stelle eines ursprünglicheren **r** tritt. Auch durch diese Eigenthümlichkeit stimmt das Prakrit oft mehr als das Sanskrit zu anderen Sprachen, z. B. wenn das **skr. sûrya**, oder **sûra** die Sonne, gleich dem lat. **sol**, gr. ἥλιος ist, so merkt man die Uebereinstimmung deutlicher an den Prakritformen: **sûla** = **sol**, **acc. sûlam** = **solem**, und **sûlio sâulio** = gr. ἥλιος, dessen andere Formen σαΓέλιος, ἀυέλιος waren. — Seltener sind Wechsel zwischen **r** und **n**, **m** und **n**, **n** und **l** und ebenso wie der Wechsel zwischen **v** und **l**, gewis zumeist vielleicht nur da anzutreffen, wo andere Consonanten damit verbunden waren, oder wo die äußere Gestalt des Wortes von der Art war, daß ein Misklang entstand und der eine Laut unwillkührlich in einen unter den vorliegenden Umständen passenderen mundgerechteren umschlug: **cf. skr. svap**, **ags. svefan** und deutsch **slêpan**,

u. s. w. Auch muß man hier auf die einer Sprache beliebten oder ungebräuchlichen Lautverbindungen Acht haben: Man hat häufig Beispiele angenommen, in denen z. B. r nach anderen Consonanten eingeschoben sein sollte, doch dürfte diese Erscheinung nicht sicher nachweisbar sein und sich viel öfter eine andere Erklärung auffinden lassen. So entsprechen lat. frac, frangere, deutsch brechen u. A. gewis dem skr. bhag', bhandsch: wenn nun nicht in jenen r ursprünglich ist, und in dem skr. Worte nur ausgefallen, so kann man r vielleicht aus dem in der Formation des bhag' vielfach auftretenden n (bhang') erklären, so, daß das n vorangetreten wäre, und frango mit neu eingetretenem Nasalen für bhnag — fnag = frang stünde.

Soviel von den Uebergängen der Liquidä. Die Dehnbarkeit der Liquidä tritt besonders in der Eigenthümlichkeit derselben hervor, sich zu verdoppeln, und wenn dieser Fall auch bei den Mutis nicht selten vorkommt, so scheint dort doch öfter eine Assimilation Statt zu finden, während bei der Liq. öfter reine Gemination eintritt.

Mit der Flüssigkeit unserer Laute, die gleichsam von einem theils spirituellen, theils vokalischen Laute begleitet schienen, bringe ich Folgendes in Verbindung.

In der Nähe der flüssigen Laute tritt ein Vokal auf, der nicht radikal begründet ist, sondern einen nur lautlichen Ursprung hat; erstlich anlautend, besonders vor Doppelconsonanten, deren erster ein s ist, und vor den Halbvokalen j und w. Es ist bekannt, wie viele Beispiele die Romanischen Sprachen darbieten: entweder pflegen dann beide Consonanten zu bleiben, wie in espèce verglichen mit species, oder der eine, nämlich s, schwindet, sei es durch Ausfall oder durch Assimilirung an den folgenden: so frz. état = status, dessen s erst nach dem Vortreten des e abhanden gekommen ist. Ganz analog bildet das Prakrit aus dem skr. strî, die Frau, die Form itthî, und mit Ansetzung eines neuen Femininsuffixes itthi-â = skr. strî-kâ. Die Vergleichung verschiedenartiger Beispiele zeigt, daß hier an nichts weniger als an eine direkte Vokalisirung des s zu e oder i zu denken ist.

Ein analoger Fall kommt in der Mitte zweier Laute vor, deren einer eine Liquida ist, und auch hier geht das Prakrit voran: für Silben wie çrî, kli, smar sagt es siri, kili, sumar, indem es ei-

nen leisen Vokal zwischentönen läßt. Wenn nun die Romanischen Sprachen weiter gehen und die von ihrer **Muta** getrennte **Liquida** ausfallen lassen, **plus** also z. B. im Ital. zu **più**, oder **pluma** : **piuma**; **flamma** : **fiamma** wird, so ist hier wieder kein eigentlicher Uebergang des **l** : **i** anzunehmen, sondern der das **l** begleitende, ihm anhängende Vokal hat festen Fuß gewonnen und das **l** allgemach verdrängt. — Ferner gehört hieher die den Liquidis eigenthümliche, und im Einzelnen oftmals wahrgenommene Kraft, den vorhergehenden Vokal umzuändern und vorzugsweise in einen diphthongischen oder langen Vokal übergehen zu lassen, eine Erscheinung, die man sich gleichfalls nicht anders als aus der Natur der Liquidä erklären kann. Hat die Liquida wirklich einen minder festen, halbvokalischen Laut, so ist nichts natürlicher, als daß dieser mit dem vorangehenden Vokal gleichsam zusammenschmilzt und demselben eine andere Färbung verleiht. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß alle solche Erscheinungen öfter in tiefer stehenden und Volkssprachen vorkommen, als in den älteren, lautlich festeren und getreueren classischen. In Verbindung mit der vokalischen Natur der **Liquidae** steht noch, was man in der Grammatik Metathesis zu nennen pflegt, ein Punkt der gleichfalls auf diese Classe von Lauten einzuschränken ist. Der Vokal setzt sich, wie es sich in der Verbindung fügt, bald vor, bald hinter der Liquida fest, und indem der eine mehr gehoben wird, schwindet der andere und so scheint die Liquida ihre Stelle gewechselt zu haben, während vielmehr ihre Umgebung sich geändert hat. Ein eigentliches Um- und Hin- und Herspringen eines Buchstaben wird man wohl selten oder nie anzunehmen haben.

Der gegenüberstehende Fall war der, wo nicht ein Vokal, sondern ein Spiritus in der Nähe der Liquida auftrat; und dieser macht sich nun in einer Eigenschaft der Liq. besonders geltend, wenn sie nämlich die Kraft besitzen oder äußern, die verbundene **Tenuis** in eine Aspirata umzuändern. Auch den alten Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen ist diese Erscheinung nicht ganz abzusprechen, am häufigsten findet sie sich aber im Zend, wo eben jede mit einer **Liquida** verbundene **Tenuis** des Skr. aspirirt erscheint. Ebenso im Prakrit, wo zumal dem **s** recht deutlich diese Kraft zukommt, so daß jede darauf folgende **Tenuis** augenblicks aspirirt wird, und **s** entweder verschwindet oder bleibt. Es darf hiebei auch an den

Uebergang des s in h, und an die griechische Aussprache des r erinnert werden. Im Skr. sind schon manche dumpfe Aspiraten anzutreffen, die einem ursprünglichen s ihr Dasein zu danken scheinen, und im Römischen entspricht manches f einem griechischen σπ.

In dem Bisherigen war von den Veränderungen die Rede, die die flüssigen Laute entweder erleiden, oder anrichten; es bleibt jetzt noch des Falles Erwähnung zu thun, da sie neu auftreten und sich aus und neben anderen Consonanten selbstständig entwickeln.

Die Liquidä, und zwar besonders die Nasalen treten vor den Mutis auf, und bilden das Nasalaugment.

Nach kurzen Vokalen erscheinen vor der gutturalen, dentalen und labialen Muta nicht selten die entsprechenden Nasalen n, m, ñg—, ein Fall, den man in gewissem Sinne dem Vokalaugmente, welches im Skr. Guna und Wriddhi genannt wird, vergleichen kann. Wie der Vokal nämlich dort aus irgend einem Grunde eine größere Breite und Ausdehnung anstrebt, so erzeugt sich hier zwischen Vokal und Consonanten, gleichsam um beide inniger mit einander zu verknüpfen, ein Nasal, den man daher das Nasalaugment nennen mag. Dieser Fall kommt wohl in allen bekannten Sprachen vor. Es bietet sich dabei zu einer zwiefachen Bemerkung Gelegenheit dar: Einmal pflegt der Vokal, weil die Silbe jetzt geschlossen ist und an Gewicht zunimmt, entsprechend in einen leichteren, in u oder i, überzugehen: z. B. Skr. ati zu, überdies, entspricht dem gr. ἔτι, lat. et, wie gr. und lat. e oftmals ein kurzes skr. ă vertreten. Im Deutschen ist das Wort unkenntlich geworden, indem sich zwischen a und t der Nasal einschob, und der Vokal nach langem Schwanken zwischen a, u, e, i sich endlich als u festgesetzt hat: anti, unti, und. Ferner faßt nach einem solchen Nasalen, der wenn er einmal eingetreten ist, seinen Einfluß auf den folgenden Buchstaben geltend macht, gern die Media festen Fuß. Nun zeigt sich aber dieser ganze Fall nicht bloß in dem Verlaufe einer Form durch mehrere Sprachen, sondern auch in einer und derselben Sprache, und es ist gewis sehr merkwürdig zu sehen, wie nach einer solchen ursprüglich gar geringfügigen Modification allmählig ein und dasselbe Wort in zwei Formen auseinandertritt, deren jede dann eine besondere Bedeutung annimmt. Klingen und klagen, singen und sagen und ähnliche gehen gewis auf eine Form zurück. Ebenso

sind die Formen für die 3te Pers. des Präsens Sing. und Plural. etymologisch eins, und der Begriff der Ein- und Mehrzahl hat sich erst später an die getrennten Formen geknüpft. Am meisten stimmen beide auch noch im Skr. überein, wo eben nur das zwischengetretene n den Unterschied macht: tudati, er schlägt, tudanti, sie schlagen, lat. tundit, tundunt, wo das n auch in die Wurzel eingedrungen ist, während das Deutsche den Wurzelvokal augirt hat stautith, stantand. —

Auf demselben Prinzipe, aus dem das Nasalaugment hervorgeht, scheint es, könnte auch die Gemination der Muta beruhen, die dann freilich eher eine Assimilation heißen müßte, so daß vor der Muta ein homogener Nasal erzeugt und aus der Verbindung beider der Doppellaut der Muta entstanden wäre. Indessen läßt sich darüber nichts Sicheres entscheiden, so lange wir nicht alle Stufen der Aussprache, die einem fixirten Laute vorangiengen, beisammen haben.

Das Gegenspiel zu der obigen Erscheinung, daß sich vor der Muta der Nasal einschiebt, ist der Fall, wo der letztere Laut, nämlich der Nasal, der ursprünglichere war und sich in besonderen Verbindungen, namentlich vor r und l, vielmehr die Muta b, d hinzuzieht. Auch dieser Fall kommt in den Romanischen Sprachen ziemlich häufig vor, zuweilen im Deutschen und seltener in dem Lat. und Griechischen: Formen wie ἀνδρός für ἀνέρος u. dgl. sind bekannt. Ganz so wie sich nombre: numerus verhält, steht membrum zu einer Form memerum, die zwar nicht nachgewiesen, aber etymologisch doch nicht anders erschlossen werden kann. Wenn es im älteren Deutschen: Somber, Kamber, Kumber u. s. w. hieß, so war hier gleichfalls b ein unursprünglicher und nur lautlich eingetretener Buchstabe.

Der letzte Punkt, den ich hier zu besprechen habe, ist der andere freilich viel wichtigere Fall der Lautentwicklung, wenn sich nach den Consonanten Vokale erzeugen, die dann vor den folgenden Vokalen in Halbvokale übergehen, mit anderen verwandten Lauten wechseln, den vorangehenden Consonanten selbst modificiren und so auf mancherlei Weise dazu beitragen, dem Worte ein sehr verschiedenes Ansehn zu geben. Es ist zuerst unleugbar, daß sich gern nach t ein i, j einschleicht, welches mehr oder minder in der Aussprache hervortritt, und den Dentalen in Palatale oder in Zischlaute umge-

staltet. Ein solcher Laut ist auch wohl mit bei der Umänderung unseres deutschen t in z und sz im Spiele gewesen. Aehnlich, nur noch deutlicher tritt dieses bei dem k hervor, welches eine unerklärliche Neigung zu dem u-Laute hat. Das Römische qu und die entsprechenden Fälle des gothischen und deutschen qu und hw, sind meistens auf einen älteren Sprachzustand zurückführbar, in dem sich noch ein reines k vorfindet. Das Sanskrit hat nur sehr wenige Beispiele in denen die Verbindung kv vorkommt, es wird ihrer aber auch wohl mehrere besessen haben, die es nur anderweitig verändert hat. Die Hauptveränderungen, denen ein solches k mit einem daneben entwickelten v unterworfen ist, sind nun folgende. Zunächst: beide Laute bleiben neben einander, v macht aber seinen Einfluß als eine Liquida geltend und wirkt auf k ein, welches dann in palatale Laute, vorzugsweise im Sanskrit in das palatale ça übergeht; von diesem ça aber ist, wie im Prakrit jedes skr. ça zu sa wird, nur ein kleiner Schritt zu dem gewöhnlichen dentalen s; s setzt sich daher an Stelle eines ursprünglichen k sehr gern fest, nur geht es oft wieder zu einem palatalen sch zurück, wie die neuhochdeutsche Aussprache unseres alten sw zeigt. Nicht selten erscheint aber qu auch als hv; wie dieser Stellvertreter aufzufassen sei, ob als Ueberbleibsel eines aspirirten kv, oder als aus jenem s-v hervorgegangen, ist mir zweifelhaft, er zeigt sich aber besonders im Gothischen, wo das Rask-Grimmsche Lautverschiebungsgesetz eine Aspirate an der Stelle der alten Tenuis verlangt. Erst wenn das starke k auf eine solche Weise zu dem schwächeren s oder h-Laute heruntergestimmt und damit dem Range des v gleicher geworden ist, erklärt es sich, daß nun nicht bloß v als der leichtere Laut ausfallen kann, sondern auch k allmählig ganz verschwindet und ein v an seiner Stelle bleibt. Skr. kas entspricht dem lat. quis, das in der franz. Aussprache qi das w fahren läßt, wie das Prakrit jedes im Skr. nach einem anderen Consonanten folgende v auswirft, während umgekehrt im deutschen was ein bloßes v übriggeblieben ist: der Uebergang der einen Form in die andere, das allmählige Schwinden des k zeigen aber die historischen Mittelstufen: hvas, ahd. hvër. Dieser Fall ist übrigens nicht auf das Deutsche zu beschränken; auch im Römischen findet sich manches v, welches einer alten Gutturalis entspricht, — merkwürdig ist es nur und ein Beweis für die Anziehungskraft die-

ser Laute, daß sich aus lat. und deutschem v im Romanischen nicht selten wieder ein gu entwickelt.

Eine zwiefache Veränderung die noch zu erwähnen bleibt, betrifft das folgende v, welches entweder noch in einen Vokal u aufgelöst werden kann, wobei der folgende Vokal zu schwinden pflegt, oder hie und da mit anderen Lauten wechselt, so daß eine Silbe **ka** darnach zu **ku**, oder **kva**, **çva** zu **kra**, **sra**, **sla** werden kann, ein Fall, der obenschon berührt ward, als ich dies Beispiel **svap=slêpan** anführte. Nämlich **svap**, **pr. suv**, **sop-or**, *ὕπνος*, **svefnjan** (**mhd. sveben?**) **slêpan**, schlafen, führen auf eine Grundform wie **kap**, die wir, sobald man *ὕπτιος* und **supinus** nicht vor *ὕπνος* und **sopor**, — die Begriffe liegen nicht von schlafen trennen will, deutlich in lat. **accumbo**, **cubare**, welches zugleich schlafen heißt, vorfinden. Wenn sich aber auf eine solche Weise Wörter mit **k** und **s** begegnen, wird man wohl keinen andern Weg zur Vermittelung derselben einschlagen, am wenigsten aber annehmen dürfen, daß **k** sich aus einem **s** verhärtet oder verdickt habe. In der Sprache rinnt alles seinem Untergange entgegen und wo sich Hartes und Weiches, Festes und Aufgelöstes gegenüberstehen, darf man blindlings fast das Letzte für das Entartete und Unursprüngliche ansehen.

Darf ich schließlich zur Veranschaulichung meiner Ansicht von dieser Lautentwicklung noch ein Beispiel anführen, so wähle ich solches am liebsten unter den Namen einiger Thiere, die naturgeschichtlich zwar verschieden, etymologisch aber in so fern verwandt sind, als sie nach einem gemeinsamen Merkmale benannt sind. Was an und für sich nichts Auffallendes ist. Wenn sich z. B. Pferd und Hase beide durch ihre Schnelligkeit auszeichnen, so ist es nicht befremdlich, daß die Namen beider hie und da auf eine gleiche Grundwurzel führen: **hase**, Skr. **çaça** heißt der Springer, Laufer, und zu einem andern Begriffe als der „schnelle, laufende" wird die Etymologie auch für **equus**, *ἵππος* nicht gelangen können. — Ebenso sind nun manche Thiere nach dem ihnen eigenthümlichen Geschrei, Gesange oder Laute benannt, und so liegt namentlich dem Hunde, dem Schwan, dem Storch, dem Hahn u. A., die etymologisch eine Familie bilden, dieselbe Wurzel zum Grunde. Die Grundform erblicke ich nach meiner oben entwickelten Ansicht in **can-is**, welches mit **cano** singen zusammenhängt, ohne daß es grade auf römi-

schem Gebiete davon abgeleitet zu sein braucht; seine Bildung fällt wohl in eine Zeit, da cano noch nicht grade singen hieß. Das entsprechende Skr. Verbum, das man mit cano kaum verglichen hat, weil man es für unbelegbar hielt, gehört zu den wenigen alten Wörtern, die nach ihrem k ein v zeigen: bis auf dieses v ist kvan dem can-o identisch, es heißt aber noch nicht singen, sondern allgemein: sonum aliquem edere, daher es z. B. von dem Summen und Schwirren der Bienen gebraucht wird und ebenso gut einen anderen Thierlaut bezeichnen konnte. Die dritte Stufe mit palat. ça für ka die im Skr. sehr gern auftritt, zeigt sich hier eben in dem Worte, welches Hund heißt: skr. çvan, ein Wort, das auf keinem andern Wege eine befriedigende Erklärung gestattet. Die griechische Form *κύων* ist treuer geblieben, so fern sie die Laute k v als *κυ* bewahrt, dem v ist aber der 2te Vokal gewichen in den casibus (obliq.) deren kürzerer Stamm *κυν* (*κυνός*) der im Skr. bestehenden Nebenform çun parallel ist. Die beiden Prakritformen sind san und sun; eine dritte Form, hun, zu erschließen, wäre für einzelne Dialecte, die den Uebergang des s in h aufweisen, nicht zu kühn. Ueber den Ursprung des deutschen h habe ich schon oben gesprochen: deutsch Hund zeigt uns die nächste Stufe: das hier neu hinzukommende d kann lautlich nach n angetreten, vielleicht aber auch alter Rest einer Participialform sein. Einen palat. Laut sehen wir noch in dem litt. szu, gen, szuns = çunas; v verhärtet sich ferner im Zend zu p: çpa u. s. w. Verfolgen wir diese Wortfamilie etwas weiter, so zeigen sich die obigen Lautübergänge in derselben auch noch vollständiger. Zuerst gehören hieher mit festem s, skr. svan, das nun eigentlich gebräuchliche Verbum für tönen, lat. sonare (pr. san). Wie sich çvan an kvan anschließt, so geht unser Wort der Hund d. h. der Bellende, auf svan, tönen, und schwan, ahd. suan, heißt auch der Tönende, Singende, wie Hesiod's *κύκνοι ἀερσίποται μεγάλ' ἤπυον* und unsere Sagen vom Schwanengesange wahrscheinlich machen. Das gr. *κύκνος* führt auf dieselbe Wurzel hin: denn *κύκνος* ist eine reduplicirte Form, die sich zu *κυ-κεν-ος* grade so verhält, wie *πίπτω*: *πιπετω*, oder gigno: gi-gen-o, das inlautende *κν* = kan ist aber wieder derselbe Grund der in suan liegt. Eine ähnliche, nur deutlicher reduplicirte Form ist endlich ci-conia, die sich an canis ähnlich anschließt, wie im Deutschen han und huhn, ahd. der hano,

daz huon an die Wortform **hund**. Daß **hahn** sowohl wie **gallus** nichts anders heißen als Sänger, vielleicht auch Schreier, hat man längst gesehen.

Es ist eine Wahrnehmung, die zur Bestätigung mancher Etymologien nicht wenig beiträgt, daß sich insbesondere solche Bezeichnungen von Thieren u. dgl. im Laufe der Zeit wiederholen und gleichsam neu gebären. Die Wahrheit, mit der sich dieses oder jenes Merkmal anfangs, als man einen Namen schuf, geltend machte, tritt dem empfänglichen Sinne immer aufs Neue rege und lebendig entgegen; es bildet sich daher dieselbe Anschauung, und wenn der alte echte Sinn eines Wortes, das uns jetzt nur noch als Münze gilt, verschwunden ist, nicht mehr begriffen wird, so spricht sie sich in einem frischgeschaffenen Worte abermals aus, das dem alten nicht selten, gleichsam als sein Commentar, verbunden wird. So haben wir erkannt, daß **hase** der Springer heißt, daß **hund**, **schwan**, **hahn**, **storch** nach ihrem Laute u. s. w. benannt seien, **populus** heißt die Zitternde, Bewegliche u. s. w., lauter Begriffe, die in den späteren Bezeichnungen „Springhase, Zitterpappel, Singschwan, Klapperstorch u. a. wiederkehren. Dem Etymologen aber, der aus dem Laute den Sinn erkennen will, sind sie von größter Wichtigkeit: sie eröffnen ihm einen Blick in die Art und Weise, wie die Anschauung sich in Worten ausgesprochen hat.

Wenn der vorliegende allgemeinsprachliche Aufsatz dem Zweck und Plane dieses Jahrbuchs etwas fern zu liegen scheint, so mag ihm das zu einiger Entschuldigung gereichen, daß er wenigstens auf unsere Muttersprache ebensoviel Anwendung findet, wie auf jede andere Sprache. Die nähere Ausführung des hier im Auszuge Mitgetheilten versuche ich in einer besondern Geschichte der Liquidä, welche so eben in dem ersten Bande meiner Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik erscheint.

A. Hoefer.

VIII.

Deutsche Bildhauerkunst des zwölften Jahrhunderts.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Erste Abtheilung, dritte Lieferung: Die goldene Pforte der Dom-Kirche zu Freiberg. Bearbeitet u. herausgeg. von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser d. j., Maler. Mit einer Einleitung von Dr. C. L. Stieglitz, Dompropst. Leipzig 1838.

Die bei den Abbildungen des Merseburger Doms in diesem Buche (II, 382) erwähnten Freiberger Bildwerke liegen nunmehr vor Aller Augen und bewähren ohne Zweifel völlig das davon Gerühmte. Sie erklären in so fern die wunderbare Erscheinung der Bildwerke der Kirche von Zschillen, jetzo Wechselburg, aus dem zwölften Jahrhundert, als sie in sichtlicher Beziehung durch Zeit, Ort, und vor allen durch Darstellung und Kunst, auf dieselben stehen: aber sie erhöhen zugleich wieder das Wunderbare dieser Erscheinung durch die noch höhere und reichere Vollendung der Altdeutschen Bildnerei in einer ansehnlichen Reihe runder, fast lebensgroßer Standbilder.

Die Geschichte hat freilich hier nicht einmal, wie bei Zschillen, das Andenken des Baues, welchem diese Bilder angehören, urkundlich bewahrt, und wir wissen nur aus späteren Berichten, daß der ältere Bruder des Erbauers von Zschillen, Markgraf Otto von Meissen, die Stadt Freiberg selber gründete, in den Jahren 1175 bis 1185, und eben von den ertheilten Befreiungen den Ort be-

nannte. Auch ist die Frauenkirche selber, zu welcher diese Bilderhalle einführte, nicht mehr vorhanden, sondern nach einem Brande im Jahre 1484, durch einen schlanken Gothischen Spitzbogenbau ersetzt, wie er damals üblich war, und das Titelbild ihn zeigt. Aber wenn in diesem Neubau sonst auch kein Ueberbleibsel der alten Kirche wäre, wie dennoch am Chore hervortritt, so wäre diese Bilderhalle, in ihrem ganzen festen und genauen Zusammenhange mit dem Rundbogenbau, — in aller Hinsicht aus Einem Stücke mit demselben, — schon völlig hinreichend, uns das Dasein eines solchen früheren Kirchengebäudes zu bekunden: eben so sicher, als die sogenannte Prachtthür an der Breslauer Magdalenenkirche des 15ten Jahrhunderts, an welche sie, laut Urkunden, im Jahre 1546 von der abgebrochenen Vincenzkirche des 12ten Jahrhunderts (1148), versetzt wurde[1])

Die Freiberger Kirchthür verdient mit Recht ihren überlieferten Namen der goldenen Pforte; denn sie ist nicht nur in Deutschland, sondern, so weit meine Kunde reicht, in der ganzen Christenheit, aus dieser Zeit, die reichste an Bildwerken aller Art und an baulichen Zieraten, und zugleich die kunstreichste in der einzelen Ausführung, wie in der Zusammenstimmung mit dem ganzen Bau. Sie macht auch (in der Abbildung wenigstens) den Eindruck eines Kunstwerkes aus feineren, edleren Stoffen, als der heimische harte Sandstein ist; dem wir jedoch eher die gute Erhaltung zu verdanken haben, als wenn sie wirklich aus kostbarerem Stoffe gebildet worden. Und wir dürfen sie kühnlich den Thüren der Florenzer Taufkirche gegenüberstellen, welche bekanntlich Michelangelo die Pforten des Paradieses nannte. Minder berühmt bisher, aber viel älter, als jene Pforten, ist unsere Goldene Pforte. Sie stellt das Christliche Weltganze, Anfang und Ende der Dinge, vollständiger und bedeutsamer dar, als jene bloß dem alten Testamente gewidmeten Bildwerke Ghiberti's auf den Thorflügeln; und wenn dieselben auch sich den Bildern des Neuen Testaments auf den älteren Erzthüren Andrea's Pisano (1330) anschließen,[2]) so ist gleich-

1) Vgl. Büschings wöchentl. Nachr. Bd. III (1817), S. 139 mit Abbildung dieser reichverzierten Rundbogenthüre.

2) Vgl. meine Briefe in die Heimath (1816) Bd. II, S. 213. Ein goldenes Thor war in Constantinopel, eine Paradiesespforte im Kloster Hirschau. Im

wohl die Vergleichung mit unserer noch viel älteren Thürhalle durchaus zu ihrem Vortheile.

Die Christliche Bau- und Bildkunst liebte es von jeher, an solcher Hauptthüre der Kirche ihre Geheimnisse zu offenbaren. Die Mutter Gottes ist, laut alter Kirchenlieder, vorgebildet in der verschlossenen Morgenpforte des Tempelheiligthums, durch welche die Herrlichkeit Gottes eingegangen ist (Hesekiel 43, 4. 44, 2). Christus stellt selber sich dar, als die rechte Thür zu dem Heiligthume (Johannes 10, 7. 9), welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

In dem Zusammenhange des großen Werkes, deutet das auch fast lebensgroße Hochbild in dem Halbrunde über dem Eingange, die Anbetung der Könige, auf die Kirche der Heiligen Jungfrau, die in der Mitte mit dem göttlichen Kinde thront; und die der Erde Reichthümer ihm darbietenden Könige sind zugleich ein Sinnbild der würdigsten Anwendung der den Fürsten verliehenen irdischen Schätze zum Baue des Gotteshauses, als Vorhalle des Himmels. Die Geschichte weiß, daß zu Markgraf Otto's Zeit besonders die verborgenen Reichthümer des darnach benannten Erzgebirges, eben die Freiberger Silberbergwerke, aufgeschlossen wurden; und zwar geschah es, wie zum Lohne, für ein früher begonnenes frommes Werk, nämlich bei der Ausführung von Otto's Stiftung Alten-Celle, welche er eben so zu seiner Begräbnißkirche stiftete (1162—75), wie sein Vater den Petersberg, und seine Brüder Wechselburg, Landsberg, Brehna, Dobrilug. Otto erhielt von diesen Schätzen den Beinamen des Reichen, so wie seine Pforte der Freiberger Marienkirche die Goldene heißt.

Das Hochbild derselben, von der Anbetung der Könige, umkreisen fünf Rundbögen, welche ganz ebenso mannigfaltig gemustert sind, wie die zehn sie tragenden Säulen; und zwischen diesen Bögen sind die breiten vier Hohlleisten, die über den Standbildern zwischen den Säulen aufsteigen, mit runden Bildwerken geziert, in deren Mitte die Dreieinigkeit hervortritt: erst, Gott Vater,

---

weiteren Sinne hießen mehrere Klöster selber Himmelpforte. So Marienpforte und Himmelpforte bei Naumburg, welche ebenfalls der Markgraf Otto 175 reichlich ausstattete; jetzo Schulpforte. — Von Puttrichs Geschichte und Abbildungen der letzten, die kürzlich erschienen ist, wird eine nähere Anzeige folgen.

die Heilige Jungfrau krönend, umher Engel; dann, das Christkindlein, von Zacharias (auf dessen Schooße der kleine Johannes sitzt) und von einem Engel auf den Händen emporgehalten, umher die Evangelisten; hierauf, die Taube des heiligen Geistes, auf Blättern zwischen zwei Engeln schwebend, umher Apostel und Propheten; endlich, ganz oben, der Engel des jüngsten Gerichts, zwei Knieende emporziehend, umher Männer und Frauen, die den Gräbern entsteigen.

Die unter diesem vordersten Bogen einander gegenüber stehenden beiden Bildsäulen sind nun: der langbärtige Altvater Abraham, der einen sprossenden Stab und eine (Erd-) Kugel in den Händen hält, und der jugendliche Held Josua (der auch im Namen Jesus vorbildet); dann folgen zwei gekrönte Frauenbilder, die eine mit einem Stabe, die andre mit einem Schriftbande; hierauf David und wieder eine gekrönte Frau mit einem Stabe; endlich, Johannes der Evangelist und Johannes der Täufer. Die beiden letzten erklärt der verstorbene Stieglitz zwar für zwei Jüdische Seher, jenen namentlich für Jesaias: aber den Täufer bezeichnet hinlänglich der Pelzrock und das Brustschild mit dem Gotteslamm, und den Evangelisten mit der Schriftrolle, die jugendlich-liebliche Gestalt. Beide kommen sehr ähnlich unter den Wechselburger Bildwerken vor. Desgleichen finden sich dort Abraham und Josua, der letzte sogar mit derselben zierlichen Beinrüstung, und David mit dem Lilien-Scepter und Saitenspiel. Eigenthümlich sind dagegen hier die drei gekrönten jugendlichen Frauen, welche so anmuthig die beiden männlichen Reihen unterbrechen; und wie an dem ähnlichen Rundbogenthore der Pariser Kirche S. Germain des Préz die Bilder Altfränkischer Königinnen stehen, wie K. Heinrichs II Gemahlin Kunigunde und K. Friedrich I selber mit seiner Gemahlin Beatrix an gleichzeitigen Kirchthüren (zu Freisingen ꝛc.) stehen, so darf man auch hier wohl (mit Stieglitz) an die damaligen Sächsischen Fürstinnen denken, namentlich an Hedwig, Otto's Gemahlin und Tochter des Brandenburgischen Markgrafen Albrecht des Bären, und an ihre beiden Töchter Adela und Sophia, Gemahlin des Herzogs Ulrich von Böhmen, so daß die Stäbe die beiden regierenden Fürstinnen auszeichneten: sollten dabei diese Frauenbilder zugleich auch eine biblische Bedeutung haben. Vielleicht sind ebenso in den männlichen Gestalten Bildnisse des Sächsischen Hau-

ses zu sehen; wenigstens ist bei der so auffallenden Idealisirung aller dieser Bilder, eine nicht minder auffallende, ganz eigenthümliche, fast sprechende Belebung nicht zu verkennen, welche nur nach der Natur gebildet sein kann; und es ist dabei, außer dem erwähnten Schwiegersohne, auch Otto's beider Söhne, Albrecht und Dietrich, zu gedenken. Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht noch die drei englisch-schönen Jünglingsköpfe, welche gerade nur über den drei Frauen sich auf die oben geöffnete Nischen derselben mit den Händen stützen und hereinschauen: sie erinnern, beim Ueberblicke des Ganzen, zugleich sehr lieblich an den tiefen Apostelspruch über das hier dargestellte Geheimnis der Menschwerdung und Erlösung, „in welches selbst die Engel gelüstet zu schauen." Gewis ist, daß in diesen Bildern der Vorhalle die Ahnen der Mutter Gottes, die Verkündiger und Vorläufer Christi dargestellt sind. — Als ungewöhnlich, ist noch die reichere mütterliche Darstellung der Heiligen Jungfrau in dem Hochbilde über dem Eingange zu bemerken. Die beiden oben schwebenden Engel, die jeder eine Kugel darbieten, bedeuten wohl Sonne und Mond, wie die beiden Engel neben dem Kreuze zu Wechselburg; und der dritte Ball, welchen Maria dem Christkinde darbietet, ist der Apfel der Erde, aus dem das Kreuz erblühen soll. — Die ebenmäßige Stellung der knienden und ihre Geschenke emporhaltenden drei Könige, ist keinesweges einförmig; sie stufen sich vielmehr sehr wohl in dem Halbrunde ab, so wie auf der andern Seite der stehende Engel mit dem Liljenstabe, und der sitzende Joseph mit dem Wanderstecken[1]).

Die über den übrigen Standbildern hereinschauenden Thierköpfe und Vogelpaare ließen sich auch wohl biblisch deuten, daß selbst „die Creatur sich nach ihrer Erlösung sehnt," und wieder bei dem Gottmenschen ist, wie einst bei dem ersten Menschen. In ähnlichem Sinne ließen auch andere hier erscheinende Thiergestalten sich betrachten: der Widderkopf über Johannes mit dem Lammesschilde ist aber zunächst alttestamentliches Vorbild vom Opfer Abrahams. Die Löwen, welche damals gewöhnlich (auch in Wechselburg) als Säulenträger gebraucht werden, (den überwundenen Fürsten der Welt bezeichnend,) sind hier viel schicklicher auf die beiden äußersten vortretenden Säulen gelegt, auf den Löwen von Juda deutend. Ueber-

---

1) Nicht Stuhllehne, wie Stieglitz angiebt.

haupt zeigt sich hier, auch bei dem Ueberlieferten und Herkömmlichen die schönste und bedeutsamste Durchbildung und Mäßigung, namentlich auch bei den Menschen- und Thiergestalten, auf welchen sämmtliche Standbilder fußen, außer der einen, auf Weinranken stehenden Fürstin. Solche Gebilde erscheinen hier nur als Fortsetzung der mannigfaltigen Knäufe der kleineren Säulen, auf welchen diese eigentlichen Bildsäulen stehen. Der jugendliche Kopf unter den Füßen Johannes des Täufers (wie auch die Wechselburger Kanzel ihn zeigt) scheint Anspielung auf die Tochter der Herodias, die ihm das Haupt abtanzte. Auf den Pfeilern am Eingange ruhen ebenfalls Löwen und Greifen, die beide auch über der Thüre zu Wechselburg vortreten: der Greif als Bild der Doppelnatur Christi, welche er im irdischen Paradiese bei Dante vorbildet. Auf den übrigen Säulen liegen sphinxartige Gebilde, die nicht minder räthselhaft sind, als die Aegyptischen, und schwerlich die vier Elemente vorstellen (wie Puttrich S. 18 annimmt): sie sind aus Menschen-, Thier- und Pflanzen-Gestalten wundersam zusammengewachsen. In ihren sprechenden Menschengesichtern sieht man vermuthlich auch Bildnisse, etwa eben der Bauleute und Bildner, bescheiden zugleich als Träger der von ihnen aufsteigenden Rundbögen hingestellt; so wie die Köpfe über den Bildsäulen zugleich als Träger der Gesimse vortreten, auf welchen die hohlen Rundbögen mit den heiligen Bildern sich erheben. In dem würdigen bärtigen Brustbilde, welches den liebsten Jünger des Herrn trägt, möchte man insonderheit den Altmeister erkennen. Kaum erscheint hier im ganzen Werk irgend eine Misgestalt des Bösen und des Uebels: höchstens etwa in der Schlange, auf welche die eine gekrönte Frau mit dem Stabe tritt, gleichwie Maria an der Wechselburger Kanzel, zur Erfüllung des göttlichen Fluches. Selbst das jüngste Gericht ergeht hier nur auf der guten Seite, überall sieht man nur Begnadigte und Selige, die aus den Gräbern in die Gemeinschaft der Heiligen eingehen. Und auch durch solche Milde macht diese wunderreiche Pforte einen wahrhaft erbaulichen und beseligenden Eindruck, und war der würdigste Eingang zum innern Heiligthum, in welchem ohne Zweifel einst alles auch durch edle Gesteine, Erze, Wand- und Glasgemälde verklärt wurde.

Bei aller Zusammenstimmung, im Einzelnen, wie im Ganzen, mit den nahen und gleichzeitigen Wechselburger Bildwerken, bei gemeinsamem Schönheitssinne, Naturwahrheit und Durchbildung, muß

man, mit dem größeren und reicheren Werke hier am Freiberger Dom, auch noch eine höhere Vollendung mit Vergnügen anerkennen; so wie unter den mannigfaltigen Arbeiten dieser reichen Pforte selber wieder die Bildwerke an den Rundbogen-Friesen als die gelungensten hervortreten (Puttrich S. 18). Und gerade an diesen sehen wir höchst auffallend die nackten Gestalten der Auferstehenden mit einer Wohlgestalt, Schönheit und Wahrheit gebildet, wie damals nirgend anderswo erscheint; und diese verklärten Leiber sind hier die wahre Auferstehung der Kunst selber. Ein solches gründliches Verständnis des nackten Menschen (wie er aus Gotteshand, als sein Ebenbild, hervorgegangen) zeigt sich natürlich nicht minder auch an den bekleideten Gestalten und Gliedmaßen, und es ist eben die sichere Durchzeichnung derselben, so wie darüber die edle Gewandung in Wurf und Falten, wodurch diese Kunstgebilde so wunderbar allein in ihrer Zeit dastehen, und wodurch sie nicht nur äußerlich in einzelen Stücken der Bekleidung (Mantel, Rock, Schuhe, Mütze ꝛc.) mit der Antike in Berührung stehen, sondern auch in solchem Sinne zugleich antik sind, wie es die wahre Bildkunst, vor allen auch die Christliche, immerdar sein soll, und auch neuerdings wieder geworden ist.

Wie nun aber dieser auffallende und einzige Aufschwung der Deutschen Bildhauerkunst im zwölften Jahrhundert zugegangen, bleibt bei alledem immer noch ein Räthsel, welches auch durch Stieglitz in der geschichtlichen Abhandlung nicht gelöst wird. Die ihm bei den Wechselburger Bildwerken in unserer Anzeige entgegengestellten Schwierigkeiten scheinen ihn bewogen zu haben, daß er seine dortige Annahme von Einwirkung Italienischer Künstler hier ganz aufgiebt. Er wendet sich nun wieder mehr den Byzantinischen Einflüssen zu, ohne jedoch mehr als Allgemeines und Schwankendes beizubringen. Auch Puttrich, der unterdessen in Italien gewesen und die in jener Anzeige nach Försters Beschreibung und Zeichnungen angeführten gleichzeitigen Bildwerke der Italiener daselbst gesehen hat, verneint jetzt ihren vorausgesetzten Einfluß auf unsere Altdeutschen Bildwerke. Ihm erscheinen diese vielmehr „als Vorläufer der trefflichsten Florentinischen Maler des 14—15ten Jahrhunderts, eines Gozzoli, Fiesole, Ghirlandajo ꝛc. mit denen sie die größte Aehnlichkeit haben."

Ich füge hinzu, daß sie sogar die Genannten noch übertreffen.

Augenfällig ist, daß sie auch daheim in Deutschland, so wie alles Frühere, eben so alles Spätere ihrer Art und Kunst übertreffen; wie schon bei den Wechselburger Bildern im Vergleich mit den Naumburgern bemerkt wurde: die letzten tragen schon den schärferen gestreckten Styl des hoch aufstrebenden Spitzbogenbaues an sich, erscheinen mehr als bauliche Verzierung desselben, denn als selbständige Standbilder, wie solche dagegen hier an der goldenen Pforte, in Verbindung mit der ganzen Weichheit und Pracht des heimlich sich abschließenden und himmlisch sich wölbenden Rundbogenbaues, dastehen: eine gleiche ruhige und gemüthvolle Vollendung, süße Anmuth, Lieblichkeit und Leichtigkeit, in sicherer, richtiger Gestaltung, ist nirgends weiter anzutreffen.

Können wir hier nun dermalen noch nicht erklären, geschichtlich entwickeln, so nehmen wir jedoch das vorhandene Herrliche nicht minder mit Freuden und Anerkenntnis auf. Des Vollendeten ist überall nicht viel, noch zu jeder Zeit; es erscheint auch im scheinbaren Zusammenhange der Entwickelung immer als ein wahres Wunder, steht immerdar allein, nur sich selber gleich. Und wenn es uns gegenwärtig auch unbegreiflich ist, wie die Urheber solcher Meisterwerke verborgen bleiben konnten und wollten, so haben wir auch hierin unsre Zeit nicht zum Maaßstabe zu nehmen. Als man alles noch zu Gottes Ehren that, gedachte man auch in dem Besten nichts Besonderes zu vollbringen, und nahm sich seinen Lohn nicht dahin, eingedenk des Spruches: Und wenn wir auch das Beste gethan ꝛc. Auch sehen wir noch später, wie früher, denselben zugleich hohen und demüthigen Sinn, und kennen z. B. eben so wenig die Meister des Freiburger und des Kölner Wunderbaues. Und ist es in der Dichtkunst anders? steht nicht unser gröstes nationales Dichtwerk in der vollendeten Gestalt ebenso namenlos da?

Und gerade gleichzeitig mit solcher poetischen Vollendung, gegen Ende des 12ten Jahrhunderts, ist diese entsprechende plastische; und dabei dürfen wir uns vorläufig schon beruhigen, daß in eben dieser Zeit des großen Kaisers Friedrich I überhaupt die herrlichsten und grösten Altdeutschen Männer lebten, wie im Staate, so in der Kunst: in der Dichtkunst namentlich Walther, Wolfram, Gottfried; und vor allen möchte die poetisch-sinnliche und sinnige Darstellung des Meisters Gottfried der plastischen Vollendung dieser Bildwerke eines namenlosen Meisters entsprechen. Dieser lebt so in seinen

Werken; und er nicht allein, sondern eine Genossenschaft fähiger Gehülfen, und Schüler, wie solche die bildende und bauende Kunst, anders als die Dichtkunst, unmittelbar an einem großen Werke thätig zuläßt; und eine solche Schule (wenn man will) ist nicht bloß für den Umfang der Wechselburger und Freiberger Werke anzunehmen, sondern ist auch, bei aller Gleichartigkeit im Ganzen und Großen, durch die sichtliche Verschiedenheit des Einzelnen außer Zweifel.

Beide Herausgeber dieser so wichtigen Denkmale vereinigen sich mit Recht in dem Preise derselben „in Hinsicht auf Form der ganzen Gestalten, auf verschiedenen Charakter der Köpfe, auf Sicherheit und Schönheit der Zeichnung, auf edlen Styl der Gewänder" (S. 18), mit Hinweisung auf die Abbildungen, von welchen (S. 6) versichert wird, daß sie durchaus nicht verschönert sind. Wir können dies völlig bestätigen aus der uns durch Puttrich hier gewährten Ansicht der Zeichnungen selbst, neben den von Fragonard in Paris darnach gemachten Steindrücken. Diese letzten sind dem in solchen Arbeiten gerühmten Meister merkwürdig misrathen: die Ansicht des Ganzen ist durch gewissenlose Behandlung im Einzelnen, besonders der Figuren, fast unkenntlich, und die beiden Blätter mit den acht größeren Bildsäulen sind nicht weniger ungenau und vornämlich im Ausdrucke der Gesichter ganz fremdartig. Davon kann sich gegenwärtig jedermann überzeugen, indem Puttrich, der mit keine Kosten scheuendem Eifer dennoch keine verbesserte Platten von Fragonard erlangen konnte, sondern für jene drei misrathenen Platten 700 Franken bezahlen mußte, wenn er seine Zeichnungen wiederhaben wollte, diese Zeichnungen nochmals daheim von Brandt und Schlick lithographiren ließ, und dadurch nunmehr treue und genaue Abbildungen derselben liefert. Daneben bietet er aber auch (als Zugabe, ohne Preiserhöhung) die drei Blätter Fragonards, deren Vergleichung den Ruhm des Französischen Künstlers eben nicht vermehren wird, jedoch wohl dazu dient, die Trefflichkeit der Deutschen Bildwerke noch mehr ins Licht zu setzen, wenn diese es auch nicht bedürfen.

Herr Puttrich berichtet uns diesen Hergang, im Nachtrage zu des seitdem verstorbenen Stieglitz Beschreibung, in welcher noch so manches Nöthige berichtigt und ergänzt wird, mit der bewährten

Gründlichkeit und Bündigkeit. Wir haben für Alles ihm den herzlichsten Dank zu sagen, und zu erkennen, daß uns hier zuerst eine bisher unbekannte und ungeahnte Herrlichkeit der vaterländischen Kunst aufgeschlossen ist, welche dem Urheber dieses mit so viel Hingebung unternommen und (wie die neue Namenliste der Beförderer zeigt) so glücklich gedeihenden Werkes selber zum Ruhme gereicht.

v. d. Hagen.

IX.

Klagegedicht auf Herzog Johannes von Brabant.

Aus der Würzburger Handschrift.

Hie hebt sich an ein åbentu̇r
Die ist hu̇bsche vñ gehu̇r

*I*ch reit eins tages durch tag*e*alt
Min hunde ziehen vf den walt
Bl. 203. Durch ku̇rtzwile vñ durch nu̇tze
Wenne ez ist auch *vr*dru̇tze
Vil iagen vñ vahen niht
Mir begegent von geschiht
Eins frumen hirzes vart.
Der vart min leithunt innē wart
Wenne er beschrei sie balde
Da reit ich in dem walde
Der selben vart nach hengen
Die wile wolt sich niht lengē
Der hirz wart balde funden
Man zoch da abe den hunden
Die seil vñ lie sie laufen an
Der hirz vnv^{s}re floch hin dan.
Biz daz er sich erlaufen lies
Min ieger da zv̊ valle blies.

Vn̄ tet den hunden also reht
Nu was ein seliger gotes kneht
In dem walde sedelhaft
Der het mit gůt^s ritt^sschaft
Ervohten daz er was erkant
Fůr einē helt durch manig lant
Der het d^s w^slt sich enzigen
Sin strit sin turnei was gedigē
An beten vn̄ an vasten
Man sach in selten rasten
In gotes dienst *e*rbeit er sich
An dem man gesůndet ich mich
Ich gedahte er sůlte haben teil
An minē wilpret. wenne daz heil.
So nahe bi ime was geschehen
Ich gedahte du solt in selb^s sehen
Sp. b. Ich nam zv̊ mir einen kneht d^s trůg
Des hirzes einen vordern bůg.
Ich kerte da hin da ich in vant
Den seligen gotes heilant
In sine^s zelle an sinē gebete
Daz er mit gůt^s andaht tete
Vf zv̊ got vil stetes
Er dankt *mir des* wilpretes
Er bat mich zv̊ ime sitzen nider
Da ret ich vil lůtzel wider
Wenne ez was auch wol min ger
Er sprach ir kumt selten her
Zv̊ mir *e*lenden man
Vn̄ ritent doch in disem tan
Dicke birsen vn̄ iagen
Als ich hȯre die lůte sagen
Die zv̊ mir habent wandel hår
Wenne ich gedenke daz ir war

Z. 42. mir des steht über ime sins, das unten punktirt ist, als ungültig.
Z. 45. steht Wenne er ez.

Ander dinge nament
Vn vil selten kament
Zv̊ walde hirz vellen
Ernstlichen v̇wˢ gesellen
Seiten mir vō v̇ mere
Daz v̇wˢ hˢtze were
Enbrant nach wibes minnen
Wer v̇ch daz noch in sinnen
Daz ir der wibe wo̊ltent gˢn
So můste ir der hunde empˢn
Vn̄ abe lazzen v̇wer iagen
Wer gůten wiben wil behagen
Der schaffe mit ritters teten
Vn̄ auch mit tru̇wen steten
Sp. c. Daz sin tru̇we vn̄ sin manheit
Den frauwen wu̇rde zv̊ mer geseit
Daz liebet man zv̇ wiben
Ich sprach ir lat beliben
Die rede hˢre vn̄ vatˢ min
Ez mohte wol etswenne sin
Daz man mit tru̇wē vn̄ mit manheit
Beide erwarb vn̄ auch erstreit
Wolbescheid*er* wibe gru̇z
Nu wizzēt vatˢ daz man mu̇z
Beiagen die in ander wis
Die fr*e*uwen ahtent rittˢs pris.
So klein daz man sin niht genu̇zt
Zv̊ ansehen mich bedruzt
Der gar effenliche site
Da man ez erwirbet mit
Hu̇bscher frauwen gru̇zze
Der man sprach daz *got* mu̇zze.
Got han in sinᵉ hulden.
Mag ieman denne vˢschulden
Minnēklichˢ wibe gunst

Z. 84. 85. besser *si* für die Wiederholung von got.

Mit keiner anderleie kunst
Denne mit manheit vn̄ mit truͦwē
Daz mûz mich immˢ ruͦwen
Wenne ie der frauwē zart
Ist wol mit mannes truͦwē bewart.
Sust muͦtz *ir ir* gewinnē trost
Sweliche frauwe suͦlcher redę lost
Die vz falschez hˢtzen grunt
Get durch luͦgelichen munt.
Da wirt gekrenket wibes ere
Ich sprach vatˢ nieman mere.
Sp. d. Ziṁt dˢ minnē wanne dˢ nv.
Dicke vn̄ lute schriest iv
Wenne er bi frauwen sitzet
Er swˢt daz er switzet
Ir einˢ si die liebeste sin
Des selben hat er me den drin
Vnlange da vor vil tuͦr gesworn
Ez wart ime innēklichē zorn.
Het sin vngefuͦger schimpf.
Niht braht *in* rede in vngelimpf
Gûter wibe mer denne vier
Man siht in sam ein wildez tyer.
Bi frauwē an dem tantze toben
Vf sinem haubte treit er oben.
Ein lange wite kappen
Dv̊ ist mit langen lappen.
Vnden hin behenket
Im daz gez*u*ͦder swenket
Vm̊ sines libes mitte
Mit manigē krumē tri*t*e
Get in der kappen er gesmogē
Die hende hat er vf gezogen
Vnder die kappen an sinē kropf
Ein duͦrre wit hat ime sinē kopf

Z. 99. für ir ir besser er ir

Vf der kappen vṁ reiffet
Sin kappen zipfel sweifet
Lang nider get zv̊ der erde
Je nerrisch^{s} sin geb^{s}de
Vn̄ ie tu̇rer er wenet wesen.
In du̇nket nieman su̇lle genesen
Vor dem ysen lu̇wer
Hoch ob sinem ku̇wer.
Bl. 204. Sin ime die *hehe*sen abe geslagē
Daz wil ich mit vrlaube sagen
Ime hanget einer hende breit.
Sin vngefu̇gez niderkleit
Fu̇r die rȯcke hin ze tal.
Zv̊ tische ze tantze vn̄ v̊b^{s}al.
Siht man den vngehoften knabē
Die kappen vf dėm haubte haben
Sie ist ime vf gebunden
Als eime v^{s}serten wunden
Mit einē seit *a*der mit ein^{s} wit
Ime sint gespannē sine lit
In sin gewant daz er sich mag
Geru̇ren n*ier*gen als ein sag
Den man stȯzzet kornes vol
Sin gu̇rtel zimt ime sere wol
Wenne er lit in allen
Sam er in wolle enpfallen
Sie gu̇rten sich deste liser
Daz sie niht daz yser
An dem gu̇rtel dru̇cke
Dv̊ rinke ist an dem ru̇cke
Gekert. daz mezzer hanget vor
Wenne er sich stellet denne empor
Fu̇r minnēkliche frouwē rein.
So sleht er zwischen siñe bein
Sin mezzer vn̄ dar vf sin hant
Sam er Tuscan vn Brabant
Mit strite habe braht in vngemach

Der doch nie Ohsenstein gesach
Ir har ir berte *sin* in lang
So gar v^{s}worren ist ir gesang
Sp. b. Daz nieman wol gemerkē kan
Man siht die schamelosen man
Scheiteln sam die frauwē tragē
Der gotes frůnt begonde klagē
Die minne vn̄ auch die manheit
Er sprach w^{s}liche mir ist leit
Daz minne ist blint manheit ſirt
Ach edeler helt Diepolt vō Pfirt
Vn̄ Friderich Klet von Ÿtenhein
Ir ku̇ndet nit mit solchē mein
Mit so argen teten
Vn̄ mit so snȯden weten
V̇ch lieben frauwē wol geborn
Ich weiz wol daz ir mit sporn.
In dienst reiner frauwen
Mer blůtes hant gehauwen.
Vz starker orsen siten
Denne alle die man riten
Von Elsaz zv̊ den wapen siht
Ir hetent niht der dinge pfliht
Die wibes ere machent krang
Des seiten sie v̇ch billichē dang
Wenne ir in ir willen
Offenbar v^{n} stillen
Lip vn gůt v^{s}zartent
Vn̄ doch irs erbes wartent
Ir wurbent mit dienste also.
Man hort *in* ir wirde ho.
Durch manig lant erschellen
Des nam v̇ch zv̊ gesellen

Z. 161. besser sint für sin.
Z. 169. für firt steht p^{s}firt, das p unten punktirt; besser varirt.

Der manheit vestʿ dyamas.
Von Nidauwe grafe Růdolf was.
Sp. c. Der tůrste der da lebte
In hʿren wis *er* swebte
Sin lob vor der hʿren lob.
So wit vñ auch so vʿre ob
Daz ime keiner was gelich
Er was gůtes vñ můtes rich.
Ere konde er wol horden
Aller ritter orden
Was mit ime gezieret
Des wart er angesmieret
Gůteliche von manigē rotē munde
Weñe er in maht manige stunde
Freude vñ hůbscher *hofe* vil.
Daz man mit wʿdem ritter spil
Sȯlt dienen wʿden frauwen gut
Vn doch ir ere was wol behůt
Der gotes rittʿ sprach zv̇ mir
Ich weste gʿn vn ist min gir
Ze wizzen v̇m dise diet
Die nv singē die krumē liet
Vñ frauwen dienen mit geschrei
Wie ir iust vñ ir turnei
Sie geordenieret vñ gestalt
Ich sprach sie tʿben manigvalt
Loter wis der man sich sȯlte schamē
Beide teil die gent zv̇ samen
Wenne der turnei geteilet wirt
Ein teil sprichet lat vns vngeirt
Wir wȯllen de*in* gewinnē abe.
Sin ros daz můz sin ein knabe
Der sich niht erwʿn kan
*Ab*er ein e*l*ender man

Z. 207. hofe steht über rede, das unten punktirt ist.
Z. 223. besser dem für dein.

Sp. d. Der von v'ren ist kumē dar
Sie sprechen nement eben war
Ist vf vnser sit ieman
Der sůmliche si den nemēt dran
Des enw'n wir v̊ch niht
Die gelůbde da geschiht
Von den teiln beiden
Zehant siht man vz scheiden
Die fremden geste vn̄ auch die knabē
Die andern let man můzzig drabe
Vf dem turnei dort vn̄ hie
Man beg'fet nieman an de*m* die
Gein den helsen v'sprochen ist
Der heilige man sprach sôlichē list
Ist w'liche vngeneme
Wol heimischen ritt'n zeme
Des. wa mit ritt'lichem sit
Ein fremder ritt' zv̊ ime rit
Daz sie dem bůten mere
Zůhte. vn̄ da bi ere
Denne keinem landes manne
S*i* daz du sist im banne
Dv v'flůcht*e* veig' tot
Dv v'midest vns den d' helfe ie bot
Mit gabe vn̄ in̄ manige wis
Vn̄ allen den die ritters pris
Sůchten vn̄ lande zv̊ lande
Vil trůweliche erz ermande
Menliche vf ein sin' sit
Ez w' vf turnei *ab'* vf strit
Des sie mit trůwen*t* nemēt war
Der frůnde vn̄ geste die zv̊ in dar.

V. 238 u. 39. an dem die Gein besser *ane* die *Den* gein.
V. 240. für sôlichē besser sôlicher.
V. 253. vn̄ meint vō.
V. 258. besser trůw*en*.

Bl. 205. Durch pris dar waren.kūmen
Ich mein den edeln h'ren frūmē
Von Honb'g*er* gref W'nher
Der m*a*g hundert tusent sper
Durch minne hat zerstochen
Mit sw'ten hat zv̊ brochen
Vf striten manigen stahel ring
Er kert sich an kein iůngeling
Der zv̊ wer het kraft noch maht
Sin arm er v̊m de*r* kragen flaht
Die man *manig* ritter vz erwelt
Der het er manigē zv̊ erden gevelt
Eya Cůnrad W'nher von Hatstat
Walther *Spender* manigē pfat.
Durch minne hat geriten
Geturnie*r* vn̄ gestriten.
Deñe alle die man riten
Sach gewapent in den ziten.
Sie konden niht des loters gepflegē
Ob ein' vnder wer gelegen.
Mit ir willen vf ir teil
Sie heten e gesat*z* vf heil.
Ru̇cke bein vn̄ arme.
Ach h're got erbarme.
Daz die niht imm' sůlten leben
D*a* man sach rat vn̄ hilfe geben
Den fremdē frūmen gesten
Er bat mich an dem besten
Gar ernstliche mit geluste.
Ime sagen von der iuste
Der man sach nu̇we minn' pflegen
Ich sprach in *ein* schat kein regē

Z. 262 für mag lies *mang*.
Z. 269 besser *ze* für manig.
Z. 274 besser geturnier*t*.
Z. 280 besser gesatz*t*.
Z. 290 für ein schat besser *enschat*.

Sp. b. Kein kouˢtu̇r die wirt in naz
Ir snȯder orden lert sie daz
Weder man noch ȯrsch niht entreit
Wapen rȯcke noch wapen kleit
Sie varen als ein beschundē ron
Ich wen niht in hˢtzen won
Kein rittˢlicher willė
Man siht sie halten stille
A*l*en mitten vf der ban.
Da stapfet einˢ den andern an
Fu̇ze fu̇r fu̇zze gar zeglich.
Sie stůnden niendert dem glich.
Daz sie heten ritters ger.
Erschrocken neigen sich ir sper
Ze*m*en sam sie wellen
Die helm nagel ze*l*en.
Des mu̇gen frauwen gelachen.
Man hȯrt kein sper erkrachen
Man siht kein *s*truntzel snurrē
Man siht auch niergē kein g*u̇r*ren.
Erbȯgen noch erstozzen
Sie sint niht din genozzen.
Von Brabant hˢtzoge Johan.
So sprach der heilige gotes man.
Der mit geher iust so warb
Daz er vn̄ auch sin ere so starb.
Vn̄ grefe Johan von Spanhe*i*m
Der beider wille hal wol in ein
Sie liezen niht ir lagen
Die ritter iust pflagen.
Sam tůn die ysen ku̇wen.
Die mit geverde vn mit vntrůwen
Sp. c. Halten vf der ban vˢswīgen
Stille sam sie in lage ligē

Z. 305 für zemen steht zelen, das l punktirt und m übergeschrieben.

Des ku̇nnē niht die w'den getůn
Durch frauwen pris durch ritters rům
Sach man sie fu̇zze biegen
Girlich ihr schenkel fliegē
Von ȯrsches bůg zer langē
Ir ȯrsch su̇nder twangen
Můsten laufen in der iust
In die helde mit der gelust
Taten gein wider sachen
Da hort man sper erkrachen
Zersprizeln vn̄ zerklieben
Da sach man struntzeln stieben.
Gegen dem himel durch die luft
Ir lib ir h'tze fůr in guft
Durch rein' frauwen hulde
Des sȯllen wol von schulde.
Alle tugent riche wip.
Klagen der beider h'ren lib.
Die nach ir hulde so wurbē
Daz sie e zit ersturben.
Nv bitent fu̇r sie mu̇ndel rot
Ez sol auch ir vnzitig tot
Allen ritt'n wesen zorn
Milter h'tze wart nie geborn
Denne h'tzoge Johan von Brabant
Des ist durch Welische vn̄ tu̇sche lant
Mit manig' gůt' rat bewart
Auch was der Spanhauwer vō art
Fu̇r ander helde ein reht' degen
Er het in kriegē ob gelegen.
Sp. d. So manige wider satzen
Vn̄ auch vil manigem tratzen
Friliche vor gesezzen
Daz man des niht v'gezzē
Sol. die wile die st'nen stan
Die mit der w'lde nv vu̇mme gan

Z. 355 steht sazzen und t darüber.

Die leben wie sie wȯllen
Von h^{s}ren vn̄ von gesellen
Sint mir die besten hin gevarn
*D*enne ein^s den got mu̇zze bewarn
Der w^{s}de Johans von Klingenberg
Sin w^{s}ltliche mût sin manliche werg
In Beheim lant daz er da streit
Daz ime durch sin fru̇mkeit
Ein Ronauw^s frum vn̄ rich
Von der *liebe* der helt Heinrich
Sin tohter zv̊ wibe gab
Vn̄ sich mit fru̇ntschaft zv̊ ime wag
Mit manig^s gabe kosteber
Ime gab der w^{s}de Ronauwer
Veste bu̇rge vn̄ gûte lant
Auch hat des Klingenb^{s}gers hant
Den wiganden gebrochē abe.
Lant vn̄ lu̇te vn̄ sȯliche habe
Daz ich hu̇te vf disem tag*e.*
Mit ime mit warheit sprechē mag
Er hat ervohten mere
Gûtes vn̄ auch ere
Den̄e keiner der Tu̇sche sprichet
Ey was er sper zestichet
Wenne er zv iust den helm vf bint
Vn̄ er sich an die minne besint.
Bl. 206. So siht man in niht halten
Sam nv tûn die v^{s}schalten
Man siht in frischlichen rēne
Schilte vn̄ helme zertrennen
Daz sie mu̇zzen zerisen
Ich wil in des wol prisen
Er lebt niht der swert vn̄ sper
Als dicke habe noch bewant als er
Des lazze in got gesu̇nde leben

Z. 370 steht hinter liebe noch si, aber durchstrichen.
Z. 380 für Mit besser Von.
Z. 389 vor rennen steht noch halten, aber durchstrichen und punktirt.

Sin hertze mag wol in freudē swebē
Wenne er gedenket w' er ist
Mit einem sufzen an der frist
Der heilig man der rede gesweig
Sin haubt ime wider die erdō seig
Vn̄ sprach ach ab nemende welt
Wie wirt doch zelese*st* din gelt
So vngenem vn̄ so swach.
Vil gůteliche er zů ime da sprach
Ich wil nv nieman strafen
Ab ir hant v'slafen.
So snöden iust vn̄ turnei
Ez mag ein ïglich wiser ley
Lieber birsen vn̄ iagen
Ir sůlt den frauwē vō mir sagē
Daz got mit sin' götlichen kraft
Zu trost hat der ritterschaft
Die reinen wib geschaffen
Vn̄ niht den tūmen affen
D*ie* wenen sin die sie niht sint
Man sol die torn an sinnē blint
Stozzen hinder eine tůr
Vn̄ sol éin ritter gen hin fůr.
Sp. b. Fůr die zarten frauwen
D*ie* durch sie ist v'hauwen
Vn̄ in ir dienst ist worden wunt
Mit grozzē erē manig stunt
Vn̄ ein' der noch zvm wapen rit
Vn̄ ritt'liche v'tůt sin zit
Vn̄ menliche waget sinen lib.
Den söln die zarten reinen wib
Mit zvhten zv in ziehen
Vn̄ sůln die g*r*ecken fliehen
Die mit dem munde vehtent

Z. 402 für zelezest besser ze leste.
Z. 428 grecken meint wohl gecken.

Vn̄ frauwen lasten brehtent
Vn̄ anders sin zv̊ nihte gůt
Mich rů̊wet sol ir kugel hůt
Vn̄ ir *fihe*licher *rob*
Erwerben gůt^{s} wibe lob
Des můz ich in v^{s}gůnnē
Ich brů*fe* wol an der *sunnē*
Daz ez was der zit wol.
Daz man zv̊ huse ziehen sol
Ich bat den man vm̊ sine segen
Den gab mir der gotes degen.

Amen.

Hie get vz die abentůr
Die sol vns důnken gar gehůr.

Von diesem Gedicht habe ich in dem Leben des Herzogs Johanns von Brabant (Minnesinger Th. IV, S. 44. vgl. S. 898. 908) schon einen Auszug gegeben. Dort sind auch die neben dem Herzog als echte Ritter und Minner gepriesenen: Diepold von Pfirt, Friedrich Klet von Utenheim, Graf Rudolf von Nidau, Graf Wernher von Honberg (auch Minnesinger), Konrad Wernher von Hadstatt, Walther Spender, Graf Johann von Spanheim, Johannes von Klingenberg, und Heinrich ein Ronauwer, — meist urkundlich nachgewiesen. K. W. v. Hadstatt ist 1272 auch Bürge der Grafen von Freiburg in Breisgau. H. Schreiber Freib. Urk. I, 70. Ein jüngerer ist, ebd. I, 196. 222, in Freib. Urk. 1314 u. 1317 „Herr Wernher der guote man von Hadestat." Ueber Walther Spender, Ochsenstein, und die dortige Heimat oder Befreundung des Dichters, vgl. noch Wernhers von Honberg Leben (Minnes. IV, 94). Für Spanhauwer (Z. 352) ist ohne Zweifel Spanheimer zu lesen. Von den Schweizer Herren von Klingenberg (ebd. 101. 103. 625) stammt vermuthlich auch Johannes, wie Heinrich, und kam durch die Habsburger nach Böhmen, wo die Burg Klingenberg, mit dem merkwürdigen alten Thurme (vgl. meine Reisebriefe I, 156), das Stammhaus ist. Sein Schwiegervater Heinrich der Ronauwer gehört ohne Zweifel zu den alten Böhmischen Grafen von Ron-

now[1]), deren erster, Jaroslav, aus dem Hause Howora, sich von der Herrschaft Ronnow bei Bunzlau, seinem Erbtheile 1140, benannte, und dessen Enkel Smilo K. Ottokars I Rath, wie sein Urenkel Johannes königlicher Kanzler war. Heinriche finde ich aber nur bei den von Zdislav, einem Bruder Jaroslavs, stammenden Freiherren, von der Leipe, von welchen Heinrich I Erbmarschall von Böhmen ward, 1356. Es ist also Z. 370 für das unverständliche **von der liebe** sicher zu lesen **von der Leibe** oder **Leipe**, Stammburg und Städtchen (Leipa bei Bunzlau) dieses Nebenzweiges der Ronauwer.

Die Würzburger Handschrift, welche allein dieses Gedicht bewahrt, habe ich unter den Minnesingerhandschriften (Th. IV, S. 901) umständlich verzeichnet. Unmittelbar auf dasselbe folgt das Hohelied Heinrichs von Meissen, genannt Frauenlob, der in Böhmen auch befreundet war. (ebd. S. 732.)

---

[1]) Unterschieden, auch durch Wappen, von den Herren von Ronau, deren Stammburg bei Schweidnitz liegt, und die mit Niklaus v. R. 1396 anheben. Gauhe Adelslexikon.

v. d. Hagen.

X.

Minnelieder des Grafen Konrad von Kirchberg und Nitharts.

Die Weingarter Minneliederhandschrift, welche in meiner Ausgabe der Minnesinger Th. IV, S. 898 umständlich verzeichnet ist, enthält, unter den namenlosen Nachträgen von anderen Händen, 65 Strophen Nitharts und Göli's, welche ebd. Th. III, S. 665. 757 anderweitig nachgewiesen und benutzt sind. Dazwischen steht (S. 192) das ebd. S. 587 angeführte Lied des Grafen Konrad von Kirchberg, welches ich hier buchstäblich aus des Freiherrn J. von Laßberg Abschrift mittheile, weil ich es bei meiner Ausgabe noch nicht vollständig hatte:

1. Ach winter din gewalt. **(M. 1)**
tvot vns aber hv́re lait.
vn̄ geswaigt vns die vogelline.
vn̄ velwet grv̊nen walt.
vn̄ dar zvo die linden brait.
vn̄ verderbet vns der bluomen schin.
des bin ich vnvro. doch mag sin wol werden rat.
wil dv́ gvote dv́ raine.
trôsten mich alaine.
min mvot mir hohe stat.

2. Mir wære wol gelich. **(5)**
baidv́ blvomen vn̄ der cle.
wolte si genade an mir bege.
so wvrde ich vroedenrich.
ſvegete si des niht. owe

verdirbet mir min lieber wan.
der an vroeden gar volleclich mich beriet.
do ich si ze vrowen.
erste begvnde schowen.
von kvmber ich schiet.

3. Wie lange sol das sin. (2)
das din rosevarwer mvnt.
niht endet minen kvmber lang.
zwai liehtv́ wængelv́.
gvot fv́r sendv́ not.
vn̄ ain minneclicher vmbevang.
waffen herre io wolte ir roeselehter munt.
mir ain kv́ssen lihen.
sorge mich verzihen.
wolt ich sa ze stvnt.

4. Nain si wænet des. (4)
ob si minne mich gewer.
da von si mich lat noch vngewert.
das si denne niht genes.
ia ir stirbet me
die niht minnent. so ir minne gert.
mere denne zwo sint bi minen ziten tot.
die niht minnen wolten.
so sv́ minnen solten.
vnd minne ins gebot.

5. Swenne ich ir minne ger. (3)
so fraget si was minne si.
so kan ich sis bas beschaiden niht.
so volge miner lere.
si mir ettewenne bi.
aine wile vnd des niemanne seh.
liht kvmet es also. e das wir vns schaiden dann.
das ich sis gelere.
das si es iemer
ze wvnsche wol kan.

Dieses Lied ist aus der Manessischen Sammlung leicht herzustellen, gewinnt hier also eben nicht, selbst nicht den in Str. 2 mangelnden Inreim, der sonst alle Str. verbindet: doch sind einige Lesarten bemerkenswerth, und die veränderte Strophenfolge (anstatt 1. 5. 2. 4. 3.) beabsichtigte einen epigrammatischen Schluß. —

Das folgende Nithardslied ist aus der Brentano-Meusebachischen Papierhandschrift genommen, deren übrigen Inhalt ich in meiner Sammlung der Nithartslieder nachgewiesen habe (Minnes. Th. IV, S. 910). Dieses Lied allein findet sich sonst nirgends. Es ist das 19te und letzte, Bl. 27:

Her Neithart von Rewental vnd sein bruder Eberzann.

1. **Nu frawet euch ir werden stoltzen layen**
es kompt noch hewr ein liebe sumer zeit
(...) gegen dissem werden mayen
der vnns frewde vnd hochs gemute geyt
der grüne walt der ist schon mit lawb bedecket,
die heyde preit der anger weyt
mit liec(h)ten plumlein meinsterlich bestecket
der rossen schein mit gewalt zw velde leytt

2. **Die liechten plumlein durch den klee auff dringē**
das kumpt vns vō des lichten mayen schein,
die nachtigal gar meinsterlich her klingen,
(..) vnd and^s cleine walt voglein
den wider streyt [singē], die lerch kompt vns [hertenlichen] mit irr^s styme,
dar zw mancher acker man
mit sein^s rewten nach dem pfflug her singen,
***geno by* er die ze(i)t v^streybt.**

3. **Die svmer wůn die wil vns frawden pringē**
irr junge tochter ir sult frolich sein
hupffen tantzen rayen vnd springē
yekliche acht ir vmb ein krentzlein,
last euch die schu gar meinsterliche snůren,
hencket das har an die pleich

last euch den plinden von der kirchen furnē
(. . . . .)

4. So rat ich euch ir oden tumen pawrñ,
ir tragt allezeit grossen uber mutt,
ir kumpt hewr all ge(n) Zeisselmaur,
iecklich[s] acht yms vmb ein schāwben hut
der lobentantz hebt sich pei d[s] linden
dar kumpt Pintz vnd Rudig[s],
des Pernmans sunee wil an den reyen springē,
die sumer toclein helt er schon.

5. So kumpt dar von Tutelhawssen der Crelle,
zw dem tantze als ichs u[s]nomē hab,
Wachssengul vnd ander sein gesellen,
ir ist so viel der ich nit neñen kan,
den spil man wollens mit ym dar pringē
nu hut sich der von Potengran,
sie tragē spies vnd dor zw scharffe klingē,
keiner pringt sein hauptlein gantz dor von

6. Sich hat bereyt vō Hagental der Prewsse,
vnd sein bruder junge Helmsrot,
sein nochgepawr Hengētriel vnd auch der Rewse
die kumen all vnd gult es in den tot
der Kusprecht sune er wolt sein nit derwinden,
Engepolt vn(d) Vahepolt
die must man pey d[s] weissen kirchen vinden,
das sind alles freund wol in der note

7. Ir ist so vil der ich nit dar genennē
die da pei dem tēpel sullen sein
xxiiii munch ir wol erkennē,
die pringt Ekh vnd auch der Perwein,
der Kusprecht kumpt mit sein dicken joppen
mit im zoget der Hengentriel,
der lest sich auch gar meinsterlich drein schoppen
ym schawmppt sein part als ein eberswein

8. Sie sungen vnd sprungē vmbhin bey der linden,
mit frawden hin bis auff vesper tzeit,

das ubrich trinckū kond sich an in finden,
der schimpff ward wol einē ernst geleich,
sie wur(d)en vmb den for tantzn̄ sere krigen,
ieclicher wolt der erste sein,
wie offt vnd dicke hies eine^s den ander liegen
dem spil man ward das trinckelt mit der pffewe

9. Sie schlugen in das die p(f)eif von ym d(r)ate
den spilman dauch(t) der schimpff gar vngesmack, (l. ungemach)
er viel sich das das plut von ym flosse, (schrate?)
sieben zend die riren ym ernoch, (l. darnach)
ich dacht der schimpff wil also trigē
mir was ausz dem stadel goch,
ich kund mich seree in ein winckel smigen,
durch ein lucken ich zw dem tantz sahee

10. Sie schriten durch die helm also geswinde
durch die scheiteln spielten sie daz harr,
waffen schriben ir weyb vnd kint,
icliche nam irres mannes war,
der toten lagen vil auff einē platze,
hende vnd vinger one zall
ich smog mich in den stadel als ein katzee
irres muchns (l. musens) name sie eben war

11. Do die schrim streich hetten ein ende
mugt ir horn̄ was dornach besickt, (l. geschicht)
sie schrien wopffen vnd wunden ire hende,
etlicher der het seins gesellen nicht
vnd heten hin verlorn̄ &c &c

Die Seite und das Lied sind nicht zu Ende geschrieben. Nur die Strophen, nicht die Reime sind abgesetzt, und die letzten zuweilen durch Striche, und roth durchstrichene Anfangsbuchstaben der Reimzeilen bezeichnet. Die alte Abschrift des 15. Jahrhunderts ist sehr nachlässig, selbst in den Reimen. Ich habe nur einige Ergänzungen und Berichtigungen in runden Klammern beigefügt, und Ueberflüssiges durch eckige Klammern ausgeschieden. Der

Inhalt des Liedes, die blutige Bauernschlägerei, ist mehreren anderen (meiner Samml. 44. 95. 117. 120. 125 ꝛc.) ähnlich, und bezieht sich noch bestimmt (Str. 7) auf das Lied, wie Nithart 24 Bauern zu Mönchen machte, in eben dieser Handschrift, und im alten Drucke (Minnes. Th. III, S. 302).

Der auf der Kehrseite des letzten, 29sten Blattes, von andrer alter Hand geschriebene Anfang eines Marienliedes lautet:

Meyt aller eren Ich sölt mern
Dein reÿchesz lob so pin ich grob
von deine^s wgrd zu tichten
alsz meÿn gesanck ist leyder kranck
dasz ich nun sol dich gnaden voll
myt meyne^s stim̄ ausz richten
dasz laup vnd grasz aller gryesz
mon stern vnd auch (d)y sunne
alsz firmament zu samen steÿsz
aller (p)laneten wunde
dy v^s möten̄ nit ein gantz (g)eticht ein ort deinsz lobsz volpringen.
dar ümb (hi)lff meyner plodigkeyt dw reyne meyt
das ich (m)it synn dyr künÿng
ein lietlein müg gesine̅.

Mey[ey]t hocheghorn̄ meyt ausderkorn̄
meit gnaden schreyn̄ meyt keisserin̄
meÿt österleÿche (s)unne
[meyt hohe wyrd] meyt neuen tügent meyt keüsche yügent
meÿt aller gnaden wune
meyt wol gesytter tzederpaüm
dw gottes gartten (v)rüchtig
desz hymelreyches gnaden fraue
du (g)ottesz muter zuchtigk
dw pyt dasz heyll dasz — — —

Das Uebrige fehlt mit den folgenden Blättern.

v. d. Hagen.

XI.

Die Deutschen Bücher auf der Vatikanischen Bibliothek in Rom [1]).

Auf der Vatikanischen Bibliothek werden einige hundert Deutsche Handschriften meist poetischen Inhalts, und über 2000 Deutschgedruckte und auch in Deutschland gebundene Bücher aufbewahrt [2]). Alle diese Fremdlinge ruhen hier seit dem 17ten Jahrhundert, als Herzog Maximilian von Bayern, nach der Plünderung der Stadt Heidelberg durch Tilly im September 1622 diese und so viele kostbare Griechische und Lateinische Handschriften der dortigen Pfalzgräflichen Bibliothek als Siegesdenkmal und Bestechungsmittel dem Pabst Gregor XV verehrte, der sie, auf mehr als 100 Maulthiere geladen, unter der Anführung des bekannten Leo Allatius, über die Alpen wie in einem Triumphzuge nach Rom führen ließ. Außer diesen sind weiter keine Deutsche Bücher in die Vatikanische Sammlung gekommen [3]).

---

1) Aus dem unserer Gesellschaft verehrten handschriftlichen Nachlasse des im Jahre 1837 verstorbenen Staatsraths Uhden, der früher Preußischer Geschäftsträger in Rom war, und vornämlich den Dante zum Gegenstande seiner Studien machte. Er hat den wichtigsten Theil der leider noch immer im Vatikan gefangen liegenden Altdeutschen Bücher umständlich beschrieben, wie fernere Mittheilungen hier zeigen werden. H.

2) S. Bibliotheca historiae litterariae selecta, olim titulo Introductionis in notitiam rei litterariae et usum Bibliothecarum insignita, cujus primas lineas duxit B. G. Struvius – post – opus ita formavit, ut fere novum dici queat, Joh. Frider. Jugler. Jenae 1754. 8. pag. 180 sq. Dan. Parei historia Bavarico-Palatina. Francof. ad Moenum. 1717. 4. pag. 363. (pag. 455 456 edit. antiquioris. 8.)

3) De fatis Bibliothecae olim Heidelbergensis vide: Hirsching, Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands nach alphabetischer Ordnung der Städte. Erlangen 1788. Bd. 1, S. 147 fg. et ibidem citati

a. Catalogus Codic. Mss. Bibliothecae Vaticanae Aut. Assemanni.

b. Wundt de celeberrima quondam Bibliotheca Heidelbergensi. 4. (programma) 1776.

Von den Deutschen Handschriften hat der päpstliche Collegienrath Herr Friedr. Adelung bei seinem Aufenthalte in Rom einige, wenn gleich unvollständige, doch dankenswerthe Nachrichten gesammelt, und solche im Jahre 1796 durch den Druck bekannt gemacht. Außer einigen schätzbaren, doch nicht sehr alten Handschriften des Heldenbuchs, der Nibelungen, des Parcivals, sind mehrere Bände angefüllt mit Gedichten späterer Meistersänger, und gereimten Satyren aus der Zeit der Gährung des verdorbenen Katholicismus und der Absonderung der protestantischen Kirchengesellschaften. Sicher, wovon ich selbst mich überzeugt habe, ist unter diesen Handschriften nicht jene berühmte Sammlung alter Deutscher Minnesinger [1]) verborgen, die Karl der Große veranstaltete, und die man in den verschlossenen Schreinen der Vatikanischen Bibliothek, nach mehr als einer Anzeige Deutscher Litteratoren, vermuthete.

Die gedruckten Deutschen Bücher der ehemaligen Heidelbergschen Bibliothek lagen, wer weiß wie viele Jahre, übereinander gehäuft, ohne Ordnung in einigen Schränken eng zusammengedrängt, als mich mein Freund, der erste Custos der Vatikanischen Bibliothek, der Prälat Marini, veranlaßte, sie durchzusehn und so viel es der Raum zuließ, zu ordnen. Man hatte sich nie um Werke bekümmert, deren Sprache noch jetzt den Römischen Gelehrten völlig unbekannt ist. Ein besseres Schicksal schien ihnen zu werden, als der Protector unsers nie genug zu rühmenden Landsmanns, Cardinal Alexander Albani, den Deutschen Winkelmann als besoldeten Scrittore [2]) der Vatikanischen Bibliothek anstellte, mit der ausdrücklichen Anweisung, die Deutschen Bücher der ehemaligen Heidelberger Sammlung zu ordnen, und ein Verzeichnis davon zu verfertigen. Daß der thätige Alterthumsforscher dieser Aufgabe nimmer sich unterzogen hat, wird niemand befremden, der Winkelmanns Arbeiten auf einem vor ihm so wüsten, durch ihn doch hin und wieder gebahnten Felde einzusehen und zu schätzen versteht.

Früher als Winkelmann, ist vermuthlich von irgend einem unwissenden Deutschen Mönche das Verzeichnis dieser Bücher gemacht worden, welches noch vorhanden ist. Es besteht in einem großen Quartbande, in welchem auf den einzelnen Blättern Zettelchen mit

---

1) Heldenlieder. Vergl. Bragur VI, 2, 245 ff. — Wegen der Nibelungen vgl. Germania II, 67. H.

2) Personale der Bibliothek: Scrittori. Scoppatori 2. Cand. bibliothec. 2 Custodi.

den ins Lateinische, mitunter auch unrichtig übersetzten Titeln der Bücher aufgeklebt, und diese nach dem Format verzeichnet stehen. Obgleich in diesem Katalog die Bücher numerirt sind, so stimmen doch häufig mit diesen Nummern die an den Rücken der Bücher angeklebten, oder auf Papierschnitzen geschrieben in den Büchern liegenden, nicht überein; theils sind sie von diesen abgelöst, theils herausgefallen. Auch sind die Bände der Bücher, die harten sehr künstlichen schweinsledernen ausgenommen, hin und wieder sehr beschädigt, und auf den vielen Einbänden von rothem und violettem Sammet und Atlas sind noch die Spuren der kostbaren Tressen sichtbar, welche vielleicht schon von Tillys Soldaten, die, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern, auch in die Pfalzgräfliche Bibliothek plündernd eindrangen, gewaltsam abgerissen worden.

Unter den Deutschen Büchern sind, wie man in einer Bibliothek vermuthen kann, die von der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an, ununterbrochen und immer mit wachsendem Eifer von den vortrefflichen Regenten des Pfalzbayerschen Hauses mit Handschriften und Büchern aller Art bereichert wurde, sehr viele Merkwürdigkeiten. Die Exemplare sind alle von vorzüglicher Schönheit, die Holzschnitte, wo dergleichen vorkommen, gewöhnlich recht zierlich ausgemalt. Die Bände, großentheils von Schweinsleder, künstlich bedeckt mit allerhand Porträten, symbolischen Figuren, Denksprüchen, auch einige mit dem Wappen des Churfürsten Ludwig, seiner Gemahlin Elisabeth, des Pfalzgrafen Ottheinrich, welche zum Theil mit Farben ausgemahlt sind; die Jahreszahl des Einbandes ist darauf bemerkt, und durch die dabei gedruckten, gewöhnlich schwarz gefärbten großen einzelnen Buchstaben scheint sich der Buchbinder, wie noch heut zu Tage die Meister dieser Kunst doch mit ihrem ganzen Namen zu thun pflegen, bescheiden angezeigt zu haben.

Incunabeln, das heißt solche Werke, die mit Holztafeln, welche ganze Seiten Schrift eingeschnitten enthalten, gedruckt sind, und die dem Drucke mit beweglichen Typen vorausgingen, fehlen ganz in dieser Heidelberger Sammlung. Solcher Mangel scheint hier unglaublich, und wahrscheinlich enthielt auch die Pfalzgräfliche Bibliothek eine vollständige Sammlung dieser seltenen Merkwürdigkeiten, die hernach, vermuthlich erst zu Rom, verschleppt worden sind [1]).

[1]) Der Verf. hat sie nur übersehen, weil sie unter den Handschriften standen; wie sie noch das Verzeichnis bei Wilken zeigt. H.

Denn nicht ohne Grund wird vermuthet, daß mehrere von denselben in die Privatbibliothek des vorigen Pabstes Pius VI gekommen sind, der mit einer eifrigen Liebhaberei alte Drucke sammelte, und dem von Manchen, die sich bei ihm beliebt machen und von ihm gewinnen wollten, heimlich entwendete Schätze der öffentlichen Bibliothek, als Beiträge zu seiner überaus vortrefflichen Privatsammlung dieser Art zugebracht wurden. Nur eins dieser Incunabeln, und zwar eins der seltensten und merkwürdigsten, vermuthlich aus der Heidelbergschen Bibliothek, wird hier aufbewahrt; es ist die Apokalypse, ein Werk in klein Folio, welches aus 48 Holzschnitten mit dabei gestochenen Lateinischen Inschriften besteht. Nach den Merkmalen, die der genaue Herr von Heinicken von den 5 verschiedenen Ausgaben dieses Werkes angiebt, ist dies ein Exemplar der zweiten Ausgabe desselben, und zwar ein vollständiges, wie nur eins zu Paris in der ehemaligen La Vallièreschen, jetzt öffentlichen Bibliothek, und eins zu Harlem (doch letzteres mit abgenutzten Platten gedruckt), bekannt ist. Die hiesige (Berliner) Königliche Bibliothek besitzt gleichfalls ein aber mangelhaftes Exemplar dieser 2ten Ausgabe der Apokalypse. Die Holzschnitte des Exemplares der Vatikanischen Bibliothek sind illuminirt, die Abdrücke kräftig, das Papier ist stark, ein wenig bräunlich geworden, und nur im Anfang sind einige Blätter an den Ecken mit neuem Papier ausgebessert. Auf der Hinterseite der ersten Tafel ist in Deutscher Sprache mit halbgothischen Buchstaben, und noch ziemlich schwarzer Dinte, die Legende des Heil. Johannes geschrieben; oben steht **Legende von S. Johannes des Evangelisten. Item nota: Es ist zu mercken dafs die Figur des Buchs saind von Sanct Joh. des evangelisten Leben zu dem ersten wie er geprediget hab und darnach, wie er getaufft hab und da sachnd im die Haiden auff und verclagten in gen den richter** u. s. w. Aehnliche Deutsche Erklärungen sind auf den weißen Rückseiten der Holzschnitte, beigeschrieben, bis zur Tafel O, wo sie aufhören. Auf einigen Blättern stehen auch am Rande der Holzschnitte selbst einige Anmerkungen, theils in Deutscher, theils in Lateinischer Sprache, so wie auch in letzterer Sprache auf der Rückseite einiger Tafeln gleichfalls Bemerkungen hinzugeschrieben sind. Alle beziehen sich auf die Vorstellungen und Figuren der Holzschnitte.

Von Werken, die mit beweglichen Typen noch vor dem

Jahre 1500 gedruckt sind, habe ich in der Heidelberger Bibliothek 17 vorgefunden. Es sind unter diesen einige Ausgaben, die selbst Denis und Panzer nicht gekannt haben. Zu unserer heutigen Unterhaltung will ich davon nur Eins herausheben, dessen Inhalt, außer der Seltenheit des Werkes selbst, in mehreren Rücksichten interessant ist. Es ist „das pûch der peyn der selen und von den freuden der erwelten, vnd ist zu latein genamt visio Tundali zu teutsch die gesicht Tundali“[1]). Die Ausgabe die ich vor mir hatte, ist zusammengedruckt, im Jahr 1476, vermuthlich zu Augsburg (wie Panzer in seinen Annalen der ältern Deutschen Literatur bemerkt) mit dem „Buch das der heylig vater und Bapst sanctus Gregorius selbs gemacht hat vnd von den Heyligen die bey seinen Zeyten vnd davor gewesen sind in welschen Landen vnd von iren Wunderzeychen vnd sind gar vil schöner exempel vnd heisset das Buch in latein liber dyalogorum das ist zu teûtsch so vil als das Buch der Zweyer red mit einander“, mit einigen andern Tractaten, als den Gesichten des Bischofs Forsen, einer Wundergeschichte in Sicilien, der Kunst des Sterbens, und einem Auszug aus dem Tractat **quatuor novissimorum**, der vier letzten Dinge.

Diese Schrift enthält auf 22 Blättern die Bekehrungsgeschichte eines Irländischen Edelmanns, mit Namen Tundalus. Einst zu Tisch sitzend mit einem seiner Freunde, erbleichte er jählings, fiel nieder mit allen Zeichen des Todes, und erwachte erst am dritten Tage. Da erzählte er, wie seine Seele, sitzend auf ihrem Leichnam, ungewiß gewesen, wohin sie sich wenden solle. Es nahen sich Legionen böser Geister zu ihr und verspotten sie; dann schickt Gott seinen Engel. Dieser heißt die Seele ihm folgen. Er sieht mit dem Engel folgende Szenen, die in Abschnitten erzählt werden, deren Rubriken ich hier mittheile:

C Hie wûrt Tundalo gezeygt die pein der manschlechtigē vñ der dieb.

C Die pein der Geiczigen. Hier müssen sie durch den Rachen des ungeheuren Thiers Acheron, in dessen Maul die beiden Riesen Bergosius und Tonallus stehen wie 2 Säulen.

C die pein der dieb vñ rauber.

C Von der Herberg Phrisini.

---

1) Vgl. über diese Dichtung und ihre mannigfaltigen Bearbeitungen Mus. für Altd. Litt. I, 561 u. Leben der Minnesinger S. 386. H.

C Von der pein geistlicher leut. Diese werden von einem großen Thiere verschlungen, zerkaut, verdaut, wieder von sich gegeben; sie werden schwanger an allen ihren Gliedern, gebären reißende Thiere durch alle Glieder; ihre Schamtheile werden zu Schlangen.

C von einem weg zů dem Tod. Sie gehen einen schmalen dunkeln Weg immer abwärts; kommen zur „schmidgassē darinn vil schmid waren. Da erhorte die sel eyn groß vngemessēs grißgramē vō wainē vñ heůlen. Diese Pein heißt volkanus, nach einē mān d' v'derbt vil mēschē mit seiē v'jrrtē sinnē."

C Von dem weg zů der helle pein.

C von der pein in der vndern hell.

C Von dem fürsten der vinsternuß. Hier sieht er den Luciper, der ist auf einem Rost angekettet, wird selbst gemartert, martert aber auch alle verdammten Seelen.

C Von einem gemessen klaren liecht. Je mehr sie sich von der Hölle entfernen, je klärer wird es umher, und aller Gestank verliert sich; sie kommen vor einer hohen Mauer vorbey, vnd endhalb sahen sie viel Männer und Frauen, die mit Hunger, Durst, Wind, Regen und Schnee gepeinigt wurden. Diese leiden solche pein nur einige (ettlich) Jahre, hernach werden sie zur Ruhe geführt. Sie werden so gestraft, weil sie ihre Güter den Armen nicht so mitgetheilt haben, als sie sollten.

C Von einem frölichē veld vñ von dem prunnen des lebens. Ein Thor geht gegen sie auf und durch dasselbe kommen sie auf ein grüns veld dz schmackt süssigklich wol vñ dz stůnd vol schöner plůmē, vñ wz wunnigklich klar vñ lyecht. Unter den unzähligen Seelen, die sich hier erfreuen, sehen sie auch zwey Könige, **Donatus** und **Cōchorber**.

C Von einē klaren wolgeziertē hauß vnd von dem künig Comarchus.

C von der stat vñ glori der eeleut.

C die glori der seligen martrer der abprecher zeytlicher gelůst

C von der glori vnd freud der mänch vñ der nunnen.

C von der glori vñ freůd der beschirmer vnd pauer der goczheůser.

C von der glori der neůn kör der engel vnd der seligen junckfrauen.

Nach diesem letzten Gesicht erwacht Tundalus, wird communizirt, bessert sich.

„Darnach gab er alles sein gůt armen leůten vñ besorget sein leben seliglich vnd prediget gotes wort andechtigklich mit grosser demůtikeyt. aber seiner andacht vñ abstinencz mochtē wir nicht nachkomen noch zeuolgen. Darum̄ so haben wir nū das geschriben zů einē nucz vñ zů pesserung dē die es lesē oder hörren Amen."

Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt eine Handschrift dieser Vision des Ritters Tundalus unter dem Titel:

Histori vom Ritter Tundali aufs Irland Geschehen ann. M°. C°. xliiii Im andern Jar Conrades des Römischen Königs da Jerusalem verherget wart. 1144. gar ein uraltes Büchlin. wozu von anderer, vielleicht ein wenig neuerer Hand hinzugeschrieben worden: **Hiemit haben die alten lehrer ire frechen junge Leuten von sünden abschrecken wöllen.**

Das Werk ist auf groben leinen Papier in sehr kleinem Oktavformat, mit eckigen Deutschen Buchstaben, ziemlich schwarzer Dinte geschrieben, und hat 62 Blätter. Es enthält nicht jenes gedruckte Deutsche Werk vollständig, sondern ist nur ein Auszug desselben, und beyde sind Uebersetzungen oder Nachahmungen des alten Lateinischen Originals, welches Panzer in seinen Annalen der ältern Deutschen Literatur (S. 212) beschreibt, mit dem Titel: **Incipit libellus de raptu Tūdali et eius visione tractans de penis inferni et gaudiis Paradisi;** gedruckt mit beweglichen Typen, mit Holzschnitten verziert, doch ohne Bemerkung des Druckorts und der Jahreszahl. Panzer giebt aus seinem Werke das Jahr der Vision des Tundalus 1149 an; das Berliner Manuscript setzt sie an drei verschiedenen Stellen in das Jahr 1144. Doch sind die beiden übrigen, hier als synchronistisch angeführten Begebenheiten unrichtig; denn das Jahr 1144 ist nicht das 2te Jahr Konrads, der schon im Jahre 1138 zum Kaiser gekrönt wurde, und nicht Jerusalem, wohl aber Edessa, wurde in dem angezeigten Jahre von den Türken unter der Anführung des Zengi eingenommen, geplündert und viele Christen mit ihrem Bischof Hugo grausam ermordet.

Indessen fällt doch nach beiden Angaben die Vision in die erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts, und, welches merkwürdig ist, um einige Jahre später, als eine sehr berühmte ähnliche Entzückung eines jungen Benediktiner-Mönchs in dem berühmten Kloster zu

Monte Cassino im Königreiche Neapel. Dieser hieß Albericus, ward in seinem 9ten Jahre tödtlich krank, blieb 9 Tage hindurch ohne alle Zeichen des Lebens, und ward in dieser Zeit entrückt, daß es ihn dünkte, er werde von einer Taube emporgehoben und vom Heiligen Petrus und 2 Engeln durch die Qualen der Hölle, die Peinigung des Fegefeuers, und von dem H. Petrus dann durch die Freuden des Paradieses geführt. Diese Vision ward von dem bekannten **Petrus diaconus**, dem Mitbruder des Albericus, im Kloster in Lateinischer Sprache ausführlich beschrieben, in allen Gegenden Europas verbreitet, und gab den älteren Italienischen Malern Stoff zu ihren Vorstellungen der Hölle, wie auch, welches beinahe außer Zweifel gesetzt ist, dem mit erstaunenswerther Kraft der Kenntnis und der Dichtung ausgerüsteten Dante zu seinem ewigen Gedicht der **divina Commedia** oder göttlichen Darstellungen. Ob die Vision des Irländischen Ritters nur eine Nachahmung des Neapolitanischen Benediktiners sei, kann erst nach genauer Durchsicht der Lateinischen Urschrift der erstern, die ich noch nicht gesehen habe, näher bestimmt werden; so wie auch die Frage, in wiefern beide Visionen nicht obenhin zu verlachen sind, sondern als nothwendig lautgewordene, gern gehörte Anklänge der Stimmung reizbarer Gemüther in jenen Zeiten politischer und moralischer verderblicher Unruhen, erscheinen müssen, einer weitern Erörterung wohl werth sein dürfte.

Uhden.

XII.

Tägliches Ordensgebet

der Gesellschaft Unserer Lieben Frauen
auf dem Berge zu Brandenburg.

Aus der Stiftungsurkunde dieser Gesellschaft vom Churfürsten Friedrich II. v. Jahre 1443.

Muder aller selicheit,
Dy louet dy Christenheit
Byplicht to allen stunden!
Doch in vorder Innicheit
To dines Loues Werdicheit
Hebbe ick my verbunden.

Ane sorge ick nichten byn
Dat Herte, möd vnde syn
Gar seyne dat bedenken.
Wu, wen, vnde to welker stund
Dancken Wercke vnde Mund
Dy an deine Loue Krencken.

Reyne Juncfrow so is nöd
Dat dyne gude oue rich Gnad
My sulke Gnade geue
Dat myt Ruwe Bicht vnd But,
Ik Premtze myns selues mut
Vnde so In Hulden Leue

Insunderheit bidde ick dy,
Gyff sulke Genade my,
Dat ik in minen jaren

In rechten Edelen stad
Ane Schande vnde Missedat
Mit eren möge varen.

An der letzten Stunde myn
Wan ick lide smert vnde pyn
Vnde van hir vorscheide,
Do my denn Maria Trost
Dat ick selich, gantz verlost
Vare hen in dyn Geleide.
Amen.

Ueber dies Gebet heißt es in der churfürstlichen Stiftungsurkunde des Ordens der Kettenträger oder Marianenbrüder vom oben gedachten Jahre:

„Wy hebben vorder geordent, dat eyn Jöwelk in der Selschapp, schall alle dage to Eren, vnde Werdicheit der Juncfrowen Marien, spreken vnde beden dat nye Gebeth, dat to der Selschapp gemaket is, dat anheuet „Muder aller selicheit" odder offt hy des nicht Konde, so schal hy beden souen **Pater noster** vnde souen **ave Maria**, mochte odder Konde hy disse Gebeth nicht, so schal hy welkes dages hy der Gebet neyn dede, geuen armen luden souen penninge, vnde welkerleyn hy eyn dot vnde wu vake So verdinet hy Virtich dage Ufflates, dy dy Erwerdige In God Vader, Er Stephan Bischopp to Brandeborch dar to gegeuen vnde bestediget hefft."

A. F. Riedel.

XIII.

Einleitung zu den

„Statuta vndt Wilkör der Stadt Wilßnack,

so den Burgern hieselbst furgehalten vndt von Ihnen samptlich vndt sonderlichen allerseits bewilligt, auch mit ihrem hernach folgenden eide becrefftigett. Dinstags post Misericord. domini 1589.

Wenn man In einer Schulen fein
Gleichwohl bericht die Kinderlein
Vndt doch dabey nichtt Birkensafft
gebraucht, so wirdt kein Nutz geschafft.
Alß wen auff die **Leges** nichtt
Ein **execution** geschichtt,
So wirken sie an Ehr vndt zuchtt
Beim Pöfel gar geringe fruchtt.
Den, wie ein glock, der zu einer frist
Der Klöppel außgefallen ist,
Ob man sie gleich In hohem Thurm
beweget, macht gar keinen sturm.
Alß han die Statuten auch
Kein sonder ansehn, Nutz noch brauch,
Wen nicht auf Ihr vorbrechung baldt
Wirdt die gesatzte straff gestalt.
Darumb Ihr Herschafft lobens voll
Beschrenckt Ja ewre **Leges** wol.
Vndt last sie nicht mit warem schein
Ein Spinneweb vergleichen sein

In welchem nur die kleinen flign,
gefangen vndt gefressen lign,
Die grossen aber das zu reissn,
Vndt on gefahr hindurcher schmeissn.
Sondern haltt fest (: wie itzt gesagtt:)
Ob den Statuten vnuerzagtt
Vndt strafft ohn all erbarmung frisch
All ärgerliche böse Fisch;
Wie Ihr sie fangt In ewren Teich,
Gott geb, sie seindt Arm oder Reich
Vndt mugen haben nach dem Standt,
Ein Seiden oder leingewandt.
Alß werdet Ihr mitt solchen Dingn
Dem Volck ein furcht Ins Hertze bringn
Vndt schaffen, das ein Jederman
Sich wirdt befleissen rechter Ban.
Wo aber Ihr werd seiner strassn
Ein reiffen Buben lauffen lassn,
Vndt für sein wolverwircktes blutt
Furbitt annemen oder Gutt.
So werdet Ihr (: ohn alles lachn:)
Euch, seiner Sundt theilhafftig machn,
Vndt andern auch also zu lebn
Ein Vrsach vndt erleubnus gebn.
Derwegen strafft Ja in der zeitt
Doch vbet auch Barmhertzigkeitt.
In fellen, die nach ihrer maß
Auß lieb vndt Rechtt, erfordern daß.
Den das Summum jus, das wist Ihr wol
Ist allerley Gebrechen voll,
Vndt thutt, mitt seiner Rechtsgestalt,
Gar manchem Menschen groß gewald.
Alß es dan manchen Herren krencktt,
Wen er bisweilen dran gedencktt,
Daß er im Rechtt für weinig Jahrn
Sey etwas altzu schnell gefahrn.
Den Menschen blut, ist thewre wahr
Für Gottes angesichte Klar,

Welchs im Gewissen Klebet fest,
Vndt sich mitt Gelt nicht sönen lest.
Darumb bedechtig procedirt,
Alß weiser Herschafft wol gebürt,
Vndt meidet eigne Rach mitt fleiß,
Auff das euch nichtt der Rewel beiß.[1])

[1]) Ist nicht etwa in Tewel (Teufel; Tebel im Schelmufsky) zu verändern, obgleich es darauf hinausläuft. Reuel und Reuling ist nämlich alte persönliche Vorstellung der Reue und Strafe. Vgl. in Frischs Wörterbuch: Reuwel-Stoß, aus Brants Narrenschiff; und „sie müssen sich umsonst den Reuling beissen lassen, aus Luthers Büchlein von Aufrichtung der Schulen, und Agricola's Sprichwörtern.

H.

A. F. Riedel.

XIV.

Über Joachim Arentsees Komödie des geistlichen Malefizrechtes.

(Vorgelesen am 10ten November 1838.)

Der Herr Dr. Neumann zu Greifenberg in der Ukermark hat die Güte gehabt, uns die Handschrift eines bisher ungedruckten Gedichtes und unbekannten Dichters aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu übersenden. Das Gedicht entwickelt mit voller Begeisterung für seinen Gegenstand nach Lutherischem Lehrbegriff in der Form eines Schauspiels den Weg, auf welchem allein der Mensch zur Seligkeit gelange. Ich erfülle jetzt den ehrenvollen Auftrag, die geehrte Gesellschaft mit diesem Buche bekannt zu machen.

Der Titel, theils mit schwarzer, theils mit rother Tinte geschrieben (zwei Buchstaben haben auch goldfarbene Striche) heißt:

„Comoedia

des Geistlichenn Malafitzrechtenn, wie in der person Adams das gantze menschliche geschlecht fur Recht gestalt, angeclagt, gehört vnnd mit Vrteil vnnd Recht zum Ewigenn tod verdampt, Aber widerumb durch Furbit erlöset gerecht vnnd Selig wird. Allenn armen Sundernn zu trost, Daraus die grosse liebe vnnd Barmhertzigkheit Gottes zu erkennenn.

Joachim Arentsehe.

Der Heilgenschrifft Inhalt vnnd Kern,
Ist das man Christum kennen lern
von Christo lernt man widerum
wie man hinnauff gegn Himel kum,

Dis kleine Buchlein lehret das
Da findestu die rechte straß,
Wie Sie Christus offenbart hat,
Dem sage danck fur seine gnadt."

Auf der Kehrseite des Titelblattes steht: „1 Timot: 2. Es ist nur Ein Mitler."

Auf das Titelblatt folgt eine neun Seiten lange Zueignung: „Der durchlauchtigsten Hochgebornen Furstinnen vnd Frawen Fraw Catharina gebornen vnnd Marggreffinnen zu Brandenburg In Preussen zu Stettin Pommern der Cassubē Wenden vnd in Schlesienn, zu Crossen Hertzoginnen, Burggreffinnen zu Nurmbergk vnd Furstinnenn zu Ruegenn." Arentsee sagt hier der Fürstin, das „**Simbolum Apostolorum**" schließe mit den Worten: „Das wir auch glauben ein ewiges Leben." Um dieses nun lebten, glaubten, duldeten wir Alles. Was aber das ewige Leben sei, das erkläre der Erlöser selbst Joh. 17: „Nemlich den Vater, das ehr warer Got sei, vnnd den ehr gesand hat, Jhesum Christum recht erkennen." Die Erkenntniß Christi sei aber zweierlei, entweder nach der Vernunft äußerlich als eines frommen Mannes, der Jedem Gutes thut, welche Erkenntniß Nichts zur Seligkeit helfe; oder man kenne ihn durch Offenbarung, die vom Himmel allein gegeben werde, nach seinem göttlichen Wesen, „als einen Gnadenstull, Furbitter, Mitler vnd Seligmacher." Und „diese selige lehre vnd aller hochste weißheit ist die himlische Leitter, darauf God mit allen Schetzenn herunter zu vns kumpt, vnd wir widerumb zu Jhme." „Alle Menschen die von anfang selig sind wordenn, habens allein erlangt durch diessen Christum." Als Wahrzeichen dessen und mit Beziehung auf Offenbarung 13, 8 („Das Lamb Gottes ist erwurget von anfang der weld") erklärt er, daß Adam und Eva mit Lammfellen bekleidet worden, so wie auch Gott, der überhaupt gern äußerliche Zeichen und Merkmale seiner Führung zur Seligkeit gebe, deßhalb ein Wort gesprochen und ein Zeichen gegeben. Das Wort sei: „Des weibes samen sol der Schlangen den Kopff zurtretten," und das Zeichen sei das Opfer. Dies Wort und dies Zeichen seien „Adams Euangelium gewesen biß auff Noha vnnd Abraham." Für Noah seien Wort und Zeichen gewesen, daß Gott ihn habe wollen im Kasten erhalten, und der Regenbogen. Dann fährt Arentsee fort, die „Sindtflut" sei Noahs, die Beschneidung

Abrahams Taufe gewesen. Ohne Blut habe sich Gott nicht wollen versöhnen lassen, daher die Besprengung der Thüren und Pfosten mit Lammsblut, als der Würgengel durch Ägypten gezogen. Alle gläubigen Juden, die Christen waren, seien nur mit eitel Blut umgegangen, hätten aber der gnädigen Verheißung Gottes geglaubt, daß er ihnen durch Christum die Sünde vergeben werde. Und diese äußerlichen Zeichen seien bei der Kirche Gottes geblieben bis auf Christum, den verheißenen, den sie vorbedeutet hätten, und der sich selbst aufgeopfert „vnnd als ein vnschuldigs Lemblein mit Vergissung seines bluts das werck der Erlösung, wie ihme sein Vater befolenn verrichtet, da hörenn nu die alten Ceremonien auff, dann Christus war des Gesetzes ende.“ Christus setzt nun ein „ein herlich neu Testament, darinne man nicht mehr Schlachtenn vnnd wurgenn, Sondern nu essenn vnnd trinckenn vnd frolich sein sollt, gibt seinen waren Leib zur speise vnd sein wares blut zum trancke, mit fester vnnd gewisser zusage wehr gleubet vnnd getaufft wird, das der soll selig werdenn.“ Hierauf läßt der Erlöser sich selbst taufen, wobei der Himmel sich öffnet, der heilige Geist herabfährt und Gott Vater befiehlt, seinen lieben Sohn anzunehmen und zu hören, an dem er Wohlgefallen habe. Daher ist statt der alten Ceremonien nun Christum hören, der höchste Gottesdienst, ohne welchen kein Mensch Gott gefällt; und so ist eben dieses auch allein das göttliche, ewige und allmächtige Wort, „welches fur God so edel, teur vnd werd ist, das es in seines Sohns blut gestandenn, vnnd so treffentliche hohe dinge von vergebung der Sunde vnnd Gottes ewigen gnade vnnd Barmhertzigheit allen die es mit gleubigenn hertzenn annehmen verkundigt, das es nicht zu schreibenn, vnnd außzureden, God auch nummermehr dafur gnugssam kann gelobet vnnd gedanckt werden.“ Dies Wort nun werde „in diessem Buchlein auff ein sonderliche fast bewegliche durchdringende weise gehandelt vmb der rohen Jugent auch alter verstockter Leut willenn.“ Ihnen zum Schrecken und Trost sei es „in diese form des Rechtenn geordenet.“ Sie müßten, wenn es „agirt“ werde, nothwendig frommer werden, und die selig machende Lehre von der Rechtfertigung begreifen. Es sei hierin der Inhalt fast der ganzen heiligen Schrift kurz verfaßt, und da die Fürstin diese Lehre von Jugend auf geliebt, so hoffe er, sie werde das Buch „zum Frolichen Neuen Jars geschenck“ annehmen, worauf er sich ihrer Gnade empfiehlt, für sie

selbst aber, ihren Gemahl, „Jungen herrenn vnnd Freulein" den göttlichen Schutz erfleht. Die Zueignung ist geschrieben Halberstadt 16 November 1587.

Es folgen nun auf zweien Seiten die „Personenn dieser Comoedj," und zwar so, daß gegen einander über links die Namen derer stehen, welche als die Spieler gedacht werden, und rechts die Rollen, also entgegengesetzt als auf unseren Schauspielzetteln. Da aber, wie sich aus dem Stück selbst ergeben wird, jene angeblichen Spieler nur wegen ihrer Eigenschaften zu ihrer Rolle gekommen sind (es sind ja sogar Eigenschaften zu Schauspielern erhoben), so werden in ihm häufig die Spieler selbst statt ihrer Rollen genannt. Wir finden daher auch, daß zum Adam des Stückes dem Sinnbilde der Menschheit von Adam dem ersten Menschen bald als von einer fremden bald auch als von derselben Person gesprochen wird.

Folgendes sind nun die Personen und Rollen: Zuerst Prologus; diesem folgen: „Godt der Vater der Oberste, Godt der Sohn Hauptman, Godt der Heilliggeist des Beclagten Aduocat oder Patron, der Engell Trumschleger, die Apostel Hauptmans Trabanten **Mutae personae**, Moyses Schultheis, Adam der Beclagte, Wahrheitt Gewissenn Zeugenn, Gesetz Profoß, Sunde Todt Stöckenknechte, Teuffel Scharffrichter." Nach diesen folgen, ebenfalls einzeln aufgeführt, die Patriarchen, die sechzehn Propheten, S. Paulus und die Evangelisten als „Beisitzer im Rechten."

Dem Personenverzeichniß folgt auf 206 Seiten die Komödie selbst. Sie wird eröffnet durch den Prologus, welcher erzählt:

„Was die Summa vnd Inhalt sey
diesser gegenwertign Comedy."

Er kündigt sie dann an (freilich ohne diesen Ausdruck zu gebrauchen) als eine zusammenhängende Allegorie, nämlich als Vorstellung eines Kriegsrechts über die ganze sündige Menschheit, welche in Adam vorgestellt sei.

„In Adam wird Menschlich geschlecht
alhie gestelt furs Malfitz recht,"

weil er den Artikelbrief, d. h. die zehn Gebote nicht gehalten. Darauf fährt der Prolog in seiner Allegorie fort, und verwebt in diese die bekannte Stelle Epheser 6, 13 bis 17. Er sagt, das Buch der Lebendigen sei das Musterregister derer,

„die sich Christo haben ergebn
bey Jhm zu sterben vnd zu leben."

Gottes Wort sei die Bestallung, auf die wir der heiligen Dreifaltigkeit in der Taufe geschworen, das Siegel sei das Sacrament des Altars, das Feldzeichen Christi Blut, die Losung oder Feldgeschrei die Glaubensartikel, das „Pasbort" die Beichte und Absolution, der Kriegesschauplatz das zeitliche Leben, der Hauptmann Jesus Christ, der Feind der Fürst dieser Welt, seine Genossen die gottlose Welt und unser Fleisch. Umgürtet sollen wir sein mit dem Harnisch Gottes, mit der Wahrheit und Gerechtigkeit, und an den Füßen gestiefelt mit dem Frieden des Evangeliums. Wir sollen tragen den Schild des Glaubens, den Helm des Heils, das Schwert des Gebetes. Dennoch würden wir in Gefahr sein, wenn nicht der heilige Geist unser Patron und Advocat wäre, und wenn nicht Christus unser Haupt unser sich annähme. In Bezug auf dies alles schließt dann der Prolog:

„Wie ihr all werdet horen nu'
darumb seit still, hört fleissig zu."

In Actus j Scena j (dieser wie der vierte Act haben nur eine Scene) treten auf Gott der Vater als Oberster und der Engel als Trommelschläger. Gott der Vater spricht in ununterbrochener langer Rede zuerst über seine Eigenschaften, und dabei am ausführlichsten über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. Dies aber könnten nur die Gläubigen verstehen, menschliche Vernunft und Weisheit sei in göttlichen Dingen Thorheit. Und so thut Gott die Frage, wie der Mensch die Gesetze begreifen wolle, nach denen seine Welt geschaffen worden, sich erhalte und entwickle, und webt ungezwungen eine Schilderung derselben ein, welche an Hiob 38 und Sirach 1 erinnert, ohne jedoch diesen Bibelstellen immer nachzusprechen. Wir heben den Übergang zu dieser Schilderung und ihren Anfang hier aus, wodurch wir zugleich Gelegenheit haben, eine Probe von der Sprache und Form des Stückes zu geben:

„Sag mir? wo war ich zu der Zeit
ehe himmel vnd Erdt ward bereit?
Sage mir? Wie es damit zuging
das Jch aus nichts macht alle Ding?
Wehr gab mir rath in diessen sachn
Wie Jch solt diß vnd Jennes machn?

Der Sonnen vnd des Monden schein?
Wie viel der Sternen solten sein?
Wie viel man sand am Meere sind?
Wie viel tropffen im regen sind?
Vnd wo doch lufft vnd wind herkumpt!
Vnd wo der wind sein ruhe nimpt?
Wie der Himmel so hoch vnd weit
Vnd so kostlich ist zubereit,
Vnd so ordentlich wird regirt
Das man nicht einen mangel spurt
Sonn vnd Mon haben ihren lauff
Sie gehn unter vnd widder auff,
Zu gewisser stund vnd zeitten
Die Sie nummer vberschreitten.
Die Sterne thun auch dergleichen
Man sieht viel wunder vnd zeichen,
Die wolckn sich hin vnd her bewegn
Im Sommer find sich Taw vnd Regn
Do es im Winter freurt vnd Schneit
Tag vnd Nacht halten Jre zeit,
Die Erde gruenet alle Jar
Vnd bringet Laub vnd graß heruor,
Der Blumlein farb ist mancherley
Sie dienen zu viel Artzeney.
Sag mir? wo her es die farbe nimpt?
Vnd woher Jhme sein crafft kumpt?
Das eins heilet vnd macht gesundt
Ein anders todtet vnd macht wundt,
Das ein reucht wol, Das ander nit
Ein Jhdes bringt sein tugent mit
Ist Jhmand der sich weisse dunckt
Der sag warann die Erde henckt?
Ehr sag warauff der Himmel steh
Vnd wie es doch domit zugehe,
Das alles wasser im Meer fließ
Vnd sich das Meer nicht vbergieß?
Das so mancherley angesicht
Vnd keins dem andern gleichet nicht?

Vnter so viel Menschenn vnd Thier
Ist Ihmand Klug der sage mir
Wehr mich doch hat Instituirt
Wie der Mensch solt werden formirt?"

Und nun werden die Eigenschaften der menschlichen Glieder und dann die Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes aufgeführt. Von da wendet sich Gott zum Leben der Menschen im Paradiese und dem Sündenfalle, und spricht dabei plötzlich von sich in der Mehrheit, was er bisher nicht gethan. Ob dies eine Wirkung ist von einer Erinnerung an den Anfang des ersten Buches Moses, ist nicht zu entscheiden, da Moses nicht an der mit der Stelle unseres Gedichtes zusammenfallenden (1 Mos. 3, 15) sondern früher (1, 26) den Herrn in der Mehrheit von sich sprechen läßt. Es mögen hier einige Verse aus diesen Stellen folgen:

„Ich nam ein ripp aus seinem Leib
Vnd macht daraus ein schenes weib"

. . . .

„Wir setzten Ihn, ins Paradeiß
In ein Garten gepflantzt mit fleiß"

. . . .

„Ehr fiell in vnser vngenadt
ward vnterworffn dem ewign Todt"

Zunächst spricht Gott dann von der Menschen Sündhaftigkeit und fügt hinzu:

„Ich bin ein Eyfferiger Godt
Ich straff der Veter missethat,
In das dritte vnd vierte glidt."

Und da die Sünde immer mehr Überhand nehme, so wolle er die „straff frisch lassen gehn," damit die Buben erschrecken und sich bessern. Er fordert deshalb den Engel auf, unter Trommelschlag Alle zum Malefizrecht zusammenzurufen, was dieser auch mit wenigen Worten verrichtet.

Es folgt nun eine Nota, worin angegeben wird, in welcher Ordnung die Gerichtsleute auftreten, und sich theils „in die Bancke" setzen, theils aufstellen. So erscheinen die heilige Dreifaltigkeit, Moses, der nachher einen weißen Stab in die Hand nimmt, mit den Gesetzestafeln, ihm zu den Seiten Trabanten, hinter ihm sämmtliche Beisitzer; ferner Adam gebunden an Strick und Ketten, hinter

ihm als Scharfrichter der Teufel, auf beiden Seiten Adams als Stockknechte Sünde und Tod, die ihn gefaßt halten. Dann folgen der Profoß (das Gesetz) und die Zeugen (Wahrheit und Gewissen). Wegen der Ordnung, welche sie auf der Bühne haben sollen, wird noch auf ein neben folgendes Gemälde verwiesen, welches aber ausgeschnitten ist. Noch ist ein schmaler Streifen des eingeklebten Blattes bemerklich, auf dem es gestanden.

Es folgt nun Actus 2 Scena j. Der Schultheiß fragt alle Beisitzer der Reihe nach („Außbescheiden der Heiligen Dreyfaltigheit") bei ihrem Eide, ob heute rechte Zeit und Stunde sei, daß er seinen Stab zu Recht führen und mit den Beisitzern Recht sprechen könne. Nachdem jeder dies bejaht, läßt er sie (die heilige Dreyfaltigkeit wieder ausgenommen) auf die vorgestellten Artikel zum Rechte schwören. Dann „spannt er die Gerichtsbank und bannt das Recht," d. h. er weiht das Gericht, daß alle menschlichen Nebenrücksichten daraus verschwinden, und jeder nur nach seinem Gewissen auf die beschwornen Artikel Recht spreche. Die Stelle lautet im Gedichte also:

„Nu setzenn Sie sich alle widerumb nidder wie Sie vor gesessen sein vnnd spricht der Schultheis weitter also

Dieweill Jr all bei eurem Eidt
Vermanet vnd gefraget seidt,
Vnd habt zum Rechten geschworen
Wil sich nu ferner geburenn
Das Jch die Gerichtsbanck spanne
Vnd als Schultheiß das Recht banne.

Der Schultheiß schlecht mit seinem Stabe fur sich auff den Tisch vnnd Sie alle in der Banck (ausgenommen die Heilige Dreifaltigheit) entblössen ihre heupter vnd spricht der Schultheis weitter

Jch spann die Banck zu diesser frist
Vnd verbann was zuwidder ist
Dem waren Götlichen Rechten
Wegen Gottes des Almechten,
Von dem alle das Recht herflist
Vnd also ordiniret ist,
Jch bitt sein Götlich Maiestat
Das ehr mir auch verley genadt
Domit ich meinen stab vnd gwalt

Zu recht mug fueren dergestalt,
Was heut alhie fur diessem recht
geclagt vnd furbracht werden möcht
Vber die Seel, Leib, Blut vnd fleisch
Vrteilen wollen vnparteisch.
Nicht nach gunst, vmb gab, verwantnis
Gewalt, Reichthumb nach Bekantnis,
Sondern nach dem rechten Inhalt
der Artikel die vns furgestalt,
Darauff wir alle groß vnd klein
Dem Hern globt vnd geschworen sein.

Es sol keiner vnter vns allen
Richten vnd ein Vrteil fellen,
Auf eins andern rede vnd wordt
Was einer von dem andern hort,
Sondern ein Jder sei geflissn
Das ehr auf sein eigen gewissn,
Fur sich selbst recht sprech vnd vrteil
Wie ehr solchs verantworten will,
Wens kumpt fur Gottes angesicht
Auch sol keiner mit gewalt nicht
Ins recht reden zu diesser zeit
Bei verlust seiner Seligheit."

Hierauf ruft der Schultheiß die Kläger vor. Es treten Gesetz und Zeugen „in die Bancke" dann der Teufel, Sünde und Tod mit dem gebundenen Adam, von welchem unsere Komödie verlangt, er solle traurig aussehen. Nun erhebt in Actus 2 Scena 2 das Gesetz die Anklage: Adam sei meineidig wider die Artikel, und müsse als Beleidiger göttlicher Majestät mit Leib und Seele den Teufeln in der Hölle übergeben werden. Am Rande ist bei diesen letzten Worten bemerkt: „Teuffel lacht." Adam weist die Anklage ab, das Gesetz bespricht sich leise mit Teufel, Sünde und Tod, behauptet dann zum zweiten Mal die Anklage, und beruft sich dabei auf einen Brief mit großem Siegel, den es hervorzieht, und auf die Zeugen. Adam erklärt sich wieder unschuldig der Anklage, und verhofft deshalb „zu Godt, zum Schultssen vnd dem Gotlichen recht," daß er werde losgesprochen werden. Der Schultheis beschließt nun

die Artikel des Gesetzes einzeln zu lesen, und für jeden einzelnen die Untersuchung anzustellen. In Actus 2 Scena 3 wird Adam daher auf jeden dieser Artikel, also die zehn Gebote, einzeln verhört. Jedes derselben wird genau nach der Lutherischen Bibel, also ohne Vers und Reim gegeben, doch werden das neunte und zehnte zusammengefaßt. Unmittelbar nach jedem Gebote folgt Luthers Erklärung, wie sie die Kinder aus dem Katechismus noch heute lernen, doch ist diese wieder in Reime gebracht. Nach Vorlesung jedes einzelnen Gebotes behauptet Adam, er habe dawider nicht gesündigt, wird jedoch durch die darauf folgende Untersuchung bei den ersten Geboten schon so eingeschüchtert, daß er bei den letzten seine Unschuld weniger dreist behauptet. Das Gesetz fordert nämlich bei jedem Gebote nach Adams Abweisung der Schuld, daß die bezüglichen Stellen des erwähnten Briefes verlesen, und die Zeugen vernommen werden. Diese sagen einstimmig gegen Adam aus, und beschuldigen ihn aller möglichen Sünden und Laster, wobei sie manchen Blick in die Gewohnheiten der Zeit gestatten. Adam räumt dann jedes Mal die Anklage ein, entschuldigt sich aber mit Unwissenheit und Verführung, oder damit, daß es alle Welt nicht anders mache; klagt aber am Schluß des Verhöres, daß es schlechthin unmöglich für irgend einen Menschen sei, selig zu werden, und daß seine eigenen guten Werke alle vergeblich seien, weil sie nicht aus dem Glauben gekommen. Das Gesetz behauptet nun zum dritten Mal die Anklage, und verlangt Umfrage über die Strafe wegen beleidigter Majestät. Adam bittet, es nicht zu genau zu nehmen.

„Soll man so gnaw rechnung geben
So kumpt niemand ins ewig Lebn.
Nu schuff God nicht den Himel drum
das Genß vnd Enten darin kum,
Sondern hat die Menschen erwelt
Vnd Ihnen herberg da bestelt
Dartzu ehr auch mich versehn hat
Hab ich gesundigt ich bitt gnadt."

Der Schultheiß verspricht nur genaues Recht, und gebietet den Partheien unterdeß zurückzutreten. Diese entfernen sich auch von der Gerichtsbank, Adam wird dabei unbarmherzig von ihnen mit fortgezerrt, und spricht noch weinend:

„Herr Schultheiß lieber Herre mein
wolt mir ein Gnedigr Richter sein."

In Actus 3 Scena j beklagt Adam sein Elend, wobei er sich nicht selten ziemlich nahe an Worte der Bibel anlehnt, verflucht nach Hiob 3 den Tag seiner Geburt, und fordert die Berge auf, über ihn zu fallen. Als ihn aber Sünde, Tod und Teufel noch mehr ängstigen, und ihn zur Hölle reißen wollen, so ruft er den Schultheiß an, ihm zu helfen. Dieser erklärt sich aber unfähig dazu, denn hier könne nur Gott vom Himmel ihm Hülfe bringen. Da ruft in Actus 3 Scena 2 Adam zu Gott dem heiligen Geist, er möge kommen, ihm Trost bringen, sein Sachwalter sein, wie Christus verheißen, und ihn heiligen. Der heilige Geist antwortet, ohne jedoch Adam unmittelbar anzureden, indem er zuerst von seinen Eigenschaften und Wirkungen spricht. Dann fordert er Jesaias und Johannes auf, aus der Bank zu treten, und Adam zu trösten, wobei er selbst, der heilige Geist, ihnen beistehen, und dem Adam die Gewißheit der Befreiung von der Klage geben werde. Dem Teufel aber heißt er sie gebieten, daß er sich nicht eher an Adam mache, bis das Urtheil über denselben würde ergangen sein.

In Actus 3 Scena 3 räth nun Jesaias dem Adam: dafern seine Sünden ihm herzlich leid seien, und er seine Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit setze, so solle er sich an Gottes im Paradiese gegebenen Verheißung halten (dieselbe, die Arentsee schon in der Zueignung so bedeutsam hervorgehoben):

„Des weibs samen solt dich retten
Vnd der Schlangen Kopff zertretten."

Eine Verheißung, die Gott, auf den Heiland der Welt deutend, auch den Erzvätern und David gegeben, und von der er, Jesaias selbst, gepredigt (7, 14)

„ein Jungfraw wurd ein Sohn gebern,
Auff den man Achtung haben sollt
ehr wurd die sund der gantzen welt,
Auff sich nehmen, dafur sterben ..
Vns widder Gottes Huld erwerbn."

Und dann fährt er fort:

„Diesser Heiland ist vns geborn
Fur Funfftzehn hundert achtzig Jarn
Ist fur Hierusalem gestorbn

hat vns bei Got gnad erworbenn
Den Himel vnnd ewigs leben
Dem soltu dich allein ergebn."

Adam erinnert sich nun wohl der Weissagung vom Messias, hat aber nicht gewußt, daß derselbe schon gekommen, und fragt, wo er ihn finde, fürchtet auch, als großer Sünder, nicht vor ihn kommen zu dürfen. Da sagt nun Johannes, daß der Erlöser in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen, und das Verlorne wieder zu bringen, und führt dies abwechselnd mit Jesaias in einer Menge von Bibelsprüchen aus, darunter auch solchen, die nicht aus den Schriften der Sprechenden selbst genommen sind. Dann entwickelt Johannes der Reihe nach die Barmherzigkeit Gottes des Vaters, der durch die Taufe mit dem Menschen einen Bund gemacht, und um seines Sohnes willen, ihm die Sünde vergeben, Gottes des Sohnes, der die Menschen als Brüder annimmt, und für die Sünde seiner Gläubigen am Kreuze genug gethan hat, Gottes des heiligen Geistes, der mit seiner Kraft der Menschen Beistand sein will. Adam wird zwar durch diese Reden getröstet, klagt aber doch, daß das Gesetz ihn ruhelos zur Höllenstrafe verdamme, und fragt, wie er ihm aus den Händen komme. Da antwortet Jesaias, das Gesetz sei gegeben, daß ein jeder sein sündliches Leben erkenne, doch nicht, daß er verzweifle, wie auch Paulus bei den Galatern (3, 24) sage, das Gesetz sei unser Zuchtmeister. Aber das Gesetz, fährt der Prophet fort, könne an sich nicht zur Seligkeit helfen, da seine Wirkungen in uns nicht unsere, sondern des Zuchtmeisters Werke seien. Daher erhebe sich Unwille und Feindschaft gegen das Gesetz und somit gegen Gott, der das Gesetz gegeben. Und folglich solle der Mensch nicht aus Furcht vor Strafe oder Hoffnung des Lohnes Gutes thun, sondern aus Lust zur Gerechtigkeit. Anders müsse er verdammet und verloren sein. Adam glaubt aber, daß kein Mensch Gutes thue ohne Furcht vor Strafe, und fragt, was sonach zu machen sei. Da erwiedert Jesaias, das Gesetz wirke, daß die Leute sich nicht unter einander selbst fräßen, mordeten, raubten, wie dieses ja vor Zeiten unter den gottlosen Heiden geschehen sei, sondern damit sie bei einander in Frieden sich ernährten und mehrten. Darum habe Gott im neuen Testamente auch das Gesetz nicht abgeschafft, obgleich er es nicht zu brauchen begehrt, und die Seinen desselben nicht bedürften. Denn nöthig wäre es nur

den Schelmen, besser werde niemand dadurch, es komme auch keiner dadurch in den Himmel. Um in den Himmel zu kommen, dazu gehöre, daß man sich an Christum allein halte, und seiner sich tröste, dabei jedoch so viel Gutes thue, als man könne, theils weil Gott es gern habe, theils damit man seine Liebe beweise. Aber die Werke an sich könnten nicht in den Himmel bringen, sonst wäre Christus unnöthig gestorben. Zuletzt verweist Johannes über alles Gesagte auf das Evangelium.

„Darinnen mustu studirenn
vnd dich darnach reguliren,
Darinnen steckt Gottes Weißheit
vnd der recht weg zur seligheit."

Dies Evangelium, welches der einige Gottessohn aus des Vaters Schoße gebracht, sei eine tröstliche Offenbarung der göttlichen Liebe, indem es zeige, daß Gott seinen Sohn erwürgen ließ, damit uns alle Sünde vergeben sei. Von diesem Sohne wird nun gesagt, daß er, selbst ohne Sünde, unsere Sünden als die seinigen annehme, und ihrer wegen sich habe kreuzigen lassen. Seine Auferstehung aber beweise, daß er für jede unserer Sünden vollkommen Genüge gethan. Denn wenn der Teufel eine einzige Sünde noch nachweisen könnte, die Christus nicht bezahlt hätte, so hätte Christus müssen im Tode bleiben, er wäre nie auferstanden. So aber wären wir vor Gott so rein, als der Erlöser selbst war. Weiter sagt nun Johannes vom Evangelium, es sei die Verkündigung von der Sendung des heiligen Geistes, welcher uns vom Bösen zu Gott bekehre, und uns von Gottes Liebe und unserer Kindschaft Gottes Zeugniß gebe, so daß wir schon hier auf Erden das selige Leben beginnen sollen, welches im Himmel vollendet werde. Und so solle Adam denn fest glauben, daß alle seine Sünde, die geerbte wie jede andere, vergeben sei; dies sei der einzige Weg zur Seligkeit. Als Adam sich dieser Rede freut, und nur ein Herz wünscht, welches fest glauben könne, empfiehlt ihm Johannes stetiges Beten, und lehrt ihm das Vaterunser. Aber er fängt dies Gebet zwei Mal an, weil er das erste Mal sich gleich nach dem Anfange unterbricht, um in langer Rede innigfreudig es herauszuheben, daß wir garstigen, stinkenden Madensäcke als Christi Brüder den Herren Zebaoth dürfen Vater nennen, ihn den Schöpfer der Welt, vor dem die Engel und Menschen sich beugen, und vor dessen Namen die

Teufel erschrecken. So nenne ihn selbst kein Engel Vater, und es sei bis zu Christus kein so heiliger Mann gewesen, der ihm diesen Namen gegeben hätte, sondern Christus habe dies gewirkt, dessen und des Vaters Liebe daher gepriesen wird. Und nun erst macht Johannes wieder den Übergang zum Vaterunser mit der weitausgeführten Bemerkung, wie gern der Vater es habe, daß wir ihn bitten. Das Gebet selbst ist in vier und dreißig Reime gefaßt, hinter denen in noch sieben Zeilen der Beter sein unerschütterliches Vertrauen auf Erhörung ausspricht. Adam, dem man die Lust anmerkt, mehr zu erfahren, fragt nun, woran er wisse, daß sein Gebet erhört sei. Da verweist Johannes auf Gottes eignes Wort und Eid, daß er den Beter erhören wolle, und auf das heilige Abendmahl als das Siegel und äußere Zeichen, daß Gott mit uns Gemeinschaft haben wolle, daher wir in demselben Vergebung der Sünde und Gottes Gnade finden sollen.

Adam durch Johannes Worte innig erfreut, sagt:

„Ich mags sagen ohn allen schertz
itzt erwarmpt mir mein kaltes hertz",

und betet dann dankend zu Gott, der ihm seine Missethat vergebe, ihn errette vom ewigen Verderben, ihm mehr gebe, als er selbst begehrt, ja ihn zu einem Könige des Himmels und der Erde und zu seinem Freunde aus einem Kinde des Teufels mache. Nach dem Gebet erklärt Jesaias dem Adam, er sei genug unterrichtet, und ermahnt ihn, bei dem Erlöser jetzt beständig und fest zu bleiben. Dann werde er doch zur Seligkeit kommen, wenn jetzt auch ein schreckliches Urtheil ihn zur Hölle verdammen sollte. Adam freut sich, von dem „Berichte" des Gesetzes zum Worte Christi gerettet zu sein, und entläßt dankend seine Unterweiser, die sich wieder an ihren Ort setzen.

Nun treten in Actus 4 Scena j, Sünde Tod, Teufel und Gesetz wieder zu Adam. Die Sünde bestreitet, was ihm die „vnnutz Leut" so eben „furgebleut" hätten, und behauptet im Gegentheil, Gott strafe streng. Beweis dessen sei die „Sindflut", der Untergang Sodoms, Trojas, Jerusalems, worin viel feine Leute, frommer als Adam, gewesen. Er werde noch heut erfahren, daß es anders sei, als die „wescher" es gesagt. Nach der Sünde zählt der Tod viele auf, die ihm vom strafenden Gott übergeben seien. Er habe heiliger Leute Kinder zu Tausenden genommen, die hinab in die Hölle gefahren. Ob Adam besser sei als Kain, Saul, die Is-

raeliten in der Wüste? Adam möge sich drein ergeben, daß er ihm mit Haut und Haar angehöre. Nun beginnt der Teufel zu sprechen, schlägt dem Adam auf die Schulter, der ihm heut doch noch müsse zugesprochen werden, und tröstet ihn, er habe ein sehr großes Schloß mit sehr vielen Kaisern, Königen und Fürsten darin, da wolle er ihn auch herbergen und „herlich wol tractiren". Adam erwiedert kurz:

„Dein Losament mir nicht gefelt
mir ist ander Herberg bestelt".

Als auch das Gesetz ihm ziemlich kurz bemerklich macht, daß er kein Gebot gehalten, und folglich unmöglich ohne Strafe bleiben könne, so erwiedert Adam:

„Ach du kumpst abermal daher
Und machst mir da ein groß gebler."

Auch ermahnt er Sünde, Tod und Teufel, etwas gemach zu thun. Er habe zwar die Hölle wohl verdient, doch habe er nicht ihnen gesündigt, sei auch nicht ihr Geschöpf. Christus, den sie unschuldig umgebracht, und an den sie ihr Recht verloren hätten, der sei ihm geboren, dessen Thaten eigne er sich an. Und wenn ihnen auch nachgegeben werde, ihn, den Adam, in diesem Leben an Fleisch und Blut anzugreifen, so wären sie doch seine Gefangenen, da sein Heiland sie überwunden. Das Gesetz möge ihn immerhin lehren, wie er sich äußerlich halten solle, aber er wolle ihm kurzum nicht erlauben, ihm an Herz und Glauben zu greifen, da er seinen lieben Bräutigam Christus annehme, in dessen Schoß er sich verkrieche, den er um den Hals fasse, der ihn lehren solle, wie man einen gnädigen Gott erlange. Christi Verdienst mache ihn selig. Was sie von Gottes Zorn gegen ihn gesagt, sei erstunken und erlogen, sie sollten sich hintrollen, die zu trösten, welche den Erlöser nicht kennten. Und als nun der Teufel dem Adam wieder droht, weil er „forsch vnd trotzich" sei, so erwiedert Adam schließlich, er verlasse sich auf den Heiland, wo der bleibe, bleibe auch er.

Nun schreitet in Actus 5 Scena j das Gericht wieder weiter. Der Schultheiß fragt die Beisitzer einzeln und der Reihe nach um ihr Urtheil. Die aus dem alten Testament erklären Adam mit Leib und Seele der Hölle verfallen, wenn Gott nicht begnadige; die Evangelisten aber und Paulus erklären, wer an Christus glaube, der gewinne die Seligkeit, nur wer an ihn nicht glaube, der sei verdammt. Nachdem so jeder Beisitzer gesprochen, überreicht Moses

seinen Stab an Gott den Vater, und dieser fragt ihn um ein Urtheil. Moses antwortet:

„Jehoua Almechtiger Godt
wehr vbertrit Deine Gebot
Der sey verflucht in sein geschlecht
Doch ist genad bei allem recht."

Hierauf empfängt Moses seinen Stab aus der Hand Gottes zurück, schreibt das Urtheil, und ruft in Actus 5 Scena 2 alle auf, wieder herbei zu treten, da er es vorliest. Adam wird darin, weil er gegen Gott ungehorsam gewesen, ihn nicht über Alles und seinen Nächsten nicht als sich selbst geliebt hat, dem Teufel überantwortet, damit dieser ihn in der Hölle in einem ewigen Feuer bewahre, welches schon für ihn bereit sei. Als aber Moses jetzt den Stab über Adam brechen will, fällt ihm der Sohn Gottes in den Arm, und hält dann eine lange Rede. In dieser schildert er zuerst den Zustand des Menschen im Stande der Unschuld, wobei er ganz plötzlich von der Gottheit wieder, wie früher Gott der Vater bei einer ähnlichen Stelle gethan, in der Mehrheit spricht:

„Der mensch ist mein, Keins andern nicht
aus Erd habn wir Jhn zugericht."

Eine Redeform, die vielleicht hier eintritt, um die schaffende Dreifaltigkeit zu bezeichnen. Nach dem Stande der Unschuld erzählt der Erlöser den Sündenfall, das daher entsprungene Verderben, den Entschluß Gottes, seinen Sohn auf die Erde zu senden, und ihn leiden zu lassen, damit die Menschheit erlöst werde, seine Geburt, sein verachtetes Leben, sein Leiden, seinen Kreuzestod. Er empfiehlt die Menschheit wegen seiner Leiden der Liebe des Vaters, bittet sie zu heiligen in seiner Wahrheit, und ihnen den heiligen Geist zu senden, erklärt sie und das Gericht über sie für sein Eigenthum, und verkündet, daß er gekommen sei, allen seinen Gläubigen das ewige Leben zu geben. Und als er nun Adam fragt, ob er dies glaube, antwortet Adam dadurch, daß er das apostolische Glaubensbekenntniß (auch dieses in Reimen) spricht, und darauf die Bitte folgen läßt um Hülfe in seiner Schwachheit. Da befiehlt nun der Erlöser der Sünde dem Tode und Teufel, Adams Bande zu lösen, und den Gefangenen ihm selbst zu übergeben. Er fügt hinzu, er habe den Himmel schon ewig besessen, er besitze denselben aber auch zum zweiten Male wegen seines Gehorsams gegen den Vater. Und

diesen zweiten Besitz, dessen er selbst also nirgend bedürfe, übergebe er allen Gläubigen, die ihn sonst nicht hätten erwerben können, und die nun ohne ihr Verdienst nur zugreifen dürften, und ihm „ein ewig Deo gratias" dafür sagen. Der Sünde, dem Tode und Teufel habe er alle Macht genommen, und daher wolle er sie nun auch binden mit den Ketten der Finsterniß. Er fesselt sie dann wirklich mit Adams Ketten zusammen, wobei sie zittern und heulen, und erklärt sie verstoßen in den Abgrund der Hölle. Darauf erklärt er gegen Adam, daß nun Alles vollbracht sei, was der Vater gewollt und die Propheten geschrieben, und ermahnt ihn, daß er diese Wohlthat, die ihm, dem Erlöser, viel Mühe gemacht, gegen jedermann rühmen, Gott aber und seinen Erlöser ewig dafür loben und preisen, und seinen Gott nicht mehr durch Sünde erzürnen solle. Er, der Heiland gehe jetzt hin, ihm in seines Vaters Hause die Wohnung zu bereiten. Adam fällt nun vor dem Erlöser nieder, dankt ihm, den er nicht genug preisen und ehren könnte, wenn er auch so manche Zunge hätte, als Laub und Gras im Felde und Sand am Meer wäre, und empfiehlt sich seinem Schutze. Christus erwiedert kurz: „Ich bleibe bei dir ewiglich" und geht dann davon. Adam aber „steht auff geht auff vnnd nidder spatziren mit gefaltenen henden vnd spricht zu den zuhörernn." Er bittet sie, ewig nicht zu vergessen das Werk, das Christus ausgerichtet durch seinen Tod, und ermahnt sie zu beachten, was sie jetzt an ihm selbst gesehn. Daß die Liebe Gottes sein einiges Kindlein in den Tod gegeben, nicht für Freunde sondern für Feinde, daß der Gerechte für den Schuldigen, der Herr für den Knecht gestorben sei, das sei eine so ernste Sache, daß jeder sein Leben bessern sollte. Dann schließt er:

„Darzu wöll God sein gnade gebn,
Das wir entgehn der Hellen wee
Das wunschet Jochim Arentsek.
Ehre sey Godt"

Dies ist der Inhalt des Stückes. Er ist so ausführlich gegeben, daß es ein Eingreifen in das Urtheilen jedes Einzelnen wäre, wenn ich über denselben mich noch weiter beurtheilend auslassen wollte. Doch ist auch Einiges außer ihm wohl noch einer kurzen Bemerkung bedürftig.

Zuerst muß es noch besonders ausgesprochen werden, was schon aus der Inhaltsanzeige als wahrscheinlich hervorgehen mußte, daß

das Stück dem Standpunkte der Zeit gemäß, in welcher es entstanden ist, schlicht und einfach sich abwickelt, und höchstens nur aus zwei Scenen besteht, wenn wir diesen Ausdruck in demjenigen Sinne nehmen, in welchem er jetzt gewöhnlich ist. Die erste Scene ist nämlich, was Arentsee Actus 1 nennt, wo Gott der Vater und der Engel sich auf der Bühne befinden; alles Übrige bildet die zweite Scene. Nämlich schon am Schluß seines ersten Actes läßt er in der oben erwähnten Nota sämmtliche übrigen Personen auftreten, und diese verlassen, wie wir gesehn, die Bühne nun nicht wieder bis zum Schluß des Stückes. Es sind also Arentsees Acte und Scenen schlechthin nur Abschnitte in der Entwicklung desjenigen Gedankens, welcher durch das ganze Stück geht.

Einer rühmenden Bemerkung möchte es werth sein, daß, obgleich alle Personen des Stückes nur allegorische sind, — einige sogar nur bloße Begriffe, die hier als selbstständige Personen auftreten müssen, — daß dessen ungeachtet alle sich als ganze Personen in allseitiger Vollständigkeit alles dessen zeigen, was als gemeinschaftliches Wesen jeder Persönlichkeit erscheint, und daß sie daneben sich doch auch fast überall wieder deutlich durch die besondere, verschiedene Richtung und Entwicklung auszeichnen, die jeder verschiedenen Persönlichkeit als solcher zukommen muß. Dieses Erforderniß einer guten Dichtung ist auch in neueren Zeiten nicht immer gehörig beachtet, und es fehlt auch in unserem Jahrhundert nicht an solchen Bildungen, die man nur mit demjenigen Rechte ganze Personen nennen dürfte, mit welchem man diejenige Hälfte einen völligen Baum nennen dürfte, welche übrig bliebe, wenn man den ganzen Baum von dem Erdboden an durch die Mitte des ganzen Stammes hinauf bis in die Spitze gespalten, und die eine abgetrennte Hälfte weggeworfen hätte. Noch mehr aber als in unseren Zeiten zeigt sich dieser Fehler in den Werken früherer Zeiten, und ich habe ihn noch ganz kürzlich in dem Werke eines berühmten Dichters aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in Johann Rists Schauspiele „das friedejauchzende Teutschland“ wieder gefunden. Auch hier sind in dem eigentlichen Stücke die Personen meistens Allegorien oder Begriffe, aber sie zeigen auch eben weiter Nichts als nur das, was ihr Begriff bedingt, und auch das kaum; so daß das Schauspiel auch im Gebiet der Gelehrsamkeit nur eine sehr bedingte Theilnahme in Anspruch nehmen könnte, wenn nicht in den Zwischenspielen Bauern

und Soldaten des dreißigjährigen Krieges erschienen, welche in voller Persönlichkeit auftreten. Ganz anders ist es in Arentsees Gedicht. Obgleich der Verfasser ganz von dem Inhalte seines Stückes als von dem Wichtigsten, was die Welt kennt, durchdrungen ist, obgleich daher sein Gedicht fast als ein lyrisches anzusehen ist, und so es leicht zu erwarten wäre, Arentsee würde auf die Ausbildung des Persönlichen weniger geachtet haben, so ist doch jede Person in vollständiger Entwickelung dargestellt, und auch die ähnlichen Personen, sobald sie mehr als wenige Worte zu sprechen haben, unterscheiden sich noch oft wieder von einander. So unterscheidet sich z. B. der Teufel durch größere Zuversicht, Frechheit und Bosheit von Sünde und Tod, obgleich alle drei im Stück ziemlich dasselbe Geschäft haben. Ebenfalls unterscheiden sich unter einander die drei Personen der Gottheit; auch sind die Beisitzer aus dem alten Testament in ihrer Masse verschieden von denen aus dem neuen. Nur Johannes und Jesaias, wo sie beide den Adam trösten, sind nicht so unterschieden, daß nicht, einzelne auf ihre Personen unmittelbar bezügliche Äußerungen abgerechnet, die Rede des einen auch die des andern sein könnte.

Wenn wir jetzt zu dem Gedankengange uns wenden, so ist dieser im Großen und Ganzen durch die Inhaltsanzeige gegeben. Fragen wir aber nach der Ausführung der einzelnen Glieder in jedem einzelnen Hauptgedanken, so finden wir hier bisweilen dasjenige, worauf es besonders ankommt, theils überhaupt nicht genug hervorgehoben, theils auch mit Nebengedanken verbunden, welche durch ihre Wichtigkeit an sich, oder weil der Verfasser sie mit besonderer Liebe behandelt hat, so stark hervortreten, daß der Hauptgedanke nothwendig zurücktreten muß. Außerdem kommt es bisweilen vor, daß derselbe Gedanke, nachdem er schon am gebührenden Orte entwickelt ist, auch später an einer Stelle wieder vorkommt, wo er leicht in der Erinnerung anklingen konnte, ohne daß er streng zur Gedankenfolge gehörte. Auch sieht man nicht immer, wie einzelne Ausführungen zum Hauptgedanken gehören, so daß sie leicht als Abirren von der Hauptsache erscheinen können. Als Beispiel folge hier noch einmal der Inhalt jener Stelle, wo Johannes dem Adam erklären will, was das Evangelium sei. Es zeigt dieselbe zwar nicht alle eben angeführten Fehler, aber sie wird doch wenigstens zum Theil unsere Behauptung belegen. Nachdem Adam gefragt hat,

was das Evangelium sei, antwortet Johannes zuerst, es sei eine tröstliche Offenbarung des göttlichen Willens, worin Gott uns seine Liebe mit der That bewiesen habe, indem er seinen Sohn für uns habe am Kreuze sterben und wieder auferstehen lassen, damit unsre Sünde vergeben sei. Dann aber fährt Johannes fort, nicht als gebe er den Inhalt des Evangeliums an, sondern als spreche er aus eigener Begeisterung, die das aussprechen muß, wovon das Herz voll ist. Er rühmt und preiset, daß der Erlöser für unsere Sünde gestorben und auferstanden sei, und fügt noch einen langen Beweis hinzu, daß wir nun vor den Augen Gottes völlig gerechtfertigt und sündenrein wären. Hierauf lenkt er erst wieder ein, sagt, das Alles stehe auch in der Schrift, und fährt nun fort, den Inhalt des Evangeliums in Bezug auf den heiligen Geist anzugeben. — So viel über diese Fehler, die aber weder so häufig noch so lästig werden, daß sie dem merkwürdigen Buche ihren Werth nehmen könnten.

In Rücksicht des Ausdrucks steht der Verfasser nicht über der allgemeinen Bildungsstufe seiner Zeit, d. h. so warm und innig seine Sprache sein kann, so fehlt es doch auch nicht an Sätzen und Ausdrücken, die unserer Zeit zu derb oder wohl gar widerlich erscheinen müssen, und um so greller hervortreten, wenn sie sich etwa gar an Stellen finden, welche eine gesteigerte Empfindung haben.

Die Verse finden wir in unserm Stücke, wie sie in einer Zeit sein können, wo das Gefühl für verschiedene Zeitdauer der Sylben verloren gegangen, und das für den Wortton noch nicht genug entwickelt ist. Sie sind gezählte Sylben, deren acht auf einen Vers gehen, und wir müssen das Gedicht schon loben, indem wir bemerken, daß in den Versen eine bestimmte nämlich die jambische Bewegung bereits vorherrschend ist, obgleich in einigen Versen dieser Rhythmus sich gar nicht erkennen läßt, und in vielen nur mit den größten Härten durchzuführen ist. Wir haben nicht nöthig, Beispiele anzuführen, da in den früher gegebenen die Beweise häufig genug sind. Aber die Zählung der Sylben ist meistens sehr genau beobachtet, und wenn sie hin und wieder vergessen ist, so ist wohl nur an ein Übersehen des Schreibers zu denken, der eine leicht verschluckte Sylbe zu viel geschrieben hat. Denn es fehlt häufig nicht an unbequemen und harten Auslassungen, damit die Sylbenzahl richtig bleibe.

Was endlich die Reime betrifft, so haben die vorher gegebenen

Beispiele hinlänglich gezeigt, wie unbeholfen auch diese sind. Aber es ist gleichfalls bekannt genug, daß wir es hier mit einer Unempfindlichkeit nicht des einzelnen Dichters sondern der ganzen Zeit zu thun haben.

Ich muß nun noch eines Gedichtes erwähnen, welches hinter unserem Schauspiel auf acht Seiten ohne Seitenzahl steht, und seinem Inhalte nach mit dem Schauspiel zusammengehört. Der Titel ist: „Vom Menschlichen Elend ein Gesangk mit Dreyen stimmen. **Ad Aequales. Mors et culpa sumus, foedum de stercore stercus, Eluuies virus foetida massa, Lutum.** Joachim Arentsehe." Auf den nächsten zwei Seiten folgen die Singstimmen für den Primus, Secundus, Tertius discantus, und dann auf fünf Seiten das Lied selbst in sechszehn vierzeiligen Stanzen. In diesem Liede verkündet uns ein Verstorbener, welche Herrlichkeit, Macht, Weisheit u. s. f. ihn auf Erden umkleidet habe, und wie dieselben jetzt in Asche und andere unschönere selbst widerliche Dinge verwandelt seien. Eben so ekelhafte Wesen nun seien auch wir. Nichts Elenderes sei auf Erden als der Mensch, und zwar durch seine Sünde. Darum sollen wir uns fest an Christum anschließen, nur er werde uns retten. Auch dieser letzte Theil des Gedichtes ist ohne rechte dichterische Kraft und Begeisterung geschrieben, er ist gleichfalls unschön, und kann uns mit dem Gedichte nicht versöhnen, welches selbst erbaulich nur für Wenige sein möchte.

So viel von dem übersendeten Buche, von dessen Verfasser ich leider bis jetzt weiter Nichts angeben kann. Sollte ich, was vielleicht möglich ist, mehr von ihm erfahren können, so werde ich nicht unterlassen, es der geehrten Gesellschaft mitzutheilen. Aber ich kann nicht schließen, ohne gegen den Herrn Übersender den vollsten Dank gewiß mit Zustimmung unserer ganzen Gesellschaft, und also auch in ihrem Namen, auszusprechen, und den Wunsch hinzuzufügen, daß auch Andere, in deren Händen unbekannt sich merkwürdige Bücher unserer Vorzeit befinden, der Gesellschaft möchten Kunde von denselben zukommen lassen.

Zelle.

XV.

Die Nibelungen oder Niveller.

Schon manchfaltige Versuche sind gemacht worden, unsern großen Heldensang, das Nibelungenlied, sei es allebig, sei es einzellebig, zu deuten. Unter jener Art verstehen wir die Versuche, die Hauptgestalten des Liedes, entweder als chemische Stoffe, oder als Gestirne zu erklären. Dort erscheint Siegfried als Schwefelsäure, Vitriol oder Victriol, weil er der Victor oder Sieger ist; hier erscheint er als Sonnenheld, weil er zur Sonnenwende zu Grunde geht. Die einzellebige oder geschichtliche Deutung haben vorzüglich Johannes Müller, Göttling, Leichtlen, Ledebur und zuletzt Giesebrecht in Germania II, Seite 203 u. s. w. dargestellt. Unlängst ist ein neuer Versuch dieser Art gemacht in der Schrift: Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage; von Dr. Emil Rückert. 1836. 8. 122 Seiten.

Um von dem Namen des Liedes und seiner Oertlichkeit anzufangen, so hat Leichtlen, in seinen Forschungen I, 2, Seite 48, den Nibelgau „auf den Gränzen von Schwaben, Baiern, Ost- und Rheinfranken" darunter verstanden. Aber wie will diese Landschaft am Oberrheine mit Xanten, dem Sitze Siegfrieds am Niederrheine, zusammenstimmen? Diese Klippe vermeidet Ledebur, indem er in Dorows Museum, Berlin 1827, den Gau Nivenheim am Niederrheine versteht, wo Xanten ganz nahe ist. Einen dritten Versuch hat nun Dr. Rückert gemacht, indem er den Gau Nivella in Südbrabant, woran noch die jetzige Stadt Nivelles erinnert, versteht. Diese Stadt Nivelles oder Nivella war, wie der Verfasser, S. 46 sagt, „von großer Bedeutung und von hohem Alter," und er beruft sich

auf den für seine Zeit sehr kritischen Verfasser der brabantischen Alterthümer Grammaye, welcher dafür hält, daß die dortige Burg um das Jahr 500, also bald nach den Zeiten Chlodio's, der in der Nachbarschaft wohnte, erbaut worden sei, um sich in dieser waldreichen Gegend besser gegen die Angriffe der Hunnen vertheidigen zu können. Wir können dem Verfasser noch eine Bestätigung aus einem andern alten Gedichte geben. Wenn er Seite 48 sagt: „Nivelles, der Hauptort in Wälsch-Brabant, wäre demnach schon in den frühesten Zeiten die Hauptfeste der französischen Mark an der Gränze Austrasiens gegen Neustrien gewesen, welche sich über Hennegau, den carbonarischen Wald und Wälsch-Flandern gegen St. Omer, nach der Küste hinzog," so bringt eine Stelle im Hörnen Siegfried gleich im Anfange, wo von Siegfrieds Aufenthalt bei einem Waffenschmide die Rede ist, den eben erwähnten carbonarischen Wald mit dem Köhler-Wald in Verbindung, in welchem Siegfried den Drachen oder Lindwurm erschlug und verbrannte. Für diese Oertlichkeit führt der Verfasser noch an: 1) daß Vitry, zwischen Arras und Douay, wo Siegbert I (Siegfried) ermordet wurde, nahe bei dieser Gränzmark liegt; 2) daß in dem Gedichte Gudrun die Mark zu Waleis, wo Seyfried (Siegfried) zu Felde liegt, an diese Gränzmark der Walen oder Wälschen erinnert, welche noch bis auf den heutigen Tag die Sprachscheide zwischen Germanischer oder Flandrischer und Romanischer oder Französischer Zunge ist; auch setzt der Verf. mit diesen Walen die Wolsungen der nordischen Sage in Verbindung; 3) daß der Ort, wo der Lindwurm lag, ganz in der Nähe von Nivelles sein mußte, mag dieser Ort nun im NW. von Nivelles, nach der nordischen Sage Gnitahaide d. h. Genterhaide, da Gent nach Seite 82 nordisch Gnita heißen soll, — oder im SW. von Nivelles der Köhler-Wald sein. Für die Gegend von Gent hätte der Verfasser zwei Stellen aus dem Reineke Vos I, 24 und 28, anführen können. In beiden Stellen wird auf Emmerichs Schatz hingedeutet, nur daß in letzter Stelle im Allgemeinen Ostflandern statt Gent angegeben, und in der ersten Gent nur als Ort der Verschwörung genannt ist. Für die Gegend des Köhlerwaldes spricht der Verf. selbst S. 78: „Der Berg, worin Alberich haust, ist offen-„bar Mons, Bergen, die Burg Albero's. Dort wo auf dem Burg-„stall, **castri locus**, von Mons der Thurm des Albero oder Au-„bronius steht, wo einst Albero, durch den umgebenden carbonari-

„schen Wald geschützt, sein väterliches Erbe gegen die Merovinger „vertheidigt hatte, dort waltet er als Zwerg fortwährend im Berge „und hütet die Schätze seines Hauses. Dort, nicht in Nivelles „selbst, ist die Nibelungenburg zu denken, wohin Siegfried, von „Isenstein (Ysselstein) aus, schifft" u. s. w.

Diesen Alberich (Albero, Auberon, Oberon) bezieht unser Verfasser auf einen der drei Söhne Chlodio's. Er sagt Seite 70: „In „der fränkischen Geschichte findet sich bei dem Uebergange von Chlodio „zu Merovåus eine dunkle Stelle. Nur so viel bemerkt man deutlich, daß nach Chlodio's Tode ein Erbfolgestreit zwischen mehren „Thronbewerbern ausbrach"; und Seite 71: „Auf diese dunkle Stelle „der fränkischen Geschichte wirft nun die, wie es scheint, bisher noch „nicht beachtete Chronik von Hennegau einiges Licht, welches zu„gleich den Zusammenhang unserer Sage mit der Geschichte auf„hellt." Chlodio nämlich hatte nach dieser Chronik drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald. Der erste baute auf dem Gipfel des Berges, an welchem Mons, die Hauptstadt von Hennegau, liegt, eine Burg, welche noch später der Burgstall hieß, und noch 1621 nannte das Volk einen Thurm an jener Stelle, den Thurm des Alberon oder Auberon (Aubronii turris). Hiemit bringt der Verfasser die nordische Sage in Verbindung, indem er Seite 80 in dem zweiten Sohne Chlodio's, Reginar, den nordischen Regin erkennt, so wie den Zwerg Andvari auf Antwerpen bezieht, wo ein Räuber gewohnt habe, der allen Vorüberschiffenden, die ihm nicht gutwillig die Hälfte ihrer Waaren als Zoll entrichteten, die Hände abgehauen und in den Strom geworfen habe, wovon die Burg Antwerpen d. h. Hand werfen, genannt worden sei. (Grammaye Antwerpia Seite 3). Dieser Oertlichkeit von Antwerpen lag nun die Genterhaide oder Gnitahaide ganz nahe.

Was nun den Haupthelden unsers Liedes Siegfried betrifft, so erkennt unser Verfasser ebenso wie Göttling, Leichtlen und ich selbst, darin den geschichtlichen Siegbert, nur daß er den Ripuarischen Siegbert und den Austrasischen Siegbert I darunter versteht, wogegen Leichtlen in den drei Austrasiern Siegbert I. II. III. die Farben zum Gemälde unsers Siegfrieds findet. Merkwürdig ist, daß sowohl der Ripuarische, als auch die beiden ersten Austrasischen Siegberte, wie Siegfried, meuchlings ermordet wurden: der Ripuarier 509 auf einer Jagd im Buchenwalde auf Veranlassung seines

Sohnes; Siegbert I, im J. 575 bei Vitry auf Anstiften seiner rachsüchtigen Schwägerin Fredegunda; Siegbert II, im J. 613 ebenfalls durch einen Verwandten. Mone und Giesebrecht führen aber die Sage noch weiter zurück bis auf Civilis 70 n. Chr. und bis auf Armin 70 Jahre früher. Beide unternahmen den Kampf mit einem Drachen, nämlich mit dem mächtigen römischen Reiche. Die Erstürmung des römischen Lagers zu Santen (vetera castra) durch Civilis (Bergen?) machte ihn berühmt am Niederrhein und könnte ihm wohl den Beinamen Sieger erworben haben, wie denn noch später in Santen ein heiliger Victor verehrt wurde. Was Armin betrifft, so vermuthet Giesebrecht, daß Armin (Irmin) eine religiöse Benennung gewesen sei und daß sein eigentlicher Name die Familienbezeichnung Sieg gehabt habe, wie seine Verwandten Siegmar (Segimer), Siegest (Segest), Siegmund (Segimund); welche Wurzel vielleicht mit dem Hause Sieg (Sege) in Verbindung stehen könnte. Außerdem finden sich noch andere Vergleichungen: 1) Armin, mit römischer Waffenkunst bekannt, kann durch ein ledernes Panzerhemd die Sage von seiner Hornhaut und durch einen ehernen Panzer die Sage von der Tarnhaut gegeben haben; 2) das Verstehen der Vogelsprache in der nordischen Sage könnte auf eine Kenntniß der römischen Sprache deuten; 3) sein Ende durch Verwandte hat große Aehnlichkeit mit Siegfrieds Ermordung durch Verwandte.

In Brunhild erkennt Hr. Dr. Rückert, wie alle übrigen geschichtlichen Erklärer, die Gemahlin Siegberts I. Nur Giesebrecht verfolgt die Sage noch weiter bis zu der schönen Riesenjungfrau Keltine, von der Diodoros von Sicilien erzählt. Noch näher, und mit der Geschichte des Civilis verwandt, können die göttlich verehrten Zauberjungfrauen Veleda und Auriria hieher gezogen werden, von denen Tacitus in der Germania 8 erzählt. Außer dem Brunhildenstein im Taunus bei Frankfurt, führt Rückert S. 20 auch einen Brunhildenstein bei Namür an.

Im Hagen erkennt unser Verfasser den geschichtlichen Heune (Eune), wie Göttling, und in seiner Burg Troneck mit mir das Schloß an der Tron zwischen Birkenfeld und Trier.

In der Chriemhild sieht der Verf. S. 25 eine Anspielung auf die Honoria, Schwester des abendländischen Kaisers Valentinian III, „die sich durch Uebersendung eines Ringes dem Attila zur Ehe

„angetragen hatte, worauf dieser mit Heeresmacht das abendländi-
„sche Reich angriff, unter dem Vorwande, er fordere die Braut,
„die man ihm widerrechtlich vorenthielt. Wie es nun dieser Braut-
„ring war, der die Hunnen herbeirief und unermeßliches Unglück
„über das abendländische Reich brachte, so ist es auch in der Nibe-
„lungensage der verhängnißvolle Ring (nordisch: Andvara-naut),
„der Siegfried und vielen anderen Helden den Tod bringt und die
„schreckliche Katastrophe der Nibelungen herbeiführt."

Wenn bei der vorigen Gestalt der Verfasser sich vom belgischen Boden entfernte, so kehrt er bei Siegfrieds Schwrte Balmung wieder zu jener Heimat zurück. Er sagt S. 94: „Da auch die nordische „Sage dem Siegfrid ein Schwert, **voelsk**, das wälsche genannt, zu-„schreibt, (in deutscher Sage Welsung), so sind wir berechtigt, die „Benennung Balmung ebenfalls aus jener gebirgigen und erzreichen „Gegend Wälschlands herzuleiten, welche an das Nibelungenland „gränzt; und hierzu bietet sich sehr bequem die im südlichen Henne-„gau in der Nähe des eisenhaltigen Gebirgszuges auf einem Hügel „liegende Stadt **Beaumont, Bellomontium** dar, indem **Belmont** in „deutscher Aussprache sehr leicht in B a l m u n g übergehen konnte."

Auch für den Bruder des Niblung, nämlich S c h i l b u n g führt der Verfasser einen belgischen Ursprung auf. Der Name kann allerdings eine sehr gewöhnliche Umstellung von S c h i b l u n g sein. Nun liegt ungefähr 4 Stunden ostwärts von Nivelles in einer hügelreichen Gegend (der alten **praefectura montana**) die Stadt G e m-b l o u x, die in der Volkssprache G i b l o u heißt. S. 98: „Das „Volk nämlich sagt statt **Gembloux, Giblou**, wie denn auch die „Karte in den brabantischen Annalen von Haräus den Ort **Gem-„bloura**, die umliegende Grafschaft aber **Giblou** schreibt. Nach der Mundart von Wälsch-Brabant, worin **Nivelles** sowohl als **Gi-„blou** liegt, würden, wie von jenem **Nivelon**, so von diesem **Gi-„blon** als Geschlechtsname abzuleiten sein, welches in deutscher „Aussprache Schiblung lautet."

So hat der Verfasser mit großer Belesenheit und vielem Scharfsinne an die südbelgische Gränze in ein kleines Viereck einiger Meilen zwischen **Nivelles, Mons** und dem **Carbonari**-Wald (Bergen mit dem Köhlerwalde), **Beaumont** und **Giblou**, als die Heimat der Nibelungensage, in Anspruch genommen. In einem Halbkreise liegen die mit der Sage verwandten Oertlichkeiten: gen Süd-

Westen der Sitz der austrasischen Herrscher; gen Norden die Genter Haide, die in der nordischen Sage an die Stelle des Köhlerwaldes trat; dann etwas entfernter Antwerpen, was an den nordischen Andvara-Ring erinnert, und noch weiter abwärts Yßelstein an der utrechter Yssel; endlich gen Nord-Osten Santen. Nicht mit Unrecht also hat der Verfasser dem Könige der Belgier diese Schrift gewidmet:

Heil, Herrscher, Dir im alten Land der Franken,
Wo noch, ob ihre Sprache auch verklungen,
Fortgrünt der deutsche Stamm der Nibelungeu.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser verwandt ist mit unserm berühmten Volksdichter Friedrich Rückert; aber wenigstens ist er kein unwürdiger Namensvetter, und man könnte ihm auf Rückertsche Weise zurufen:

Was weggeschwommen in der Zeiten Welle,
Das rücket Rückert an die rechte Stelle.
Er nivellirt das Land der Nibelungen
Und schiebt zurecht die Burg der Schibelungen.

Zeune.

XVI.

Abstoßung (repulsio).

Wenn unser berühmter Sprachforscher in Leipzig, Hr. Prof. Hermann, den Namen Anziehung (attractio) für eine Sprachform gebraucht hat, wo ein selbständiger Nachsatz von der Wortfügung des Vordersatzes mit fortgerissen wird, z. B. contigit mihi, esse beato (statt beatum); cui nomen Calpurnio (st. Calpurnius oder Calpurnii): so möchte ich für den umgekehrten Fall, wo ein vom Vordersatz abhängiger Nachsatz sich selbständig macht, Abstoßung (repulsio) nennen. Man könnte ersteren Fall mit einer Centralregierung, letzteren mit einer Föderativ- oder Bundesregierung vergleichen.

Beispiele aus dieser Abstoßung sind: Justin. XII, 6. Multum profuere Callisthenis philosophi preces, condiscipulatu apud Aristotelem familiaris illi, et tunc ab ipso rege ad prodenda memoriae acta eius accitus (statt acciti). Klage 1544. o we mir, armez wip (statt armem wibe). Ebenso bei griechischen Tragikern: *ὠ μοι ἐγω*. Hamlet III, 1. bei Schlegel II, 3.

Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod,
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt,

statt dem unentdeckten Land'.

Zeune.

XVII.

Zur Erklärung der Gudrun.

In dem Heldengedichte Gudrun ist der Kreis der Sagen so eigenthümlich, daß schon darum nicht wohl anzunehmen ist, daß dieses Heldengedicht mit dem Nibelungenliede in Einer und derselben Sprache geschrieben sei. Wie sich im Niebelungenliede der Rhein und dessen Umgegend als Schauplatz darbietet, so ist in der Gudrun das Meer, die Nordsee der Hauptschauplatz. Sucht man den historischen Grund des Nibelungenliedes mit Recht in der Völkerwanderung, so dürfte das Geschichtliche der Gudrun in den kühnen Zügen der Normannen zu suchen sein. Im Mittelpunkt dieser Normannenzüge steht nun der Eroberer Englands Kanut der Große. Diese Thatsachen fallen schon in die Geschichte und sind der Schluß der Normannenzüge. Zu dieser heroischen Vorzeit bildete die spätere Zeit in der Geschichte der Nord- und Ostseestädte ein Nachspiel. Irland und die Normandie sind nächst dem Meere die Länder, in welchen der Kampf gekämpft wird. Unter den Helden des Gedichts zeichnet sich besonders Wate aus, so daß er wohl eine nähere Betrachtung verdienet.

Wate.

Wate ist ein tüchtiger Seeheld, welcher dem Könige Herwig von Seeland die Gudrun wieder gewinnen half. Wate heißt der Held von Sturmland. Dieses Land scheint wegen innerer Unruhen zu kühnen Fahrten leicht Theilnehmer hergegeben zu haben. Schon Adam von Bremen (Ausgabe von Mader, Helmstädt p. 48) sagt: **Sturmarii, eo quod seditionibus illa gens movetur.** Nach den Hochdeutschen Glossen (Maßmann Denkmäler Deutscher Sprache und Schrift I, S. 85) heißt **sturma seditio.** In einer Note zu

Fischer's Geschichte des Deutschen Handels Th. I, S. 201 werden „die Sturmer, Haydeler und Dytmerse" als seefahrende Völkerschaften genannt. Es wäre nicht unwahrscheinlich, daß der König von Seeland schon damals wie jetzt einen Lehnsnexus ausübte, vermöge dessen die Vasallen ihm in den Krieg zu folgen verpflichtet waren. Hagen (Irmin S. 34) und Grimm (Irmenstraße S. 32) erwähnen eine Watlingsstraße in England, welche von Dover nach Chester führt. Sollte diese nicht vielleicht in Beziehung zu unserm Helden stehen, entweder weil er sie baute, oder weil er sie sicherte. Ebd. S. 38 wird diese Straße eine Himmelsstraße genannt, nach der sich die Schiffer zu richten pflegten, und von einem Riesen Wade, der in seinem Boote auf derselben fuhr. Da Wate nach der Ableitung von **waetta**, tapfer, einen Heerführer und kühnen Mann bedeutet, so stimmt so ziemlich Alles zusammen, diese Land- und Himmelsstraße (Milchstraße) als eine Erinnerung an den Wate zu betrachten.

Für den frühern Verkehr der Dänischen Inseln mit den Mauren, mit Holland und der Normandie, zeugt der zu **Vaalse** auf der Insel Falster im Jahre 1835 gemachte Fund von Arabischen, Deutschen, Holländischen, Engländischen und einer Münze welche zu Rouen in der Normandie unter den ersten Richards geschlagen ist. (**Société Royale des Antiquaires du Nord à Copenhague Séance annuelle 30 Janvier 1836 p. 5** ff.

Aus der Geschichte der Städte und des Norddeutschen Handels, hoffe ich, sollen der Gudrun noch manche Erläuterungen zufließen. Es fehlt mir aber jetzt an Zeit, dieselben in einem zusammenhangenden Werke mitzutheilen. Daher möge die Gesellschaft diese Bemerkungen nachsichtsvoll aufnehmen und sie dorthin reihen, wohin sie gehören.

Wismar den 31. Sept. 1837.

C. C. H. Burmeister.
Dr. phil.

XVIII.

Goethe.

1. Iphigenia, erste Darstellung.

Vorgelesen zur Goethe-Feier in der Deutschen Gesellschaft am Wolfgangs-Tage 1838.

Wir wissen durch Goethe selber, daß Iphigenia zu seinen ältesten Werken gehört, schon in den Jahren 1776 bis 1779, bei Gelegenheit einer Liebhaber-Bühne und festlicher Tage (besonders zu Ettersburg) gedichtet, und dargestellt wurde. Einer seiner ältesten Freunde, der in den Jahren 1783 bis 1793 sein Arzt war, der ihm nun auch schon gefolgte würdige Hufeland, sah als Jüngling, ihn selber den Orestes darstellen, und kann nicht genug die göttergleiche Erscheinung des von den Göttern stammenden Helden preisen.[1]) Als Goethe im Jahr 1786 nach Italien reiste, nahm er die Handschrift dieser ersten Iphigenia mit, und bildete sie dort völlig um, in welcher Gestalt sie in seinen gesammelten Schriften (1787) erschien. Goethe hat selber die ältere Handschrift nicht bewahrt; es haben sich aber neulich Abschriften dieser Iphigenia in

[1]) Zu Dr. Vogels Beschreibung der letzten Krankheit Göthe's, in der Zeitschrift für praktische Heilkunde 1833, S. 37: „Als Knabe und Jüngling schon sah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erscheinen, in voller Kraft und Blüte der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Göthe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen Weimarischen Welt hatte."

Gotha und Oldenburg gefunden, und eine Ausgabe der letzten ist angekündigt[1]) Schon vor dem Jahre 1786 war auch eine Abschrift hieher nach Berlin gekommen, und aus dieser rührte die Stelle her, welche bei Gelegenheit der hiesigen Aufführung der Iphigenia zu Goethe's Geburtstag, den 28. August 1837, in der Staatszeitung gegeben wurde. Der Besitzer dieser hier folgenden Stücke, Justizrath F. Schulz, wollte dieselben schon bei der vorjährigen Goethe-Feier mittheilen, welche jedoch durch die Cholera vereitelt wurde; und diesmal, selber verhindert, übergab er mir freundlich dieselben zur Vorlesung.

Die Vergleichung dieser Stücke mit der letzten Bearbeitung ist eben so anziehend, als lehrreich, und erfüllt zugleich mit neuer Bewunderung für den unsterblichen Dichter, der sich hier auch wieder als ein Gelegenheitsdichter im höchsten Sinne bethätigt. Man sieht dem Ganzen den augenblicklichen Erguß an, der mit solcher Gewalt und Schönheit nur einem so mächtigen dichterischen Urquell entströmen konnte. Dabei ist die Gestaltung, wie frei sie sich hinzeichnet, und wie neu eigenthümlich sie lebt, doch schon in bewundernswürdigem Einklange mit dem antiken Stoff und Bildung. Sie ist nicht sowohl in Prosa, als in freien und mannigfaltig sich bewegenden Rhythmen, welche an den geeigneten Stellen schon von selber den regelmäßigen Versschritt annehmen, und daher keiner Umbildung bedurften.

Es wird erzählt, daß Glucks Iphigenia, welche gerade damals auch zuerst erschien, Goethe'n mehr als irgend etwas anderes die volle Vorstellung der antiken Tragödie gewährte; und seine hohe Verehrung dieses Meisterwerkes sprach er rührend aus, als er im November 1826 der ersten aller Gluck'schen Iphigenien[2]), der Milder-Hauptmann, in einen Abdruck seiner Iphigenia schrieb:

„Dies unschuldvolle, fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,

---

[1]) Von dem Conrector Dr. Stahr in Oldenburg, der gefälligst dem Rector Bormann die Einleitung, zur Vorlesung bei dieser Göthe-Feier, mitgetheilt hat.

[2]) Die Gunst des Zufalls fügte noch, daß gerade für den Abend dieses Wolfgangs-Tages die Aufführung von Glucks Iphigenia angekündigt war.

Errichte doch ein höhres Ziel,
Von Gluck betont, von Dir gesungen."

Wir wollen uns glücklich preisen, daß wir zwei solche vollendete Iphigenien haben, welche in jeder der beiden Hauptrichtungen unsrer Bühne ein Höchstes für alle Zeiten darstellen.

Bekanntlich hat Göthe seinen Tasso aus einer ähnlichen früheren Gestalt (1780) in die jetzige umgebildet (1787); weil dieser aber damals nicht auf die Bühne gekommen, so möchten sich schwerlich noch Abschriften finden. Sehr deutlich ist eine ähnliche Gestaltung auch am Egmont (schon 1775) zu gewahren, wenigstens in der allein vorliegenden letzten Ausbildung (1787). Derselbe ist, dem Stoffe angemessen, nicht in regelmäßige Jamben gebracht, stellenweise jedoch treten diese, oder doch ähnliche Rhythmen, ganz vernehmlich hervor, wie die Blüte aus der Knospe.

Die folgenden Auftritte aus der ersten Iphigenia werden für sich selber reden: zur Vergleichung hat jeder leicht die zweite zur Hand.

1.

Erste Scene des ersten Akts.

Iphigenie allein.

Heraus in Eure Schatten, ewig rege Wipfel
Des heilgen Hayns, hinein ins Heiligthum
Der Göttinn, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer —
Und meine Seele gewöhnt sich nicht hieher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter Euch verborgen!
Und immer bin ich, wie im ersten, fremd ....
Denn mein Verlangen steht
Hinüber nach dem schönen Lande
Der Griechen!
Und immer mögt' ich über's Meer hinüber
Das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen.
Weh dem, der fern von Aeltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führet!
Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen!
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Wohnung,
An jene Stellen, wo die goldne Sonne

Zum erstenmahl den Himmel vor Ihm aufschloß;
Hin, wo die Spiele der Mitgebohrnen
Die sanften, liebsten Erdenbande knüpften . . . . .
Der Frauen Zustand ist der schlimmste
Vor allen Menschen!
Will dem Mann das Glück, so herrscht Er,
Und ersicht im Felde Ruhm;
Und haben Ihm die Götter Unglück zubereitet,
So fällt Er . . .
Der Erstling von den Seinen
In den schönen Tod . . .
Allein des Weibes Glück ist enggebunden;
Sie dankt Ihr Wohl stets Andern, öfters Fremden,
Und wann Zerstörung ihr Haus ergreift,
Führt Sie aus rauchenden Trümmern
Durch der erschlagnen Liebsten Blut
Der Ueberwinder fort!
Auch hier an dieser heilgen Stätte
Hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverey!
Wie schwer wird's mir, dir wider Willen dienen,
O ewig reine Göttin, Retterin,
Dir sollte — dir mein Leben
Zum ew'gen Dienst geweyht sein!
Auch hab' ich stets auf dich gehofft,
Und hoffe noch, Diana! Die du mich —
Verstoßne Tochter des größten Königes
In deinen heilgen sanften Arm genommen!
Ja! Tochter Jovis,
Hast du den Mann, deß Tochter du fordertest,
Hast du den Göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Hast du den glücklich von dem Felde
Der umgewandten Troja
Zurück begleitet?
Hast du meine Geschwister
Elektra und Orest, den Knaben,
Und unsre Mutter, Ihm zu Hause
Den schönen Schaz bewahret,

So rette mich —
Die Dn vom Tode mich gerettet
Auch von dem Leben hier
Dem zweyten Tode!

2.

Erste Scene des dritten Akts.

Iphigenie, Orest.

Iphigenie.

Unglücklicher! Ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks —
Die Freyheit, die ich gebe,
Ist wie der lezte, lichte Augenblick
Des schwer erkrankten —
Des Todes Vorboth!
Noch kann und darf ich mir's nicht sagen,
Daß ihr verlohren seyd!
Durch meine Hand sollt Ihr nicht fallen!
Und keine andre darf Euch,
So lang ich Priesterinn Dianens bin, berühren,
Allein das Priesterthum hängt von dem König . . .
Der zürnt mit mir,
Und seine Gnade mit theurem Lösegeld
Euch zu erhandlen, versagt mein Herz;
O werther Landsmann — Jeder Knecht
Der an dem Heerd der Väter nur gestreift,
Ist uns im fremden Land so hoch willkommen —
Wie soll ich Euch genug mit Ehr' und Lieb umfaßen?
Die Ihr von keinem niedern Haus entsprungen,
Durch Blut und Stand an jene Helden gränzt,
Die ich von Aeltern her verehre.

Orest.

Verbirgst Du Deinen Stand und Namen
Mit Fleiß? Oder darf ich wißen,
Mit wem ich rede?

Iphigenie.

Du sollst es wißen! Izo sag mir an,
Das Schicksal derer, die von Troja zurück

Mit ungnädigem Gott ihre Heymath betraten!
Jung bin ich hieher gekommen . . .
Doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern
Die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüstet
Dem schönsten Ruhm entgegen gingen.
O sag mir! Fiel der große Agamemnon
In seinem eignen Haus durch seiner Frauen List?

Orest.

So ist es, wie Du sagst.

Iphigenie.

Unseeliges Myzen! So haben Tantal's Enkel
Den Fluch, gleich einem unvertilgbarn Unkraut
Mit voller Hand gesät, und jedem ihrer Kinder
Wieder einen Mörder! —
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt!
O sag mir an:
Wie ist des großen Stammes lezte Pflanze,
Den Mordgesinnten
Ein aufkeimender gefährlicher Rächer,
Wie ist Orest dem Schreckenstag entgangen?
Hat ihn ein gleich Geschick in des Avernus
Schwarzes Nez verwickelt?
Hat Ihn ein Gott gerettet?
Lebt er, lebt Elektra?

Orest.

Sie leben. . . . .

Iphigenie.

O goldne Sonne! Nimm deine schönsten Strahlen
Und lege sie zum Dank vor Jovis Thron,
Denn ich bin arm und stumm . . .

Orest.

Wenn Du Gastfreundlich diesem Hause
Verbunden bist,
Wie ich aus Deiner schönen Freude schließe,
So halt Dein Herz fest, denn dem Fröhlichen
Ist unerwarteter Rückfall in die Schmerzen
Unerträglich —
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenie.
Hab ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest.
Du hast des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.
Was fürcht' ich noch? Es lebt Orest! Elektra lebt!

Orest.
Hast Du für Clytymnestra nichts zu fürchten?

Iphigenie.
Die sey den Göttern überlassen!
Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Orest.
Auch sie ist aus dem Land der Hoffnung abgeschnitten!

Iphigenie.
Hat sie in Wuth ihr eigen Blut vergossen?

Orest.
Nein! doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod!

Iphigenie.
Sprich deutlicher, damit ich's schnell erfahre.
Die Ungewisheit schlägt
Mit tausendfältigem Verdacht
Mir an das Haupt.

Orest.
So haben mich die Götter zum Boten ausersehen
Der That, die ich in jene
Unfruchtbare, klanglose Höhlen
Der alten Nacht verbergen möchte —
Wider Willen zwingst Du mich . . . .
Allein Dein holder Mund
Darf auch was schmerzlichs fordern und erhält's!
Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel,
Oresten noch.

Strophius, des Vaters Schwäher
Erzog ihn heimlich neben seinem Sohne Pylades.
Und da die beyden aufgewachsen waren,
Brannt' es ihnen in der Seele,

Des Königs Tod zu rächen.
Sie kamen nach Myzene,

Gering an Tracht,
Als brächten sie die Nachricht von Orestens Tod
Mit seiner Asche.
Wohl empfangen von der Königinn
Gehn sie in das Haus.
Elektren giebt Orest sich zu erkennen!
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heilgen Gegenwart
In sich zurückgebrannt war.
Und hier am Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur von Blut
Aus denen oft gescheurten Steinen noch
Heraus zu leuchten schien;
Hier mahlt Elektra die grauenvolle That
Und ihre Knechtschaft
Und die glückliche, das Reich besitzende Verräther,
Und die Gefahren all mit ihrer Feuerzunge —
Und Clytymnestra fiel durch ihres Sohnes Hand —

Iphigenie.

Unsterbliche! auf Euren Wolken
Habt Ihr nur diese Jahre her
Von Menschen mich gesondert,
Und die kindliche Beschäftigung,
Auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten
Mir aufgetragen,
Und meine Seele diesem Feuer gleich
In ewger Klarheit zu Euch aufgezogen,
Daß ich so spät die schwehren Thaten
Erfahren soll?
O sag mir vom Unglücklichen!
Sag von Oresten.

Orest.

Es wär ihm wohl
Wann man von seinem Tod auch sagen könnte!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut

Der Mutter Geist
Und ruft den alten Töchtern der Nacht,
Die auf den Mord der Blutsverwandten
Die hergebrachten Rechte
Wie ein hungrig Heer von Geyern rastlos verfolgen.
Sie ruft sie auf.
Und die alten Schröcknisse
Der Zweifel und die Reu und die zu spät
Sich ewig in sich selbst verzehrende
Und nährende Betrachtung und Ueberlegung
Der That, die schon gethan ist,
Steigen wie ein Dampf vom Acheron
Vor ihnen auf,
Und nun berechtigt zum Verderben treten sie
Den schönen Boden der Gottbesäten Erde,
Wovon sie längst hinweggebannt sind.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben keine Rast als wieder neu zu schröcken.

Iphigenie.

Unseeliger! Du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was Er, der arme Flüchtling leidet.

Orest.

Was sagst Du mir? Was wähnst Du gleichen Fall?

Iphigenie.

Den Brudermord, der Dich auch Schuld'gen drückt,
Vertraute mir Dein jüngster. (Pylades)

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß Du, grosse Seele,
Betrogen wirst,
Ein lügenhaft Gewebe mag mistrauisch
Ein Fremder dem Andern zur Falle
Vor die Füße knüpfen!
Zwischen uns sey Wahrheit!
Ich bin Orest!
Und dieses schuld'ge Haupt senkt nach der Grube sich
Und sucht den Tod.
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer Du auch seyst,

So wünsch ich Dir Errettung
Und meinem Freunde — Nicht mir!
Du scheinst hier ungern zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht!
Und laßt mich hier! Laßt meinen
Vor dem Altar der Göttin entseelten Körper
Vom Fels in's Meer gestürzt,
Mein drüber rauchend Blut
Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen. —
Und geht, daheim im schönen Griechenland
Ein neues Leben glücklich anzufangen.

Iphigenie.

Deinen Rath ewig zu verehren
Tochter Latos!
Wär mir ein Gesetz —
Dir mein Schicksal ganz zu vertrauen . . . .
Aber solche Hoffnung hatt' ich nicht auf Dich,
Noch auf Deinen weitregierenden Vater!
Soll der Mensch die Götter wohl bitten?
Sein kühnster Wunsch reicht
Der Gnade, der schönsten Tochter Jovis
Nicht an die Kniee,
Wann sie mit Seegen die Hand gefüllt
Von den Unsterblichen
Freywillig herabkommt . . .
Wie man den König an seinen Geschenken erkennt,
Denn er ist reich vor Tausenden —
So erkennt man die Götter
An lang bereiteten, lang aufgesparten Gaben,
Denn ihre Weisheit sieht allein die Zukunft
Die jedes Abends gestirnte Hülle
Den Menschen zudeckt.
Sie hören gelassen das Flehn,
Das um Beschleunigung kindlich bittet,
Aber unreif bricht eine Gottheit
Nie der Erfüllung goldne Früchte;
Und wehe dem Menschen,
Der ungeduldig sie ertruzend

An dem sauren Genuß sich den Tod ißt!
Aus dem Blute Hyazinth's
Sproßte die schönste Blume!
Die Schwestern Phaeton's
Weinten lieblichen Balsam —
Und mir steigt aus der Aeltern Blut
Ein Reis der Errettung,
Das zum schattenreichen Baume
Knospen und Wuchs hat . . .
Was es auch sey . .
Laßt mir dieses Glück nicht,
Wie das Gespenst eines geschiednen Geliebten
Eitel vorübergehn!

Orest.

Wenn Du die Götter anrufst
Für Dich und Pylades,
So nenne mich nicht!
Sey gegen die Gesellschaft des Verbrechers
Auf Deiner Huth —
Dem Bösen ist's kein Vortheil
Und dem guten Schade.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an Deines festgebunden!

Orest

Mit nichten!
Laß allein mich zu den Todten gehn!
Verhüllest Du in Deinen heilgen Schleyer
Den Schuldigen —
Du birgst mich nicht vor'm Blick der Furien,
Und Deine heilige Gesellschaft
Hält sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
In diesen heiligen, gewey hten Hayn
Wagt ihr verfluchter Fuß sich nicht.
Doch hör' ich unter der Erde hie und da
Ein gräßliches Gelächter;
Wie Wölfe um den Baum,
Auf den ein Reisender sich rettete,
Harren sie nur hungriger —

Sie horchen auf den ersten Tritt,
Der dieses Ufers ungeweyhten Boden
Berührt, sie steigen,
Den Staub von ihren Häuptern schüttelnd auf,
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst Du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.

Spar es für einen, dem die Götter freundlich sind.

Iphigenie.

Sie gaben Dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.

Den gelben, matten Schein des Todtenflusses
Seh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie.

Hast Du nur eine Schwester,
Die Elektra heißt?

Orest.

Die Eine kannt' ich. Eine andre nahm
Ein gut Geschick
Bey Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß die Fragen!
Und geselle Dich nicht auch zu den Erinnen!
Sie blasen ewig mir die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrand
In mir still verglimmen.
Soll die Glut dann ewig angefacht
Genährt mit Höllenschwefel
Mir auf der Seele brennen?

Iphigenie.

Süßes Rauchwerk bring ich drauf.
O laß den Hauch der Liebe
Nicht unwillkommen Dir den Busen treffen!
Orest, mein Theurer!
Hat das Geleit der Schreckensgötter
So jede Ader in dir aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone

Versteinert sich ein Zauber
Dir durch die Glieder?
Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab;
O sollte einer reinen Schwester Wort
Hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! Es ruft!
So willst Du mein Verderben?
Hat eine Rache-Gottheit sich in Dich verkleidet?
Wer bist Du?
Daß Du mit entsetzlicher Stimme
Mein Innerstes in seinen Tiefen wendest?

Iphigenie.

Es zeigt sich Dir im tiefen Herzen an!
Orest!
Ich bin's!
Sieh' Iphigenie!
Ich lebe!

Orest.

Du?

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! laß! Ich rathe Dir's!
O rühre mich nicht an!
Wie Creusa's Brautkleid zündet
Ein unauslöschlich Feuer
Sich von mir fort!
Laß mich!
Wie Herkul will ich Unwürdiger sterben
Am Tod voll Schmach!
In mich verschloßen sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn!
O höre mich! O sieh mich an!
Wie mir es ist —
Nach einer langen Reihe von Jahren

Zum erstenmal dem Liebsten auf der Welt
Das Haupt zu küssen . . . . . .
Und meine Arme, die den Winden nur
So lange sehnend ausgebreitet waren,
Um Dich zu schließen!
O lasse mich!
Denn es quillt heller nicht von dem Parnaß
Die ew'ge Quelle sprudelnd so von Fels zu Fels
In's goldne Thal hinab,
Wie Freude, mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein seelig Meer mich rings umfängt!
Orest — mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymfe! Ich traue Dir nicht! . . .
Spotte nicht des Unglückseeligen!
Und wende Deine Liebe irgend einem Gott zu!
Diana rächt ein Vergehen hart!
Wie sie der Männer Liebkosen verachtet,
Fordert sie strenge Nymfen,
Und viele Helden haben ihre Rache schwer gefühlt!
Wenn Du gefällig bist, so rette meinen Freund,
Der mit mir irrt!
Auf jenem Pfade such ihn auf!
Weis' ihn zurecht und schone meiner!

Iphigenie.

Fasse Dich, Orest!
Erkenne mich!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene strafbare Lust!
O nehmt, Ihr Götter, nehmt
Den Wahn ihm von dem starren Aug'!
Und macht uns nicht im Augenblick
Des höchsten Glückes elend!
Die längstverlorne Iphigenie ist hier!
Sie ward in Aulis nicht geopfert!
Der Göttin Gnadenhand hat mich hieher gerettet.
Und Du — Gefangner! Verurtheilter!

Sieh!
Die Priesterin ist Deine Schwester!

Orest.

Unseelige!
So mag die Sonne dann
Die letzte Greuel
Von Tantal's Enkeln sehen!
Wär nur Elektra hier!
Damit nicht irgend sie zu einem grausamen Schicksal
Aufbewahrt bleibe!
Gut, Priesterin!
Ich folg Dir zum Altar!
Der Brudermord ist hergebracht in unserm Stamm!
Und Götter!
Nehmt Dank!
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt!
Und laß Dir rathen:
Habe nicht den Tag zu lieb,
Noch die fröhlichen Sterne —
Und folge mir in Proserpinen's Reich hinab!
Verderblicher, als das Gewürm,
Das aus dem siedenden Schwefelschlamm sich zeugt,
Ist, was von uns entspringt.
O komm, komm kinderlos
Und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich voll Erbarmen an!
Laß ab! laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Clytemnestra
Auch einen Weg nach ihres Sohnes Herzen!
Allein — Sie fiel!
Tritt auf, unwilliger Geist!
In Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien!
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bey!
Es ist das Letzte und das Gräßlichste!
Bisher vergossen wir das Blut
Aus Haß und Rache!
Nun wird die Schwesterliebe

Zu dieser That gezwungen . . .
Weine nicht!
Lebe wohl!
Seit meinen ersten Jahren hab ich nichts geliebt!
Wie ich Dich lieben konnte, Schwester!
Doch — Ich bin reif!
Ja! heb das Messer hoch!
Und reiß den Busen auf,
Und öffne diesen Strömen, die hier sieden,
Den Weg! (Sinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen
Dieß Glück und Elend
Vermag ich nicht!
Wo find' ich Pylades? Dich theuren Mann? (ab.)

3.

Zweite Scene des dritten Akts.

Orest allein (wie erwachend).

Noch Einen — reiche mir
Aus Lethes Fluten — —
Den letzten Becher!
Bald ist der böse Kampf des Lebens
Aus meinem Busen weggespühlt!
Bald fließt mein Geist — wie in die Quelle des Vergessens
Selbst verwandelt,
Zu Euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel!
Wie ist's so still!
Willkommen ist die Ruh dem Umgetriebnen!
Sie kommen schon den neuen Gast zu sehn . . . .
Wer ist die Schaar?
Sie gehen friedlich mit einander . .
Alte und Junge
Und Männer mit den Weibern!
Sie sind es, meine Ahnherrn!
Sie sind's!
Mit Thyesten geht Atreus und die Knaben schlüpfen

Vermischt um sie herum . . . .
Ist keine Feindschaft mehr unter Euch?
Ist alle Feindschaft mit dem Licht der Sonne
Vor Euch verloschen?
So bin auch ich willkommen!
So darf auch ich
In Euern feyerlichen Zug mich mischen.
Willkommen Väter!
Euch grüßt Orest!
Von Eurem Stamm der letzte Mann!
Was Ihr gesät, hat Er geerndet!
Mit Fluch beladen stieg Er herab!
Doch leichter wird hier jede Bürde,
Nehmt Ihr ihn auf in Euren Kreis . . .
Dich, Atreus, ehr' ich —
Und dich Thyesten!
Wir sind hier alle der Feindschaft los . . .
Zeigt mir den Vater,
Den ich nur einmal im Leben sah!
Bist Du's, mein Vater?
Und führest Du die Mutter
Vertraut mit Dir?
Darf Clytemnestra
Die Hand Dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten —
Und darf Ihr sagen:
Sieh Deinen Sohn!
Seht Euern Sohn! Heißt Ihn willkommen!
Auf Erden war in unserm Haus
Der Willkomm — Tod!
Und das Geschlecht des alten Tantals
Hat seine Freuden jenseits der Nacht!
Willkomm! willkomm!
O schließt mich um und führt zum Alten
Zum Anherrn mich!
Wo ist der Alte, daß ich ihn sehe?
Das theure Haupt,
Das mit den Göttern zu Rathe saß?

Ihr scheint zu zaudern?
Wollt Ihr dem Enkel die Schmerzen sparen?
Sollt er nicht sehn des Ahnherrn Quaal?
Durch übermächt'ge Götter
Die Heldenbrust mit ehrnen Ketten
Fest aufgeschmiedet.

---

2. Goethe's Werke.

Neueste vermehrte Ausgabe, in zwei Bänden. Mit Stahlstichen.

Dem Deutschen Volke kann wohl nichts Erfreulicheres sich ereignen, als wenn der kostbarste Schatz desselben, der in sich schon unversieglich währt und belebend umläuft, auch wirklich noch vermehrt wird, wenn Goethe's Werke, welche das eigenste und zugleich universalste Erbtheil seines Volkes sind, aus seinem Nachlasse noch bedeutend bereichert hervorgehen. Solches geschieht nun abermals in dieser neuesten Ausgabe derselben, die in zwei Bänden alle seine eigenen Werke enthält, mit Ausschluß der streng wissenschaftlichen; für welche letzten, so wie für die Uebersetzungen und Briefe, noch ein Band nöthig ist, so daß drei Bände in würdiger Gestalt, uns den ganzen unerschöpflichen Reichthum leichter überschauen und stets bei der Hand haben lassen. Man erstaunt freudig über die allseitige lebendige Fülle schon bei dem Ueberblicke des vorliegenden ersten Bandes, welcher die sämmtlichen lyrischen, epischen und dramatischen Gedichte, nebst einigen dazu gehörigen Aufsätzen, umfaßt. Es bedarf keiner Hinweisung auf die allbekannten Gebilde darin, und wir heben hier nur die bedeutendsten neuen Erscheinungen hervor, für deren Mittheilung wir den berufenen Herausgebern, Riemer und Eckermann, den besten Dank zu sagen haben.

Goethe's Lieder, welche mit Reichardt's und Zelter's Sangweisen noch immer diejenigen sind und bleiben, die vor allen gesellig gesungen werden, eben weil sie aus der höchsten und heitersten Geselligkeit entsprungen sind — gewinnen hier unter anderen den humoristischen „Bruder Liederlich", die „Erinnerung zweier Liebenden an die schöne Zeit, wo sie sich an einander irrten", und das historische Volkslied „Tilly's Eroberung von Magdeburg." Eine Kantate feiert bedeutsam das Andenken „des frohsten Mannes des Jahrhunderts", des Fürsten von Ligne: die darin (1815) wiederholte Klage

„Nein, es bleibt kein Trost dem Tage, der dem Vater nahm den Sohn!" war für den Dichter selber weissagend, dem Zelter leider solchen Trost (1830) erwiedern mußte. Aus frühester Zeit sind die „drei Oden an Behrisch" (1767), als Goethe noch zu Leipzig studirte, in Klopstock's antiken Maaßen, und schildern Leipzig nicht so günstig, als die Frankfurter Reim-Epistel (1768) „an Mademoiselle Oeser." Den stärksten Zuwachs erhalten die spruchartigen Gedichte, Gleichnisse rc., worin Goethe auf echt Deutsche Weise vor Allen so mächtig ist, daß die meisten sogleich in den reichen Schatz unserer alten Sprichwörter übergehen können und werden, so wie sie zum Theil daraus, nur mit neuem Gehalt, umgeprägt sind.

Nicht minder gewinnen die Epigramme und Xenien, sowohl die wilden als die zahmen; und eine ganz neue Abtheilung sind die Invectiven, welche namentlich gegen Kotzebue, Böttiger, Müllner, Pustkuchen, und andere Erscheinungen dieses Gelichters unbarmherzig losziehen. Es scheint, daß der „infernalische Sack", worin Goethe dergleichen Citate unsauberer Geister verschlossen hielt, und von welchem er selber (zu Falk) nur mit Grauen sprach, sich nach seinem Tode aufgethan, so weit er jene Abgeschiedenen betrifft; einige noch Lebende laufen schon mitunter, und noch manche Andere dürften darin ihr Todtengericht vorfinden. Daß die Politica nicht leer ausgehen, versteht sich: der unfähige Liberalismus und die machtlose Macht erhalten derbe Lectionen; Goethe zeigt auch in diesen Gedichten den rechten Weg, wie die Tagesgeschichte für die Poesie tauglich ist, soll diese nicht von ihr verschlungen und aufgezehrt werden. Meist aus mancherlei Sprüchen und Kernworten besteht auch die Erweiterung des west-östlichen Divans. — Die Gedichte „Religion und Kirche" überschrieben, sind fast alle neu, und höchst wichtig als Zeugnis und baares Bekenntnis wahrhaft frommer Gesinnung und Christlichen Glaubens, dem die Ironie und Entrüstung des Dichters gegen unziemliche Anmuthung in dieser Hinsicht, so wie gegen das finstere Pfaffenthum (auch in der Wissenschaft) nicht Eintrag thun kann. Sehr merkwürdig ist hier eins der ältesten Gedichte Goethe's, „die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen 1765," also noch in Leipzig, wo Gellert damals so segensreiche Vorlesungen hielt. Bedeutender jedoch ist der „erste Fetzen" des ewigen Juden, eines erzählenden Gedichts, worin Goethe, auf Grundlage des Volksbuches, noch vor dem Faust, eine

große Darstellung des Christenthums und der Kirche begann (1769), die ihn noch in Italien (1786) beschäftigte, aber es scheint, daß er durch den noch umfassenderen Entwurf der auch nicht vollendeten Geheimnisse (1785), an der Ausführung gehemmt wurde; was diese gewaltigen Bruchstücke, die wohl noch nicht sämmtlich mittheilbar waren, höchlich bedauern lassen. Dasselbe gilt auch von Hans Wurst's Hochzeit (1774), derbe Stücke eines Fastnachtspiels, wie der gleichzeitige Pater Brei, nur noch unumwundener. — In ganz anderem Tone sind die hier vermehrten Vorarbeiten zu der idyllischen Tragödie Nausikaa, welche in Sicilien (1787) entstand, neben der Umarbeitung der Iphigenia in Tauris und dem erhabenen Entwurf einer Iphigenia in Delphi. — Die ungleichen Hausgenossen, Singspiel, dessen erster, vierter und fünfter Aufzug meist ausgearbeitet sind (1789) und schöne sangbare Lieder enthalten, treffen in die Zeit, wo das, was Goethe für die dramatische Musik wünschte, durch Mozart erfüllt wurde, zu dessen Zauberflöte Goethe sogar einen zweiten Theil dichtete. Ein Zusammenwirken dieser beiden großen Dichter- und Tonmächte müßte ein Schauspiel für Götter gewesen seyn. — Die Wette, 1812 in Teplitz gedichtet, ist ein meisterlich vollendetes kleines Lustspiel, welches nun nicht länger von der Bühne bleiben sollte. — Die Bruchstücke einer namenlosen Tragödie, um 1810, sind sichtlich veranlaßt durch Calderone, dessen standhafter Prinz damals über die Weimarer Bühne ging; dazu stimmt nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt, dem der Widerstreit des Heidenthums und Christenthums, es scheint zur Zeit der Sachsen-Bekehrung, zum Grunde liegt. Zur Fortsetzung der Pandora wird der bedeutsame Entwurf mitgetheilt und läßt erst recht den Umfang und die Tiefe dieser Dichtung ermessen. Am meisten zu bedauern ist jedoch, zumal nach dem nun auch vorliegenden Entwurfe zur Fortsetzung der natürlichen Tochter, daß diese, bekanntlich auf den Denkwürdigkeiten der Prinzessin Stephanie von Bourbon-Conti beruhende Tragödie nicht zu der beabsichtigten Trilogie gediehen ist. Der vorhandene erste Theil schon vertritt die höchste Vollendung der neuen dramatischen Kunst, nicht bloß in der Darstellung, sondern auch durch den Inhalt, welcher eine ungeheure gleichzeitige Weltbewegung und Umwälzung auf die ergreifendste und zugleich würdigste Weise vor Augen und ins tiefste Gemüth führt, so daß man zuvor keine Ahnung von der

Möglichkeit eines solchen Werkes hatte. Wenn die verhängnisvolle Halsband-Geschichte im Groß-Kophta ein, wie Goethe selber sagt, im Stoffe vergriffenes Vorspiel des hereinbrechenden großen Unheils ist, so würde die hohe, aus der Erniedrigung wiedergeborene Eugenie, auch im Untergange, wie einst die Jungfrau von Orleans, die Befreiung von der Tyrannei der Masse und die Herstellung des im untersten Grunde erschütterten Vaterlandes und Welttheiles verkündigt haben. — Das Größte aber, der Goethe des Goethe, Anfang und Ende (1769 bis 1831 sechzig Jahre!), bleibt immer der Faust, und wie die Vollendung dieses Weltgedichtes das reichste Vermächtnis des Deutschen Volkes, so ist auch jeder davon abgesprungene Funke das köstlichste Ueberbleibsel. Unter diesen „Paralipomena zu Faust" begegnen freilich solche Stellen, Derbheiten, Invectiven rc., die, auch erst jenem infernalischen Schlauche entfahrend, manche Leser erschrecken werden, und einige Auftritte auf dem Blocksberge sind das Kolossalste, was in dieser Art vorkömmt: aber alles ist auch hier nur nach seinem eigenen Maaße zu messen, und es stehen ebenso daneben die herrlichsten und erhebendsten Dinge, so je in Deutscher Zunge gesagt worden, und es ertönt hier jene zumal in den älteren Theilen des Faust waltende mächtige Rede, die schon durch den bloßen Klang der Sprache in der tiefsten Seele wiederklingt und unauslöschlich haftet. Man höre:

Warum man sich doch ängstlich müht und plackt,
Das ist gewöhnlich abgeschmackt,
Zum Beispiel unser täglich Brod,
Das ist nun eben nicht das feinste,
Auch ist nichts abgeschmackter als der Tod,
Und gerade der ist das Gemeinste. —

Mephistopheles höhnt den Faust:

Geh' hin, versuche nur dein Glück!
Und hast du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück,
Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Ixion von der Wolke,
Mit Königen vom Ansehn der Person,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Faust aber erwidert:

Auch diesmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth, mit der du gern zerstörtest,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Gesicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörtest:
Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget schöne Thaten;
Der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr,
Und läßt sich gern im Ernste rathen.
Mit dieser Aussicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Wie den Faust diese edle Zuversicht, trotz aller Irren und Wirren, nicht betrog, lehrt sein glorreiches seliges Ende.

---

3. Goethe's Denkmal.

Eine Zeitungsnachricht: in der Werkstätte des Bildhauers Marchesi zu Mailand sehe man, neben den riesengroßen Standbildern Volta's und Beccaria's, auch das mehr als lebensgroße Modell zu dem Marmorbilde Goethe's, welches seine Vaterstadt Frankfurt bestellt habe, — erregt mancherlei Bedenken. Die Kunst ist freilich etwas Allgemeines und Gemeingut aller Gebildeten, aber jedes Land hat doch immer auch, und mit Recht, seine eigenthümliche Kunst oder sollte sie haben. Es kömmt allerdings vor, daß rohe Völker sich ihre Götter von gebildeten Nachbaren machen ließen und sie unbedenklich als ihre Götzen anbeteten; seit der Christlichen Zeit jedoch hat jedes Volk, bei dem diese Religion die Kunst begeisterte, die überlieferten heiligen Urbilder der göttlichen Personen auf eigenthümliche Weise sich angeeignet und belebt, als Familienbild im höchsten und nächsten Sinne, und die Heiligen der einzelnen Länder und Oerter gehörten diesen natürlich auch in ihrer Gestaltung völlig an. In unseren Tagen scheinen nun, neben den von jeher durch Bildnisse gefeierten Fürsten und Helden, auch die sonst in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst großen Männer die Stelle der Ortsheiligen und Schutzgötter einzunehmen, und jeder durch einen solchen Mann beglückte Ort will jetzo sein Bildnis aufstellen; ja

manche streiten sich darum, z. B. Stuttgart und Marbach um Schiller, wie einst die Griechischen Städte um Homer, und wie man sich im Deutschen Mittelalter die Rolandsbilder wohl wirklich entführte. So erfreulich solches in vieler Hinsicht, so gedeihlich es gewis für die Kunst ist, so bleibt diese ganze Angelegenheit doch vorzugsweise immer eine heimatliche und kann und wird nur im Vaterlande selber wahrhaft vaterländisch in Sinn und That ausgeführt werden. Wer wird nicht unserem Schlüterschen Reiterbilde des großen Kurfürsten vor den ähnlichen, von Fremdlingen ausgeführten Werken daheim, wie im Auslande, den Preis geben? Obschon damit nicht gesagt ist, daß nicht auch heimischen Händen ähnliches Bildwerk verunglückte. Und ebenso dürfen wir, der Standbilder des Kriegsfürsten Blücher und anderer Befreiungshelden zu geschweigen, auf unsere ehernen Standbilder des Glaubenshelden Luther, des Waisenvaters Franke, des Edelbürgers Möser, des Kunstheiligen Dürer, getrost als auf das Neueste und Vollkommenste dieser Deutschen Art und Kunst, hinweisen. Von Thorwaldsens schrifterfindendem Guttenberg und tiefsinnendem Schiller müssen wir schon zum Voraus, wie nach Berichten, ebenfalls die höchste Vorstellung haben, und dieses Haupt der neuen Bildkunst zählen wir mit Recht zu den Unseren, wie unsere Kunstgenossen ihm in allewege am nächsten zusagen, mit ihm leben und am meisten von ihm lernen. Ganz anders steht es dagegen mit dem Mailändischen Bildhauer und Goethe. Wir wollen dem Marchesi seinen Ruhm nicht bestreiten, und daß sein Modell Goethe's, „dessen Gesichtszüge sehr gut getroffen, volle Bewunderung verdiene;" aber so viel ist doch wohl außer Frage, daß unserm grösten Dichter und Zeitgenossen, von dem es mit Wahrheit heißt (in dem bekannten Sonett von W. v. Schlegel): „göttlich von Antlitz, von Gestalt, Gemüthe", und der auch für die bildende Kunst selber sein langes Leben lang so liebekräftig gewirkt hat, — daß Ihm vor Allen auch gebührt, von den Händen der grösten Künstler seiner Zeit, die ihn kannten, von Angesicht zu Angesicht, mit ihm lebten und ihn liebten und verehrten, zum ewigen Denkbilde für die Nachkommen hingestellt zu werden. Und daß diese Künstlerhände auch nur seinem Vaterlande angehören, kann eben so wenig zweifelhaft sein. Wie nun die Pfleger des in Rede stehenden Stadtbildes sich die Tramontana jenseit der Alpen gesucht haben, ist schwer einzusehen; man wird aber da-

bei an den bekannten Spruch Goethe's erinnert, wodurch er ein Denkmal noch bei seinem Leben ablehnte: „Ja, wer Euch nicht kennte! Euch, nicht ihm, setzt Ihr Monumente.“ Die speculativen Unternehmer sollen nämlich Rangstreit über die Folge ihrer Namen auf diesem Denkmale geführt haben. Einer früheren Nachricht zufolge, hat Marchesi's Goethe ein Büchlein und einen Griffel in der Hand und denkt nach; was auf der Tafel steht oder stehen soll, verlautet nicht. — Ich meine, überall darf Goethe nicht stehen; er, als das Haupt und der Vater dieser neuen Schutzgötter, gehört würdigerweise auf einen Stuhl oder Thron. Wir gedenken von einer früheren hiesigen Kunstausstellung eines kleinen Modells, wo der damals noch in ewiger Jugend lebende Alte so recht behaglich und würdig auf einen Sessel hingelehnt saß; von derselben Meisterhand, die uns das lebensgroße Brustbild, und das kleine Standbild Goethe's, als ein trauliches Hausbild, so lebenswarm hingestellt hat. Und in vielen Abdrücken verbreitet, mit einem zu seinem Denkmale bestimmten geistvollen Buche, ist der Umriß eines Bildes, dessen Anblick, im kleinen plastischen Modelle, dem hohen Alten selber noch ein freudiges Lachen entlockte, und welches in den Haupt- und Grundzügen gewis das Wahre und Schöne trifft, und zwar auch an einen Ueber-Alpischen, von der Brenta herkommenden Namen sich knüpft, aber mit echt vaterländischem Sinn und Geschick entworfen ist.

v. d. Hagen.

XIX.

Jahresberichte über die Arbeiten der Gesellschaft

und

Uebersicht der wichtigsten neuen Werke Deutscher Sprach- und Alterthumskunde,

in den Jahren 1836 bis 1839.

1836.

I.

In der öffentlichen Vierteljahrsversammlung am 21. April las Dr. K. Lehmann über die Slavischen Ortsnamen im nordöstlichen Deutschland; Dr. Kugler über Albrecht Dürer, mit Vorlegung der vorzüglicheren Holzschnitte und Randzeichnungen in Steindruck; Dir. Zeune hielt einen Vortrag über die naturgeschichtliche Entwickelung der Sprachen. In den beiden vorangegangenen Monatsversammlungen las Regierungsrath Graff über die sogenannte schwache Declination der Deutschen Sprache. Der zeitige Ordner Prof. v. d. Hagen berichtete über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Deutschen Sprach- und Alterthumskunde und legte sie zur Ansicht vor.

I. Gesellschaftsschriften: Fortsetzung des von Aufsessischen Anzeigers für Kunde der teutschen Vorzeit durch Mone 1835, 3 und 4tes Vierteljahrsheft; enthält vornämlich auch Auszüge und Abdrücke Altfranzösischer und Altniederländischer Stücke (Garin — Maerlants Alexander, Karl und Elegast, Nibelungen), neben Altdeutschen (Pilatus, auch in Lateinischen Versen), Volksliedern und

örtlichen Sagen. Auch zum Reinhard Fuchs ist abermals die Ausbeute von drei neu entdeckten Lateinischen Handschriften mitgetheilt.

II. Erste Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungen Altdeutscher Denkmale.

1) Theuerdank, herausgegeben von Dr. K. Haltaus (Quedlinburg und Leipzig 1836), als zweiter Band der Bibliothek der gesammten Deutschen National-Litteratur: genaue Wiederholung der prächtigen ersten Ausgabe, Nürnberg 1517, mit den (nur orthographischen) Abweichungen der zweiten, Augsburg 1519. Die gründliche und umsichtige Einleitung ermittelt durch vier Wiener Handschriften, daß die Grundlage des Gedichts, so wie die Entwürfe zu den Bildern, vom Helden desselben, dem letzten ritterlichen Kaiser Maximilian selber herrühren, und jenes nur von dem Propst Melchior Pfinzing weiter ausgeführt worden, wie diese von den Zeichnern und Holzschneidern. Auch wird durch innere Gründe, wie durch das gleichzeitige Zeugnis Neudörfer's bewährt, daß dieses bewundernswürdige Werk nicht durchaus der Holzschneidekunst, sondern auch der Buchdruckerkunst angehört, indem des Kaisers Geheimschreiber Vinc. Rockner die Buchstaben dazu entwarf, welche der Kaiser eigenhändig belobte, und darnach Schönsperger druckte. Sechs Abbildungen geben von den Handschriften, Druck und Bildern getreue Anschauung.

2) Parcival, Rittergedicht von Wolfram v. Eschenbach, aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmal übersetzt von San-Marte (Magdeburg 1836), ist wohlgelungene Ausführung des schon 1833 ausgestellten Versuches: Erneuerung des herrlichen, sinnschweren alten Gedichtes, durch völlig freie Bearbeitung auch hinsichtlich der Form, welche sich hier den vierfüßigen Reimpaaren des Theuerdank annähert, aber auch hüpfende Füße, wie der sogenannte Knittelvers, und überschlagende Reime zuläßt, und so allerdings sich zeitgemäß lebhafter bewegt. Die ganze Darstellung bekundet dichterischen Sinn und Gewandtheit, so wie treufleißiges Eindringen in das schwierige alte Werk, welches auch durch die geschichtliche Einleitung, Anmerkungen und Stammtafeln dem heutigen Leser willkommen näher gebracht und hoffentlich der lebendigen Wirkung nicht ermangeln wird. Jedenfalls ist die Erscheinung auch der übrigen Werke Eschenbachs in dieser Gestalt zu wünschen, wie der Parcival sich hier als erster Band von Eschenbachs „Leben und Dichten“ an-

kündigt. Die Mußestunden vom anderweitigen Berufe des Verfassers (Regierungsrath A. Schulz in Magdeburg) sind damit gewiß sehr würdig beschäftigt. Zugleich ist dieses Buch ein glänzend ausgestattetes Druckwerk (der Hänelschen Hofbuchdruckerei in Magdeburg), und erinnert in aller Hinsicht erfreulich an die neueste Prachtausgabe der Nibelungen in der Bearbeitung des Hauptmanns v. Rebenstock.

3) G. G. Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, 2r Theil (Leipz. 1836): geht vom Verfalle der Ritter- und Hofpoesie durch die Prosa und den Meistergesang bis zur Volksdichtung in der Reformationszeit und deren Weiterbildung bis auf Hans Sachs. Der Verfasser ist hier sichtlich mehr in seinem Felde, als beim ersten Theile; an der Darstellung ist nur noch die häufige Vergleichung nach allen Seiten hin, vornämlich mit der klassischen Poesie, als störend, überhaupt ein gewisser verwickelter unklarer Ausdruck zu bemerken; auch müßte ein Werk, welches „aus Einem Gusse" sein will, (1, 284), nicht so viel construiren, noch weniger Anmerkungen in dem Text machen, und sich immer von neuem über sein Verfahren entschuldigen.

4) Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen Heldensage von F. J. Mone (Quedlinburg und Leipzig 1836), zugleich der erste Band der obgedachten Bibliothek der gesammten Deutschen National-Literatur: Fortsetzung und Aufnahme der früheren Arbeiten des Verfassers, in der Einleitung zu den Nibelungen (1818), in den Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache (1830), im Anzeiger u. a.; diesmal, reichhaltige urkundliche Nachweisung der Völker- und Länder- und Heldennamen, mit Zeugnissen über die Sagen selber; über Abfassung der Nibelungen durch den Kölner, nicht Passauer, Bischof Pilgrin (1021—36); Kritik der Edda-Lieder von den Nibelungen und des Angelsächsischen Heldengedichts Beowulf; endlich, aus der inneren Geschichte der Heldensage, über die Zwergsage von Ages und dem Nibelungen-Hort. Als Anhang, weitläuftiger Auszug des Altfranzösischen von P. Paris 1833 herausgegebenen Gedichts, Werin (Garin) von Lothringen, nach einer Brüsseler Handschrift: der Verfasser erkennt darin dieselbe epische Grundlage, wie in den Nibelungen. Man wird auch hier anstehen, ihm zu folgen; wie denn dieses Buch überhaupt, neben sinnreichen Zusammenstellungen, viel Un-

sicheres und Gewagtes enthält. So darf man sich nicht wundern, selbst den Napoleon für einen nur verwälschten Nibelungen erklärt zu sehen; dessen bekannte anderweitige Deutung (Berglöwe) sich mit dem ebenfalls durch Nibelung erklärten Königsnamen des Löwen **Noblons**, Nobel, begegnen würde.

5) Deutsche Mythologie von J. Grimm (Göttingen 1835): ganz nach Art der Deutschen Rechtsalterthümer desselben Verfassers, vornämlich eine wohlgeordnete und verbundene überreiche Stellensammlung; sehr vollständig zumal über den mancherlei Aberglauben, worauf die Sammlung ursprünglich angelegt war; natürlich noch mehr von Etymologie durchdrungen, als die weniger verdunkelten Rechtsalterthümer: sie dient so zur ältern urkundlichen Bewährung der gegenseitig sie erläuternden und ergänzenden Nordischen Mythologie; welche hier nur angewandt, nicht auch in ihrem Zusammenhange dargestellt ist. Die Weise wie in der Vorrede über Vorgänger, zumal verstorbene, abgeurthelt wird, ist nicht würdig.

6) Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Ein Versuch von Caspar Poggel, Lehrer am Gymnasium zu Recklingshausen (Hamm 1835): gründet sich auf eine frühere Schrift desselben Verfassers „über das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache" (Münster 1833), ist sehr ansprechend ausgeführt, auf dem richtigen Wege der einfachen Wahrnehmung, und weiset den glücklich dazu erwählten Dichter auch von dieser bisher fast unbeachteten Seite als unsern größten.

7) August Kahlert **de homoeoteleuti natura** (Breslau 1836) nimmt denselben Gegenstand, mit Benutzung der obigen Schrift, allgemeiner auf, und empfiehlt den Verfasser wohl zu dem Lehramte, zu dessen Erwerbung diese Abhandlung bestimmt ist.

8) Ansichten der wichtigsten Städte Deutschlands, ihre wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmale alter und neuer Zeit, von L., J. und G. Lange (Darmstadt 1836. 4), Heft 8 und 12, enthält München I. und Landshut, in gleicher, ja zunehmender Trefflichkeit.

9) M. Saint-Marc Girardin **Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne** (Paris 1835): die Frucht zweier durch das Franz. Ministerium veranlaßten Reisen des gelehrten und beredten Verfassers im nördlichen und südlichen Deutschland, besonders

zur Erforschung der Unterrichtsanstalten, worüber er auch einen umständlichen Bericht kürzlich herausgegeben hat. Hier liefert er Reiseansichten, wissenschaftliche Betrachtungen, und Bearbeitungen einzelner Deutscher Stoffe; und alles bekundet die Neigung und den Ernst, womit er unsere Sprache und Litteratur auffaßte, und seinen Landsleuten vorführte. Den Beschluß macht der Anfang einer Uebertragung der Nibelungen in Prosa.

III. Wörterbücher und Sprachlehren. Von Graffs Althochdeutschem Sprachschatz ist mit der 6ten Lieferung der erste Band glücklich beschlossen. Sonderbar haben bisher die kritischen Schöppenstühle außerhalb Berlin darüber geschwiegen, es scheint in dem Sinne, wonach man Schätze stillschweigend heben soll. — Auch lag der mit dem 4ten Hefte beschlossene erste Jahrgang dieses Jahrbuches der Gesellschaft vor.

II.

Die öffentliche Sommerversammlung wurde auch dieses Jahr wieder an Goethe's Geburtstage gehalten. Der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen suchte in seinem Vortrage das Bild des großen Menschen und Dichters, vornämlich in patriotischer und politischer Beziehung aus seinen Werken und Worten zu vergegenwärtigen, und theilte ein ungedrucktes Gedicht desselben auf die Berliner „Freuden Werthers des Mannes" (1775) mit. Dr. Yrem las einen ungedruckten Brief vor, den Goethe im J. 1775 im Namen und Sinne Werthers geschrieben. Nach mancherlei wurde beim frohen Mahle von und aus dem gefeierten Dichter gesagt und gesungen, und die sehr zahlreiche Gesellschaft, welche diesmal auch wieder durch Frauen verschönt wurde, stimmte herzlich in das Lebehoch des „unsterblichen Vaterlands- und Welt-Dichters ein, der vor allen auch ein Freund und schöpferischer Dichter der Frauen ist."

In den vorhergehenden Monatsversammlungen las der zeitige Ordner über einige zweifelhafte oder falsch verstandene Sprachformen und Wortverbindungen. Rector Bormann las über das Leben und die Werke des Mystikers Heinrich Suso, eines Zeitgenossen Taulers, nebst Proben seiner Werke, aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek. Professor Zelle las einen Versuch zur Eintheilung der Litteratur.

III.

In der öffentlichen Herbstversammlung hielt Prof. Riedel

einen Vortrag über die Einführung der Kirchenverbesserung in Danzig, nach Urkunden, von welchen er die merkwürdigsten vorzeigte. Demnächst las Rector Bormann über einen bisher unbekannten Schriftsteller des 14ten Jahrh., den Mystiker Konrad von Weißenburg, nach einer Handschrift der Königl. Bibl. (German. II). Zugleich legte er die von derselben Bibliothek kürzlich erworbene zweite Ausgabe von Heinrich Suso's Schriften vor. Dir. Zeune theilte ein in Jena handschriftlich gefundenes satyrisches Gedicht mit, genannt „der Hörselberg (bei Eisenach), 1592 geschrieben durch Victorem Perillum." (Germ. II). Der unterschriebene zeitige Ordner las über die Indische Quelle von Goethe's Ballade „der Gott und die Bajadere" (Germ. II), und berichtete über die vorliegenden neuesten Erscheinungen in dem Bereiche der Gesellschaft. — In der nächsten Monatsversammlung las Dir. Diesterweg eine Beurtheilung der wissenschaftlichen Grammatik der Deutschen Sprache von Wahlert (Paderborn 1835); der Wissenschaft der Grammatik von Städler (Berlin 1835), und der vorläufigen Grundlegung zu einer Sprachphilosophie von Stern (Berlin 1835). Der zeitige Ordner übergab die, als Geschenk der Herausgeber für die Gesellschaft eingegangenen Werke: 1) von Prof. Berndt in Bonn „die doppelförmigen Zeitwörter der Deutschen Sprache (Aachen und Leipzig 1837). 2) Von Dr. Genthe in Eisleben: H. Ch. Fuchs Mückenkrieg (Eisleben 1833), und eine seltene alte musikalische Liedersammlung von Gregor Lange (Breslau 1592). 3) Von H. C. von Gabelentz und Dr. Löbe in Altenburg, den ersten Band ihrer trefflichen neuen Ausgabe des Ulfilas (Leipzig 1836). 4) Von J. F. Willems, Akademiker in Brüssel, die erste vollständige Ausgabe des Niederl. Reinaert de Vos (Gent 1836). Zugleich legte der Ordner die beiden ersten Hefte vom zweiten Bande des Jahrbuchs der Gesellschaft vor.

1837.

IV.

Die Gesellschaft feierte ihren Stiftungstag durch eine öffentliche Versammlung. Dr. Tropus las über die Anfänge der Deutschen Schaubühne und die Entwicklung ihrer hauptsächlichsten Darstellungsarten. Dr. Mayerhoff theilte eine neulich vom Dr. Kunstmann in einer Oberdeutschen Handschrift des 9ten Jahrhunderts

gefundene Althochdeutsche Eidesformel mit, und begleitete sie mit geschichtlichen und sprachlichen Bemerkungen. Der unterschriebene abtretende Ordner erstattete den Jahresbericht über die Geschichte, die Thätigkeit, den Haushalt und die Büchersammlung der Gesellschaft (die nunmehr 66 hiesige Mitglieder zählt), legte die eingegangenen Geschenke und die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Deutschen Sprach- und Alterthumskunde vor, und übergab das Ordneramt dem Dir. August, der es mit einer Rede über sein Verhältnis zu der Gesellschaft antrat. Ein frohes Mahl machte den Beschluß.

Die vorgelegten Geschenke waren: 1) neun von J. H. Halbertsma in Deventer gesandte Werke, welche meist von ihm und der Friesischen Gesellschaft für Geschichts-, Alterthums- und Sprachkunde herausgegeben sind, namentlich: die bisher ungedruckte Altfriesische Reimchronik, aus einer Handschrift des 15. Jahrh. (im Th. 2. ihrer Gesellschaftsschriften 4.); das Altfriesische Gesetzbuch, sammt den Willküren von Opstalbom, beides sehr vollständig ausgestattet von M. Hettema (Leuwarden 1834—35, 3 Bde.); Sammlung der Denkschriften bei Errichtung eines Denkmals für den Friesischen Dichter Japiks (d. i. Jacobsen, st. 1666), in Bolsward 1823, 2 Bde. (1824—27), Prosa und Verse, zum Theil in Friesischer Mundart; dabei noch bisher ungedruckte Werke dieses schon seltenen Dichters, und einige andere gleichzeitige Stücke, besonders aber die drei ersten Psalmen aus der Altniederdeutschen Psalmenübersetzung, die schon durch Lipsius Glossen daraus bekannt und von Unterschriebenem aus einer unvollständigen Abschrift des verstorbenen v. Diez herausgegeben ist (Breslau 1817, 4.): die Quelle dieser neuen, bei der Seltenheit solcher Denkmäler sehr schätzbaren Mittheilung ist nicht angegeben. Fünf andere kleinere Schriften (Deventer 1833—36) bieten meist poetische und prosäische Unterhaltungen in Friesischer Sprache; und der Oberysselsche Alterthums- und Geschichtskalender (Deventer 1836) enthält vornämlich ein Wörterbuch der Oberysselschen Mundart von Halbertsma. — 2) Von Dr. Zober in Stralsund: Namen und Wappen der Stadt Stralsund, sprachlich-geschichtlicher Versuch (1836). 3) Von Dr. Kahlert in Breslau: der Schlesische Dichter Heinrich Mühlpfort (1836). — Zugleich wurde von dem Jahrbuche der Gesellschaft oder „Germania“ das

dritte Stück des zweiten Bandes vom unterschriebenen Herausgeber vorgelegt.

Die anderweitig vorgelegten neuen Bücher sind:

I. Gesellschaftsschriften:

1) Mone's Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit 1836, Heft 1—2: über Deutsche Namen, Dichterwesen im Mittelalter, Erdkunde im M. A. mit Karten des 9—14. Jahrhunderts, Altdeutsche Glossen, Urkunden, Sagen und Gedichte, namentlich über den Tanhauser; Niederländische Mundarten, Romanische Dichtungen von Ogier, Amelius und Amicus, Wilhelm von Oranse, Salomon und Morolf.

2) Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, herausg. v. K. E. Försteman Bd. 2, H. 3. 4. und Bd. 3, H. 1. (1826): Brandenburgische, Merseburgische Urkunden; der erste auf Deutsch verfaßte Landfriede K. Friedrichs II. zu Mainz, 15. August 1235, aus der Dortmunder Urkunde von 1236, durch B. Thiersch: entschieden Niederdeutsch, und durch Hochdeutsche Ueberbleibsel und mancherlei Versehen auf Hochdeutsche Urschrift weisend; der Landfriede K. Albrechts II. 1438; alte Stadtgesetze von Nordhausen; die heidnische Verehrung des „guten Lubben" zu Schochwitz im Mansfeldischen, noch 1462, (laut Urkunde, mitgetheilt von Prof. Wiggert), höchst merkwürdig; Wolfram von Eschenbach, biographische Skizze von San-Marte (Schulz), auch besonders abgedruckt, und willkommene Ergänzung zu seiner lebhaften Erneuung der Werke Eschenbachs; Nachrichten von Ausgrabungen und mancherlei Alterthümern, und sehr vollständige Uebersicht der Thätigkeit der verschiedenen Deutschen Vereine.

3) Baltische Studien. Jahrg. 3, H. 2. (Stettin 1836): meist Nordische Sachen, als, Sneglu u. Halle, Skalde des 11ten Jahrg., Krönung des Dänenkönigs Christian ꝛc. Unter den vermischten Nachrichten ist merkwürdig das Schicksal des noch nicht wiedergefundenen handschriftlichen großen Wörterbuchs der Pommerschen Volkssprache vom Propst Haken zu Stolpe (st. 1794), und die Aufführung eines Wallenstein auf dem Berliner Rathhause, anfangs des 17ten Jahrhunderts. —

II. Erste Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen Altdeutscher Denkmale und lebender Mundarten.

1) **Ulfilas, veteris et novi testamenti versionis Gothicae fragmenta quae supersunt — edid. H. C. de Gabelentz et**

Dr. J. Loebe. vol. I. (Altenburgi et Lips. 1836. 4.): die erste vollständige Ausgabe aller Ueberbleibsel der Gothischen Bibelübersetzung und überhaupt der Gothischen Sprache; die Herausgeber haben dazu selber die silberne Handschrift in Upsal nochmals verglichen (wobei sie leider eine neue Entfremdung von 11 Blättern entdeckten); ebenso haben sie die Wolfenbütteler Bruchstücke verglichen, und aus den vom Grafen Castiglione herausgegebenen Handschriften durch ihn über zweifelhafte Stellen erwünschte Auskunft und Sicherheit erhalten: von welchen sämmtlichen Urkunden auch Abbildungen auf zwei Schrifttafeln beigefügt sind. Die in Lateinischer Sprache sehr zweckmäßig auch für das Ausland bearbeitete Ausgabe liefert zu dem urkundlich berichtigten Text alle Lesarten mit kurzen, doch alles Nöthige enthaltenden Anmerkungen, neue Lateinische Uebersetzung, und Einleitung in Ulfilas Leben und Werke. Der zweite Band wird noch einige Paulinische Briefe, Gothische Sprachlehre und Wörterbuch bringen, und so diese trefflich ausgestattete Ausgabe vollenden.

2) **Du gaminthja jah gamaudeinai: Mosamauna gaskof** (zum Gedächtnis und Andenken, von Maßmann gedichtet. München 1836. 4.): Begrüßung des ersten Wittelsbachischen Griechenkönigs Otto bei der Heimkehr nach München; in Gothischen Alliterazionsversen der achtzeiligen Nordischen Königsweise, mit Anwendung der Nordischen Mythologie: beides statthaft, weil die letzte zugleich Deutsch und die Alliteration durch Schmellers Entdeckung des Muspilli nun auch als ursprünglich Hochdeutsche Form erwiesen ist; das Gedicht ist eben so wohl gemeint, als es geschickt verfaßt ist, und auch in neuen Bildungen die eindringliche Kunde der Gothischen Sprache bezeugt.

3) **Isidori Hispalensis de nativitate Domini etc. epistolae versio Francica saec. octavi quoad superest, ex cod. Paris. ed. annot. et glossar. instr.** Adolf Holzmann (Karlsruhe 1836): abermaliger Abdruck der im J. 1834 zu Paris abgeschriebenen Handschrift, fast gleichzeitig mit dem Graffschen in unserm Jahrbuch (1835); die wenigen Abweichungen von diesem sind beigefügt, sammt dem von Endlicher entdeckten Wiener Bruchstück; die sprachlichen Anmerkungen und das Wörterbuch sind fleißig gearbeitet. Freilich hätte man lieber eins der manchen und wichtigen noch ungedruckten Denkmäler (z. B. die in St. Gallen vollständige Evangelienharmonie

nach Tatian) so erscheinen gesehen; der junge Herausgeber hat hier wohl seinen Beruf dazu bethätigt.

4) „Nibelungennoth und Klage, nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersetzt von A. Zeune. Zweite verbesserte Auflage.“ (Berlin 1836): neu ist bei dieser Ausgabe (die erste erschien 1814) die älteste Noth-Gestalt des Liedes, die Klage, „Erdkundliches“ und eine Karte der Gegend um Worms. Das „Geschichtliche“ ist eine Umarbeitung des „geschichtlichen Einleits“ zur Taschenausgabe der Urschrift (1815) von derselben Hand. Ein Uebelklang bleiben immer die aus der prosaischen Auflösung überall mit ganzen Versgliedern hervortauchenden Reime.

5) Gudrun. Ein episches Gedicht. Programm und Probegesang. (Leipz. 1836): ein Versuch, die epische Vollendung an unserm alten Heldengedicht in Homerischer Weise, auch in Hexametern, nachzuholen; gegen die Behauptung von Gervinus Geschichte der Deutschen Dichtung. Der poetische Gervinus hat aber den historischen nicht durch die That widerlegt; die Stelle, von der Winter-Wäsche ist zwar gut gewählt: denkt man jedoch dabei an die Waschfahrt der Nausikaa (die Goethe'n in Sicilien zu einer Tragödie begeisterte), so spürt man gleich, wie Erde und Himmel, Menschen und Götter, eine tief verschiedene Darstellung fordern, und ja auch schon hervorbrachten.

6) Der arme Heinrich, Schauspiel in 1 Aufz. von Kannegießer (Zwickau 1836). Nächst den Nibelungen, ist kein Altdeutsches Gedicht so oft herausgegeben, bearbeitet und erneuet worden, als dieses: mir ist, ungeachtet Hartmanns gemüthlicher Darstellung, diese Dichtung immer undeutsch und widerwärtig vorgekommen (vergl. Leben der Minnesinger S. 272); und Goethe's starker Ausdruck seines Abscheus davor (Werke Bd. 32, S. 73) hat mich darin bestätigt: vorliegendes jambisches Schauspiel vermag aber keine Umstimmung hervorzubringen.

7) Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntnis älterer Deutscher Mundarten und Schriften von Prof. J. Wiggert. (Magdeburg 1836): wiederum gute Benutzung eines Programms, des Domgymnasiums (auch abgedr. in D. Mathias pädag. u. litt. Mittheil. B. 11.); diesmal Auszüge und Schriftprobe einer Handschrift des 15. Jahrh. in der Stadtbibl., enthaltend: die Sittensprüche des Facetus in Niederd. Reimen, ganz abgedruckt, verschieden von

der durch Kinderling bekannt gemachten Magdeburger Handschrift (vergl. litt. Grundr. zur Gesch. der Deut. Dichtk. S. 413); eine bisher ganz unbekannte Samml. von 102 Fabeln (Beispielen) und Erzählungen in Niederdeutschen Reimen von Gerhard, Dechanten zu Minden 1370, der sich auch urkundlich findet. Die Fabeln sind meist die bekannten Aesopischen; unter den Erzählungen sind aber ganz eigenthümliche, es scheint örtliche, und volksmäßig-ergetzliche; viele von diesen besonders sind ganz mitgetheilt, andere im Auszuge mit Nachweisungen; ebenso der in derselben Handschrift befindliche, noch unbenutzte, Niederdeutsche Freidank. Alles ist sehr befriedigend gegeben und erläutert. Der vollständige Abdruck der Beispielsammlung ist zu wünschen.

8) Altdeutsche Blätter von M. Haupt und H. Hoffmann 3. u. 4. H. (Leipz. 1836): meist wieder Nachrichten von Altd. Hdss., Abdrücke kleinerer Stücke und Bruchstücke, besonders eines noch unbekannten zum heimischen Sagenkreise, namentlich Dietrichs von Bern, gehörigen Gedichts, in kurzen Reimpaaren, in der Art wie Dietrichs Flucht und Dietleib in meinem Heldenbuch; aus Baseler Perg.-Blättern durch W. Wackernagel. Die Prosabruchstücke von den „Fittigen der Seele" erinnern stark an Konrads von Weißenburg Mystik (Germania 1836, H. 4). Auch Altfranzösische Sachen (Tischzucht, von J. Wolf) und Englische (Cocaygne, von Th. Wright); abermals Nachträge zu Reinhard Fuchs, J. Grimms Mythologica, Zusätze rc.

9) **Reinaert de Vos**, das Altniederländische Gedicht, hat eben J. F. Willems, Akademiker zu Brüssel, zum erstenmal vollständig herausgegeben (Gent 1836), nach der Perg. Hds., aus Anf. des 15. Jahrh., welche die Belgische Regierung kürzlich aus der Will. Heberschen Bibliothek in England für 4000 Gulden erstanden hat, die Holländische Regierung überbietend. Diese Hds. allein enthält den zweiten Theil (V. 3474—7816), davon das Van Wynsche Bruchstück vom J. 1475 nur die letzten 1038 Zeilen bewahrt, vollständig, meist in Uebereinstimmung mit der alten Holländischen Prosa und mit unserm Reineke Vos, dessen Verhältnis und Herkunft nun erst recht deutlich wird. Die einsichtige, mit allen Vorarbeiten vertraute Einleitung behauptet mit Grund den Flamändischen Ursprung des ersten Theils, schon im 12ten Jahrh.; und aus diesem ersten Theil ist eine zur Ergänzung des ältesten Französischen

Fuchsgedichtes von Perrot von St. Cloud, um 1230, verfaßte Branche (Rhapsodie) nur eine buchstäbliche Uebersetzung, als welche sich auch andere Branchen des **Roman du Renart** ausweisen: dagegen ist der zweite Theil des Reinaert Vos besonders nach Wälschen (Französischen) Dichtungen ausgeführt. Und diese Fortsetzung dichtete der zu Anfang des ersten Theils sich nennende Willem (Wilhelm), vermuthlich Willem Utenhove von Aerdenburg in Flandern, um 1270; dessen Arbeit dann in den späteren Abschriften mannigfaltig verändert wurde. Eine bibliographische Uebersicht zeigt die weitere Europäische Fortwälzung dieser Dichtung. Der Text des ersten Theils ist aus der ältern und echtern Komburger Handschrift gegeben und die Lesarten der Brüsseler sind darunter gesetzt; welche unter andern die in der neusten Ausgabe des Reinike Vos von H. Hoffmann dem Deutschen Bearbeiter zu Gute geschriebenen Züge meist auch als Eigenthum des Reinaert ergeben. Schriftproben, Abbildungen (zum Theil auch aus der Hds., mehr nach Gottscheds Prachtausgabe), Anmerkungen, Wörterbuch, Beilagen einzelner Altniederländischer Fuchsgedichte und Altfranzösischer Branchen, vervollständigen das schön gedruckte Buch; und der Herausgeber, der schon 1834 durch eine Niederländische Erneuung des ältesten Reinaert als ein rüstiger Theilnehmer an der, wie er selber sagt, so lebhaften Fuchsjagd auftrat, hat sich auch durch diese neue Fuchsgeschichte als ein solcher bewährt.

10) Der Renner, Ausgabe des Bamberger Vereins, beschließt mit H. 3 den Abdruck der Erlanger Handschrift von 1347 (24,572 Reimzeilen), und fügt 2 Abbildungen aus einer Wolfenbütteler Handschrift bei. Der Abdruck, besorgt von dem Prof. Rudhart und v. Reider, scheint genau. Ein viertes Heft wird Nachrichten von allen Handschriften und die Lesarten bringen.

11) Die Christenburg, allegorisch-epische Dichtung von Joh. Val. Andreä, aus gleichzeitiger Handschrift durch K. Grüneisen (Leipzig 1836, besonderer Abdruck aus der Zeitschr. für hist. Theol.): ein auch sprachlich nicht unbedeutendes Gedicht des berühmten Schwäbischen Gottesgelehrten, welches die Kämpfe und den Sieg der Lutherischen Kirche kurz vor dem 30jährigen Kriege schildert, im H. Sächsischen Verse, mit Luthers Lied von der festen Burg schließend.

12) Hertha, Almanach für 1836, herausg. von Ch. Knapp (Kempten): Lieder und Sprüche der Minnesinger, (Obernburg,

Marner, Bubenberg, Gottfried von Straßburg, Rubin von Rüdiger, Hadlaub, Konrad von Würzburg, Spervogel) von F. Rückert, mit derselben Meisterschaft erneuet, wie die vorjährigen. Daran fügt sich eine Reihe Volkslieder, aus einer Handschrift des 17ten Jahrh. bearbeitet von F. L. Rochholz: zum Theil noch unbekannte, auch geschichtliche Lieder, gut gewählt und lebhaft vorgetragen, wie in der Schweizer Liederchronik desselben Herausgebers. Von ihm ist hier auch die freie und kurze Bearbeitung des schönen alten Romans Pontus und Sidonia, welchen Eleonore Stuart, Tochter des ermordeten Schottenkönigs Jakob I. und Gemahlin des Erzherzogs Siegmund von Oesterreich, vor 1464 aus dem Französischen verdeutschte, wie ich ihn nach der Ausg. von 1539 im Buch der Liebe (Berlin 1809) unverkürzt erneuet habe. Rochholz gebrauchte eine bisher unbekannte Ausgabe o. J. u. O.

13) Die v. Erlachische große Sammlung Volkslieder der Deutschen ist nun mit dem 5ten Bde. (1836) geschlossen: volksmäßige Lieder neuerer Dichter, von Gleim bis auf Albert Sebus, und ähnliche namenlose Lieder; willkommen ist dabei die Nachweisung der Sangweisen; den Beschluß machen Lieder aus Sing- und Schauspielen von Weiße und Hiller bis Kotzebue und Maria von Weber.

14) Hundert Deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichem Text chronologisch geordnet von L. v. Soltau (Leipzig 1836): eine wohlgewählte und sorgfältige Sammlung, die auch Neues aus Handschriften, alten Drucken und fliegenden Blättern bietet, genau abgedruckt, berichtigt und erläutert, von dem Siegeslied der Altfranken (880) bis zum Schmachlied auf den Kaiser der Neufranken 1815; für die älteste Zeit sind mit Recht auch Lateinische Lieder dieser Art aufgenommen; eine weitgreifende Einleitung eröffnet das schön gedruckte Buch, welches Sr. K. H. dem Kronprinzen gewidmet ist, und das erfüllt, was andere ähnliche Sammlungen (zunächst die O. L. B. Wolfische 1830) wollten.

15) Deutsche Volkslieder mit Melodien, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von F. Silcher 1. 2 H. (Tübingen 1836 4.) zunächst für den dortigen Gesangsverein, sehr brauchbar eingerichtet; zum Theil auch volksmäßige Lieder namhafter Dichter, so wie der Volksmundarten. Dazu gehört, von demselben Herausgeber, eine ganz ebenso eingerichtete Sammlung ausländischer Volkslieder in

Deutscher Uebersetzung, davon bisher nur das erste Heft erschienen ist. Eine ähnliche, beides sogleich verbindende Sammlung sind

16) Auserlesene, ächte Volksgesänge der verschiedenen Völker, mit Urtexten und Deutscher Uebersetzung, gesammelt in Verbindung mit A. W. v. Zuccalmaglio, ein- und mehrstimmig eingerichtet mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre und herausgegeben von E. Baumstark. Bd. 1, H. 1—3 (Darmstadt 1836. 4.): hier ist aber alles noch besser bestellt, wie schon die Anmerkungen zeigen, und besonders ist es auf das wahre Deutsche Volkslied gerichtet; die Theilnahme des Geh. K. R. Kretzschmer zu Anklam, der vor allen in diesem Gebiete so heimisch, ist dabei sehr vortheilhaft. In aller Hinsicht sind diese Hefte eine Fortsetzung der von demselben Baumstark mit W. v. Waldbrühl herausgegebenen und Prof. Thibaut gewidmeten Bardale (Leipz. 4.)

17) L. Bechstein, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, Bd. 1: Sagen von Eisenach, Wartburg, Hörselberg und Reinhardsbrunn (Hildburghausen 1835): wieder ein guter Anfang landschaftlicher Geschichtssagen, wie früher besonders die benachbarten Harzsagen von Otmar (Nachtigall), die mehrere Deutsche Landschaften umfassende Büschingsche Sammlung; treu und gut aus schriftlicher und mündlicher Ueberlieferung erzählt; darunter auch die Lieder von Tannhäuser und Ludwig dem Springer (mit alter Sangweise), aus alten Drucken.

18) Der Graf von Gleichen, romantische Volkssage von Dr. H. Döring. Nebst einem hist. krit. Anhange vom Med. R. Dr. Thilow in Erfurt (Gotha und Erfurt 1836). Die Nachgrabung, welche in den Riesengräbern Siegfrieds und Rolands nur Poesie fand, hat hier einmal der Sage Wort gehalten und sie zur Geschichte gemacht, nachdem sie so mannigfaltig im Andenken lebte, schon im J. 1591 in Weimar auf die Bühne kam, und noch in Goethe's Stella mitspielt. Als im J. 1813 die Franzosen im Grabe des Grafen von Gleichen und seiner beiden Weiber die goldene Krone der Sarazenischen Fürstentochter suchten, fanden sie zwar nur den Kopf dafür; der Dr. Thilow sammelte aber sorgfältig die Gebeine des Grafen, die, fast noch vollständig, ihn sieben Fuß hoch darstellen; daneben die Gebeine zweier Weiber, deren eine der fast kugelrunde Schädel und sonst eigener Bau sie als Türkin kennzeichnet. So bestätigt sich auch die Geschichte, wonach dieser Graf

Ernst III von Gleichen ein starker Mann war, 1264 sechzigjährig starb; nach seinen beiden Frauen, deren Gebeine bei seiner Beerdigung vermuthlich aufgehoben und zu seinen Füßen wieder eingesenkt wurden. Auch stellt ihn so das große Bildwerk auf dem Grabsteine, jetzt auch im Dom, zwischen beiden Frauen dar; mit der Zahl 1227, das Jahr der Kreuzfahrt bezeichnend: zu welcher Zeit auch die Darstellung und Arbeit dieses Steinbildes gar wohl stimmt. Eine ähnliche Abbildung, nach alten Gemälden, ist diesem anziehenden Büchlein beigegeben.

19) Sprachproben aus dem 4ten bis 16ten Jahrh., ein Altdeutsches Lesebuch für Studirende (Bamberg 1835): aus Anlaß der Bairischen Studienverordnung 1834, worin auch Geschichte der Deutschen Sprache mit Musterstellen, für die Gymnasien bestimmt wird; ziemlich verständige Stellensammlung von Ulfilas bis Luther, dessen derber Brief an Kurfürst Joachim II von Brandenburg gegen die Juden und Goldmacher beschließt: das Ganze sollte jedoch genauer sein; und ein Misgriff ist, daß nochmals die Rachegelübde der Sachsen gegen Karl d. Gr. und ihre Abschwörung des Heidenthums, deren Unechtheit längst außer Zweifel ist, als Sprachurkunden auftreten, anstatt ihrer echten Vorbilder aus des H. Bonifacius Zeit (in unserm Jahrb. 1836, H. 1).

20) Die Sage vom Schuß des Tell. Eine hist. krit. Abhandlung von Dr. J. L. Ideler (Berlin 1836): eine umsichtige und umständliche Zusammenstellung der Zeugnisse über diese und ähnliche Erzählungen, welche sie wieder aus der Geschichte in die Sage verweiset. Das der Wilkinasaga hier entsprechende ältere Eddalied vom Schmid Wieland (über welchen Depping in Paris in Verbindung mit Francisque Michel schon 1833 eine ähnliche, Französische Abhandlung **Véland le Forgeron** geliefert) kennt diesen Apfelschuß noch nicht. Wohl aber bezeugt ihn schon Heinrich von Hünenberg, der die Schweizer durch einen Pfeilschuß vor der Schlacht bei Morgarten 1315 warnte (Müller II, 37), in einem Lateinischen Allitterationsepigramm, bei Rochholz. (Schweiz. Liederchronik S. 385). Neben den abgedruckten entfernter stehenden Gedichten sollte vor allen das Tellenlied nicht fehlen, welches das Wunderhorn, besser auch Rochholz bot, und noch in der Franzosenzeit von den Waldstädten als Kriegeslied gesungen wurde; das Spiel vom Tell, aufgeführt in Uri, ist freilich jünger (der Baseler Druck

1698 doch schwerlich der älteste), und ging erst vom Liede aus; wie noch Schillers Drama aus Goethe's beabsichtigtem Epos entstand. — In handschriftlichen Mittheilungen über andere wandernde Sagen verheißt Dr. Ideler eine ähnliche Abhandlung über die Amazonen.

21) Sagenforschungen von L. Uhland. Erstes Stück: der Mythus von Thor (Stuttg. 1836). Ebenso besonnen und gründlich, als mit dichterischem Geiste, wie solchen Forschungen nach dem mythischen Urborn oder Mimersbrunnen der Dichtung erforderlich und förderlich ist, wird der Donnergott, dessen Eiche der Apostel Deutschlands Winfried fällte, weit und breit im Deutschen Heidenthume nachgewiesen.

22) Die altteutsche Religion von C. K. Barth. 2r Th. (Leipz. 1836). Auch diesem Theile der Deutschen Götterlehre, welcher die Hyperboräischen Gottheiten enthält und dem noch mehrere Theile folgen werden, gebührt alle Anerkennung selbständiger ernster Forschung; er geht noch weiter in die allgemeine Mythologie, als der erste von der Germanischen Weltmutter, deren Verehrung durch Hyperboräischen Gottesdienst verändert worden sei: bei solcher Urmythologie erscheinen Hypothesen und Etymologien minder gewagt.

23) Von den Ansichten der vornehmsten Städte Deutschlands und ihrer alten und neuen Bauwerke von L., J. und G. Lange, sind die Hefte 9 (Fortsetzung von München), 10 Augsburg, und 13 Worms, erschienen; die Abbildungen halten sich fortwährend trefflich und die Beschreibung zweckmäßig. Besonders anziehend und merkwürdig ist Worms, die alte Sagenstadt, wo der Dom, im reinsten Rundbogenstyl des 11ten Jahrh., noch so dasteht, wie der letzte Nibelungendichter den Kirchgang der Königinnen schildert. Bemerkenswerth ist auch die reformirte Friedrichskirche, welche 1765 besonders mit Unterstützung unsers großen Königs Friedrich gebaut wurde.

24) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der K. Preuß. Prov. Sachsen, bearbeitet u. herausg. von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser, Maler. 1ste und 2te Lieferung. (Leipzig 1836. Fol.): beginnt die bei den Baudenkmalen der königl. u. fürstlich Sächsischen Länder angekündigte Ergänzung des echt vaterländischen, Sr. K. H. dem Kronprinzen zugeeigneten Unternehmens mit Merseburg nicht minder

treu und tüchtig, als jene erste Abtheilung mit Wechselburg. Mehr davon in einer besondern Anzeige (Germania II).

25) Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken. Abbildungen in Steindruck mit kunstgeschichtlicher Beschreibung von A. v. Minutoli. Th. 1: Denkmäler der Baukunst vom 10ten bis ins 13te Jahrh. (Berlin 1836., Fol.) Dies ebenfalls Sr. K. H. dem Kronprinzen gewidmete Werk schließt sich auf erfreuliche Weise dem vorigen an, so wie es daheim den rühmlich bekannten malerischen Heften von Strack und Meyerheim zur Ergänzung dient. Auch hier waltet langjährige liebevolle Vorarbeit (seit 1822) und unermüdliche Ausführung, neben anderweitigen Berufsgeschäften, wie bei den Puttrichschen Werke; überdies hat der Vf. alle Zeichnungen und Messungen selber gemacht, und die Genauigkeit und das Geschick derselben erkennt man leicht durch die sorgfältigen Steindrücke. Diese geben, außer dem Titelbilde (Ansicht der zerstörten Klosterkirche in Gramzow), nur scharfe Umrisse, nach Art des Mollerschen Werkes. Die vorliegende erste Lieferung bietet aus verschiedenen Jahrhunderten mancherlei: Säulenköpfe aus der Unterkirche des Brandenburger Doms und der Kirche zu Jerichow, im Rundbogenstyl; Vorsprung der Brandenburger Katharinenkirche in reichen Spitzbögen; Chorstuhl derselben Kirche; noch spätere Taufe der Marienkirche in Salzwedel; und ein Fenster der Brandenburger Domhalle, in buntem Steindruck, um den Ziegelbau und die mannigfaltig geformten und gefärbten Glieder und Zieraten desselben zu zeigen: wie uns unlängst ein ganz solchen Beiwerken bestimmtes Heft des Prof. Kugler mit mancherlei alten bunten Zieraten bekannt gemacht hat. Die Einleitung liefert, nach einem Ueberblicke der Geschichte und ältesten Christlichen Kunstdenkmale der Mark, eine Darstellung ihres eigenthümlichen Baustyls, vornämlich aus dem Bauzeuge, indem derselbe, beim Abgange des Sandsteins, anfangs durch Anwendung und Bearbeitung des Granits, später durch gebrannte Lehmsteine und deren kunstreiche Bildung, bedingt wurde.

26) Die Geschichte der neuern Deutschen Kunst vom Grafen A. Raczynski, welche, mannigfaltig vermehrt, aus dem Französischen der Unterschriebene verdeutscht hat (Berlin 1836. 4., mit 80 Abbildungen, und 11 Kupfern in gr. Fol.), giebt zur Einleitung auch die ältere Deutsche und Niederländische Kunstgeschichte,

vornämlich der Malerei, und berücksichtigt überall, namentlich in Köln und Frankfurt, auch die älteren Denkmäler und Sammlungen. Das große, für Düsseldorf und das Rheinland schon so reichhaltig und glänzend ausgeführte Unternehmen, dessen folgende beide Theile München und Berlin mit ihren Umkreisen ebenso umfassen werden, verdient gewis die dankbarste Anerkennung aller Vaterlandsfreunde.

III. Sprachlehren und Wörterbücher:

1) Kurzgefaßte Deutsche Grammatik nach den neuesten historisch-vergleichenden Forschnngen, für jede Art des höhern Unterrichts und die Selbstbelehrung systematisch und vollständig bearbeitet von Dr. F. A. Lehmann, Oberl. am Waisenh. zu Bunzlau (Bunzlau 1836): der erste willkommene und schätzbare Versuch kurzer und faßlicher Anwendung der Ergebnisse aus den genannten Forschungen, vornämlich K. F. Beckers, J. Grimms und F. Schmitthenners, mit selbständiger Durchführung (auch der Satz- und Verslehre), wie schon die Verbindung dieser drei so weit von einander abstehenden Vorgänger zeigt. Das Buch ist, nächst desselben Verfassers „Deutscher Sprachlehre für höhere Bürgerschulen" (1834), dem höheren wissenschaftlichen Unterrichte bestimmt, jedoch weniger für Schüler, als für Lehrer brauchbar durch die überschwellenden sprachgeschichtlichen und vergleichenden Begründungen, und oft schwankenden Etymologien; wozu freilich der unbequeme Ausgang von dem gegenwärtigen Stande der Sprache trieb. Die angehängten 23 Sprachproben sind gut gewählt und überhaupt alle Anführungen genau.

2) Die Deutsche Grammatik nach den Grundsätzen der historischen oder vergleichenden Grammatik, im Auszuge aus Grimms Deutscher und Bopps vergleichender Grammatik. Mit einer ausführlichen Einleitung. Ein Handbuch für Lehrer und für Alle, welche sich mit dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft vertraut machen wollen, von Dr. J. K. F. Rinne, (Stuttgart 1836). Die Einleitung handelt von Entstehung und Bildung der Sprache überhaupt, dann besonders der Deutschen und ihrer Geschichte, etwas breit; das Uebrige ist meist nur bequemer Auszug der Grimmischen Grammatik, auf deren Syntax auch der zweite Theil wartet; weniger und undeutlicher ist Bopps vergleichende Grammatik (die zweite Abtheilung noch gar nicht) ausgezogen, wegen der hier schon sichtbaren und noch mehr in dessen Vocalismus (über Grimms Grammatik und Graffs Sprachschatz) vortretenden Abweichung. Hieraus,

so wie aus Graffs Wörterbuch, dessen wichtige grammatische Vorrede nicht unbeherzigt bleiben durfte, ergiebt sich freilich, daß diese beiden Auszüge und Verarbeitungen jener Sprachforschungen eigentlich noch etwas zu frühzeitig sind, und die Deutsche Grammatik nochmals bedeutend umgeschrieben werden muß.

3) Die doppelförmigen Zeitwörter der Deutschen Sprache, mit Zuziehung der verwandten Sprachen. Ein Beitrag zur Sprachwissenschaft und zum Verständnis der Altdeutschen Dichter von Dr. Ch. S. Th. Berndt, Prof. zu Bonn. (Erste Hälfte, A—L Aachen und Leipzig 1837): sehr fleißige Zusammenstellung und Erläuterung der meist durch Umlautung gebildeten und transitivischen Zeitwörter neben den Intransitiven (unter A – L schon 347, darunter freilich manche unbewährte); deutlicher noch würde die Umlauts-Tabelle und das ganze Verhältnis durch die einfache Beobachtung, daß die eigentlichen schwachen Transitiva sich meist durch Umlautung des Präteritums der starken ablautenden Wurzel und des dazu stimmenden Substantivs bilden (rennen, rannte, von rinnen, rann; flößen von floß, klöben vom neuen klob, wie klauben vom alten klaub; stauben und stäuben, vom alten staub, jetzo stob; kleben, für kleiben, vom alten kleib, jetzo klieb), wie bei den ursprünglich reduplicirenden Wörtern vom Infinitiv und dazu stimmenden Substantiv (hängen, henken, von hangen, fällen von fallen).

4) Die Aachener Mundart. Idiotikon nebst einem poetischen Anhang von J. Müller, Gymn. L., und W. Weitz (Aachen und Leipzig 1836): eigentlich Theil eines beabsichtigten größern Werkes über die Niederrheinischen Mundarten, nach dem Muster Stalders und Schmellers, aber auch so schon sehr dankenswerth, mit eben so viel Kenntnis als Liebe der heimischen merkwürdigen Mundart gearbeitet, und die vollständige Ausführung des Werkes sehr zu wünschen.

5) Endlich, und vor allen, Graffs Althochdeutscher Sprachschatz ist mit dem 7ten und 8ten Hefte schon glücklich bis zum 37. Bogen des zweiten Bandes (Buchstabe M) gediehen, und läßt uns die baldige Vollendung dieses Nationalwerkes erwarten, welches immer mehr die gebührende Anerkennung findet, so wie es erst die sichere unveränderliche Grundlage für unsre Hochdeutsche Sprachkunde gewährt.

V.

In der öffentlichen Sommerversammlung las Dr. Lütke über Johann Rollenhagen, sein Leben und seine Werke, und Professor v. d. Hagen trug eine kurzgefaßte Darstellung der Geschichte und künstlerischen Wirkung des Nibelungenliedes vor.

In der öffentlichen Frühlingsversammlung las Dr. Tropus über Wilhelm Heinse, den Dichter und Schriftsteller. Dr. Zeune sprach über das Geschichtliche des Nibelungenliedes, nach Dr. Emil Rückerts neuester Hypothese „Oberon (=Alberich) und die Pipine von Nivelle." (oben S. 171). Prof. Kugler hielt eine Vorlesung über die ältesten Deutschen Basiliken zwischen der Elbe und Hildesheim, vornämlich am Harz, und veranschaulichte sie durch Zeichnungen. (Vgl. oben S. 64 ff.)

In den übrigen Monatsversammlungen las Dr. Mayerhoff über die Sitten und Gebräuche der Schweden im 8—10ten Jahrh., aus seiner Verdeutschung von Reuterdahls Leben des Heiligen Ansgarius. Schulrath Schulz hielt einen Vortrag über den Sprachunterricht in Volksschulen. Prof. Fischer las über die bedeutendsten Richtungen und Hervorbringungen der Deutschen Literatur seit Luther, und Prof. v. d. Hagen beschloß mit einer Würdigung der Gedichte von Anastasius Grün (Graf Auersperg), zunächst der „Schutt" benannten Sammlung (1836). Derselbe legte eine von Dr. Neumann zu Greifenberg in der Ukermark übersandte merkwürdige Altdeutsche Handschrift vor, über welche umständlicher Bericht folgt (oben S. 192). Desgleichen, Zeichnungen und Beschreibungen der tausendjährigen Kirchen zu Großen-Lüder und auf dem Michelsberge bei Fulda, vom Medicinalrath Schneider in Fulda. Ferner, Beiträge zu einem Idiotikon der Wetterau, vom Dr. Dieffenbach, Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach, deren Herausgabe sehr zu wünschen ist. Eine beigefügte allgemeinere Schrift „Ueber Leben, Geschichte und Sprache (Gießen 1835), so wie die frühere über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen (Leipzig 1831), haben den Verfasser schon rühmlich bekannt gemacht. Außerdem waren an Geschenken eingegangen: vom Consistorialrath Mohnike, seine Lebensbeschreibung des Lutherschen Schülers Johann Freder (Stralf. 1837), die zum 50jährigen Dienstjubiläum des Bürgermeisters Kühl

bestimmt, dessen Sarg zierte; und der Bericht des litterarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen seit 1835, welcher ein erfreuliches Bild freundlicher und vielseitig wissenschaftlicher Zusammenwirkung giebt. Von Dr. Zober zu Stralsund, seine Abhandlung „die Wesselsche Bibel der St. Marienkirche (ebendaselbst 1837), mit Abdruck der vom Bürgermeister Wessel im 16ten Jahrh. seiner Niederdeutschen Bibel (Magdeb. 1554) eingeschriebenen geschichtlichen Nachrichten. Von Cand. Euler aus Trier, Wittenbergs Denkmäler, her. von J. G. Schadow (Wittenb. 1825). Von Dr. Mayrhoff, seine Uebersetzung von Reuterdahls Geschichte der Schwedischen Kirche Th. I (Berlin 1837), und seine neue Ausgabe von Johann Reuchlins Augenspiegel (ebd. 1836) mit Spracherläuterungen. — Das eben vollendete 4te Heft der Germania oder des neuen Jahrbuchs unserer Deutschen Gesellschaft Bd. II.

Die Uebrigen vom Unterschriebenen der Gesellschaft vorgelegten, und zum Theil auch geschenkten neuesten Erscheinungen ihres Gebietes sind:

I. Gesellschaftsschriften.

1) Mone's Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit, 1836 H. 3. 4: Zeugnisse für die Deutsche Heldensage; Volkssagen und Märchen, Lieder, Nachrichten von Altdeutschen, Niederländischen und Französischen Handschriften, als: Gedichte, Marien Leben von Walther von Rheinau, Erzählungen Konrads von Würzburg, Amelius und Amicus, abermals Nachträge zu Reinhart Fuchs: vgl. Bormans notae in Reinardum vulpem Gent 1836; Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche Glossen; über die Deutschen Namen: meist vom Herausgeber, demnächst von Willems in Brüssel (der auch eine Niederländische Volksliedersammlung angefangen), Baader, F. v. Laßberg, Dronke u. A.

2) Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins Bd. 3, H. 2 (1837): Gesetze der Stadt Nordhausen im 14. Jahrh., von E. G. Förstemann; urkundliche Geschichte des St. Klarenklosters zu Weißenfels vom Landrath Lepsius, mit Abbildung des gleichzeitigen bemalten Holzbildes des Stifters, Friedrichs des Stammlers (st. 1291), ganz in der Art wie das hölzerne Standbild des Markgrafen Diezmann in der Paulinerkirche zu Leip-

zig; Urkunden des Klosters Wimmelburg, durch B. v. Medem; Münzen des 14. Jahrh., gefunden bei Magdeburg, mit Abbildungen, von Prof. Wiggert.

3) Baltische Studien 4. Jahrg. H. 1 (1837): mancherlei ausgegrabene Alterthümer; Landstände-Verfassung Pommerns vor 1823, von J. G. L. Zitelmann; die Göttin Hertha und ihre Insel, von J. v. Gruber, stimmt für Rügen.

4) Jahreshefte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1835 und 36. Grabalterthümer, und über die Wieland-Dädalus-Sage vom verst. Stieglitz, der Deppings, Michel's und a. Vorarbeiten über Wieland fleißig benutzte, jedoch noch nicht ausreicht; Baudenkmale des Mittelalters in Sachsen, von Dr. Puttrich, dessen weitere Ausführung dieses würdigen Gegenstandes, in dem trefflichen großen Bilderwerke schon gebürend angezeigt worden; das Franciscanerkloster zu Meissen, und Mittheilungen aus Handschriften der Leipziger Universitätsbibl., vom Oberbibl. Dr. Gersdorf mit Abdruck zweier Althochdeutschen Denkmale, eines noch unbekannten über das Monochord, und über die Mensur der Orgel; welches letzte vollständig aus der St. Galler Handschrift in des Unterschriebenen Denkmalen des Mittelalters (Berlin 1824) gedruckt steht.

II. Erste Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen alter Denkmale und lebender Mundarten.

1) Althochdeutsche Uebersetzung und Erläuterung der Logik des Aristoteles, zum erstenmal herausgegeben von Dr. E. G. Graff (Berlin 1837. 4, besonderer Abdruck aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften), nach der vollständigen St. Galler Handschrift, mit einer Probe der unbedeutenden Lesarten der unvollständigen Handschrift daselbst: trefflicher Anfang eines codex diplomaticus zu des Herausgebers Althochdeutschem Sprachschatze, mit gleicher Treue behandelt, dem nächstens auch die ersten Ausgaben der ähnlichen Verdeutschungen des Boethius und Marcianus Capella folgen werden. Daß diese Werke dem Verdeutscher der bei Schilter gedruckten Psalmen, Notker Labeo, angehören, beurkundet nunmehr, kritischer Witterung entgegen, dessen eigener Brief. Nachrichten und Proben aller dieser St. Galler Handschrif-

ten, welche einst die Abtei selber als Ergänzung Schilters zusammen herausgeben wollte, liefern die vorgedachten Denkmale des Mittelalters.

2) Der Rosengarten, das zum Heldenbuche gehörige Lied vom Rosengarten zu Worms, nach einer nunmehr in England verkauften Frankfurter Papierhandschrift, herausgegeben von W. Grimm (Göttingen 1835), in der sorgfältigen Art, wie seine Ausgabe des Freidank. Die Darstellung hat manches volksmäßig Eigenthümliche, und stimmt näher zu der im alten Drucke des Heldenbuchs, und zu Kaspers von der Roen Bearbeitung, als zu der Darstellung, worin auch Etzel, wie in den Nibelungen, mit auftritt, und welche, sammt Kaspers Gedicht, im neuen Heldenbuche von Primisser und Unterschriebenem gedruckt ist. (Vgl. Grundriß S. 54). Von vorliegendem Text ist nur die eine Handschrift bekannt, ihre Umschreibung in die Sprache des 13. Jahrhunderts um so freier. Den Text des alten Heldenbuchs findet man im erneuten Heldenbuche (Berlin 1811) aus Handschriften hergestellt; zu jenem Texte des neuen Heldenbuchs (Berlin 1820. 4) ist nun noch eine Straßburger Handschrift von 1476 zu vergleichen.

3) Flor und Blankeflor, in Niederl. Reimen, nach dem Franz., durch Dietrich von Assenede in Flandern zu Anfang des 14. Jahrh. gedichtet, aus nicht viel jüngerer sehr verstümmelter Handschrift zu Leiden herausgegeben von Prof. H. Hoffmann (als dritter Band der **Horae Belgicae** Leipz. 1836), mit Anmerkungen und Glossar. Die Einleitung giebt Nachweisung der mannigfaltigen Darstellungen dieser lieblichen, ursprünglich Romanischen Dichtung, die auch Mittelgriechisch vorhanden und in alle Germanische Zungen übergegangen, zuletzt noch von Tiecks Schwester nachgesungen ist (Berlin 1822). Wenn der Herausgeber auch, dem wegwerfenden Urtheil eines Holländers gegenüber, den Werth Meister Dietrichs etwas überschätzen sollte, so kömmt dieß der Ausstattung seines Pfleglings doch zu Gute. Unser Altdeutsches Gedicht von Konrad Flecke ist wohl noch vorzuziehen; wenn es nur, aus der Berliner Handschrift, genauer abgedruckt wäre.

4) Herr William J. Thoms, rühmlich bekannt als neuer Herausgeber der zum Theil sehr seltenen Altenglischen Volksbücher, hat Unterschriebenem seine Schrift über Reinhard Fuchs mitge-

theilt, welche die bekanntlich auch in England so beliebte Fuchsjagd lebhaft fortsetzt, und mit großer Umsicht und Eifer alle Spuren des vielgestaltigen Reinardus, Renart, Reinaert, Reinhard und Reineke verfolgt, ihn auch in England nachweiset, vor Caxtons Uebersetzung des Prosa-Reinaert's, und eine neue Ausgabe der ersten anmeldet. Es ist besonderer Abdruck aus dem Foreign quarterly review Nr. 34, wo schon Vol. 8. dieser Gegenstand abgehandelt worden. Wichtig sind auch die 1835 in Paris gedruckten Ergänzungen, Berichtigungen und Lesarten zu Meon's Ausgabe des roman du Renart v. Chabaille 1836.

5) Mittheilungen über eine noch ungedruckte Mittelhochdeutsche Bearbeitung des Barlaam und Josaphat, aus einer Handschrift der Gräfl. Bibl. zu Solms-Laubach, von Dr. Diefenbach (Gießen 1836). Das Gedicht ist, aus derselben Lat. Quelle, von Rudolfs von Montfort Bearbeitung ganz verschieden; die Perg. Handschrift ist später auf Papier ergänzt worden, es scheint 1395, und verdiente wohl vollständigen Abdruck; die Schreibweise ist Niederrheinisch.

6) Der Mythus vom heiligen Gral, ein Beitrag zur Sagengeschichte, von San-Marte (A. Schulz) Halle 1837: eine ähnliche fleißige Arbeit, wie die über Eschenbachs Leben, von demselben Verfasser, und ebenso zur Vervollständigung seiner Bearbeitung von Eschenbachs Werken dienend. Der Name des heiligen Abendmahlgefäßes Gral scheint übrigens aus Gratiale entstanden.[1])

7) Diutiska, Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit, her. von A. Rodnagel. (Darmstadt 1837): vermehrt abermals die seit kurzem so häufigen Lesebücher, deren Erscheinung immer ein günstiges Zeichen des Bedürfnisses ist; diese neuste Auswahl ist verständig gemacht, mehr auf die spätere Zeit und Uebung der Darstellung gerichtet; die Abdrücke älterer Stücke sind aus guten Quellen und genau.

8) Die Kunst der Deutschen Prosa, ästhetisch, litterargeschichtlich, gesellschaftlich, von Th. Mundt. (Berlin 1837): verkündigt den zeitgemäßen nothwendigen Ueber- oder Untergang der Poesie in die Prosa, kurz die Emancipation der Prosa (S. 49), wofür alte und junge, auch Berlinische Beispiele beigebracht werden. Zu lernen ist

---

[1]) Vgl. Leben der Minnesinger S. 574.

hier eben nicht; vielmehr scheint der Verfasser auch mit der Deutschen Sprache noch nicht im richtigen Vernehmen zu stehen.

9) Geschichte der Stifts- und Domkirche zu Brandenburg, von Dr. A. Schröder, Oberdompred. (Brandenburg 1836): dieses Büchlein erschien bei Gelegenheit der durch die Gnade Sr. Maj. des Königs in seiner alten Würde wiederhergestellten und neugeschmückten Kirche, deren Geschichte hier aus den Quellen genügend zusammengestellt ist, nebst Beschreibung dieses merkwürdigen alten Baues, welchen Minutoli's Werk nun auch bildlich darstellt.

III. Sprachlehren und Wörterbücher.

Diese Abtheilung vertritt diesmal A. Ziemanns Mittelhochdeutsches Wörterbuch, zum Handgebrauch (Quedlinbg. u. Leipzig 1837; A. bis M.): hiemit wird ein langjähriges Bedürfnis, dem Schreiber dieses einst selber abhelfen wollte, dann jüngere Freunde dazu ermunterte, auf sehr erfreuliche und zugleich gründliche Weise erfüllt, wie von dem Herausgeber der Gudrun, des Altdeutschen Lesebuchs und der Altdeutschen Sprachlehre zu erwarten war. Eine kurzgefaßte Sprachlehre steht auch hier schicklich voran; das Wörterbuch selbst ist sowohl in Auswahl als Bearbeitung des Einzelen sehr lobenswerth; die Verlagshandlung, zu deren großem Unternehmen einer „Bibliothek der gesammten Deutschen National-Literatur, von der ältesten bis auf die neuere Zeit" dieses Werk, als dritte Abtheilung, gehört, hat es noch schöner ausgestattet, als die bisher erschienenen Bände, und ohne Zweifel werden wiederholte Auflagen dieses Wörterbuches es nach Wunsch verbreiten und vermehren.

VI.

In der Monatsversammlung las Prof. Zelle über die Dichtungsarten, mit besonderer Rücksicht auf den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes.

Luthers und Schillers, der beiden Deutschen Sprachgewaltigen Geburtstag, der 10. November, wurde durch eine öffentliche Versammlung gefeiert: Prediger Pischon las, zur Erinnerung an den Glaubenshelden, dessen Lob der Musik, und die Erzählung des Schweizers Joh. Keßler, wie er Luthern als Junker Jörg, auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg, zu Jena im Schwarzen

Bären begegnete. Director August las Schillers Gedicht der Spaziergang. Prof. Zelle gab nähere Kunde von einem bisher unbekannten Deutschen Schauspiele des 16ten Jahrh. von J. Arentsee (welches Dr. Neumann zu Greifenberg in der Ukermark der Gesellschaft zugesandt hatte), und theilte Stellen daraus mit (o. S. 150). Trinksprüche, Gesänge und Tischreden erfreuten beim Festmahle die Gesellschaft, welche auch durch Frauen verschönt wurde; und Prof. v. d. Hagen hielt eine Bratenvorlesung über das Märchen vom Dr. Martin Luther, oder Beweis, daß Luther niemals gelebt habe: ein gelegentlicher Scherz, dessen parodische Beziehung leicht zu erkennen war, und der auch von niemand misdeutet wurde, obgleich ihm solches später widerfahren ist. [1])

In den übrigen Monatsversammlungen las Regierungsrath Graff eine Darstellung der Althochdeutschen Gutturalen, im urkundlich begründeten Gegensatze zur Grimm'schen Buchstabenlehre; und Schulrath O. Schulz las eine Beurtheilung der jüngst erschienenen Schriften über den Deutschen Sprachunterricht, nämlich Scholz Sprachlehre, Honcamp Sprachlehrer, und Wurst Sprachdenklehre.

1838.

VII.

Am 10. Januar feierte die Gesellschaft ihren Stiftungstag durch eine öffentliche Versammlung. Dr. Lütcke las eine Abhandlung über die Sage, vom Rattenfänger von Hameln, welche er aus einem alten Bilde herleitete, zu dessen Erklärung sie erfunden ward. Der abgehende Ordner, Dir. August, gab Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft im verlaufenen Jahre, und erinnerte an die durch den Tod abgerufenen Mitglieder, Dr. Büchner, Mayerhof und Mützell. Durch neuen Zuwachs bestand die Gesellschaft aus 52 hiesigen und 30 auswärtigen Mitgliedern.

Der Unterschriebene, dem für das laufende Jahr das Ordneramt übertragen war, legte folgende, zum Theil für die Gesellschaft an ihn gesandte neue Schriften der Deutschen Sprach- und Alterthumskunde vor:

---

[1]) Seitdem er im hiesigen Conversat.-Bl. 1838, Nr. 1. ff., und daraus als besonderes Lutherbüchlein abgedruckt ist.

1) Von Willems, Akademiker in Gent, als ersten Band der auf Veranstaltung der Regierung zum erstenmal gedruckten alten Geschichtswerke, seine in aller Hinsicht trefflich ausgestattete neue Ausgabe von Jan van Heelu's geschichtlichem Gedicht: die Schlacht bei Woeringen 1288; insonderheit wichtig für den Sieger, unsern Minnesinger, Herzog Johanns von Brabant[1]).

2) Von Dr. Zober in Stralsund: a) Johann Federus, kirchengeschichtliche Monographie, 2r Th.; b) Franz Wessel's Schilderung des katholischen Gottesdienstes kurz vor der Kirchenverbesserung; c) die St. Jakobskirche in Stralsund; aus der Zeitschrift Sundina.

3) Von Dr. Ochmann: als Programm des Oppelnschen Gymnasiums, Deutsches Lesebuch bei dem Studium der Geschichte unserer National-Litteratur, mit den nöthigen Erklärungen, 1s Heft, Gothisches, mit vergleichender Schrifttafel des Sanskrit, Persischen, Griechischen und Lateinischen.

4) Von Regierungsrath Graff: a) Althochdeutsches Lesebuch: Notker's Uebersetzung von Boethius de consolatione philosoph., zu Vorträgen auf Schulen und Universitäten, mit Anmerkungen und Hinweisungen auf des Herausgebers Althochdeutschen Sprachschatz; von welchem nunmehr das 13te Heft erschienen ist. Eine größere Ausgabe desselben alten Werkes enthält zugleich die Paraphrase und den Lateinischen Text. b) Notker's Uebersetzung von Martianus Capella de nuptiis Mercurii et Philologiae: mit welchen beiden ersten Drucken der Althochdeutsche Codex diplomaticus zum Sprachschatze sich immer mehr vervollständigt.

5) Von Prof. Maßmann aus München: Bibliothek der Deutschen National-Litteratur, Bd. 3, enthaltend Gedichte des zwölften Jahrhunderts: Lamprecht's Alexandreis, König Rother, Hartmann vom Glauben, die Bücher Mosis, Pilatus und einige andere kleine Stücke.

6) Von Professor Ettmüller in Zürich: S. Oswalds Leben, Gedicht des zwölften Jahrhunderts zum erstenmal aus der einzigen Schaffhauser Handschrift herausgegeben.

---

[1]) Mehr davon in dem Leben der Minnesinger Nr. 9.

7) Von Registrator Fidicin: histor. diplom. Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin, 3 Bde. enthalt. das Berliner Stadtbuch des 14 Jahrh., das Kölnische Stadtbuch des 15. Jahrh., beides zum erstenmal gedruckt; Urkunden 1261—1550, meist auch bisher ungedruckt; Regesten 949—1550; mit Karte und Abbildungen von Siegeln und Münzen, und mit Namen-, Sach- u. Wortregister von Dr. Lütcke.

8) Von Professor Homeyer: Verzeichnis Deutscher Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handschriften.

9) Von Dr. Körte zu Halberstadt: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt.

10) Vom Cand. G. W. Schütze: kleines Namen-Lexikon.

11) Von Dr. R. von Raumer: die Aspiration und die Lautverschiebung, eine sprachgeschichtliche Untersuchung.

12) Vom Oberlehrer Köppen: litterarische Einleitung in die Nordische Mythologie.

13) Von dem Professor und Bibliothekar Dronke zu Koblenz: a) Beiträge zur Bibliographie und Litteraturgeschichte oder Merkwürdigkeiten der Koblenzer Gymnasiums- und Stadtbibliothek, 1s Heft. b) Die Matthiaskapelle auf der obern Burg bei Kobern an der Mosel, mit Abbildungen vom Bauinspektor v. Lassaulx.

Außerdem verdankt die Gesellschaft der Güte der Frau Staatsräthin Uhden aus dem Nachlaß ihres Mannes sel. seine handschriftlichen Arbeiten in Rom, über die damals noch vollständig im Vatikan befindliche Heidelberger Bibliothek, zum Theil über die Altdeutschen Handschriften, zur Ergänzung der gedruckten Adelung'schen Nachrichten, besonders über die alten Drucke, 2000 an der Zahl, genaue bibliographische und litterarische Nachrichten, aus welchen sich manches für das Jahrbuch der Gesellschaft benutzen läßt[1]).

In den übrigen Monats- und Vierteljahrs-Versammlungen wurden folgende Vorträge gehalten: des Dr. J. v. Gruber (in Stralsund) eingesandte Abhandlung über Plan und Zweck in des Tacitus Germania[2]), las Professor Zelle. Registra-

[1]) Wie in diesem Bande Nr. XI schon geschehen ist.

[2]) S. Nr. VI.

tor Fidicin theilte eine Altdeutsche Uebersetzung einer schon Lateinisch gedruckten Urkunde von 1770, betreffend Berlinische Verhältnisse, mit. Der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen, legte die neusten Erscheinungen im Gebiete der Gesellschaft vor. Director Zeune las über die Kunst der Geschichtschreibung bei den Deutschen[1]). Dr. Höfer über die Verwandtschaft des Angelsächsischen mit dem Niederdeutschen und Plattdeutschen. Prof Riedel berichtete über wichtige geschichtliche Handschriften des Havelberger Dom-Archivs, und zeigte die merkwürdige Sachsen-Chronik des 12. Jahrhunderts mit Bildern. Prof. v. d. Hagen las die Einleitung zu seiner großen Sammlung der Altdeutschen lyrischen Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts; welche er dann vollständig gedruckt (in drei Quart-Bänden, jedoch immer noch nicht ausgegeben) vorlegte. Director Bonnell las über die Behandlung des Deutschen Sprachunterrichts auf Gymnasien, mit Vorschlägen zur Vertheilung des gesammten Unterrichtsstoffes auf den verschiedenen Unterrichtsstufen. Director Bormann las über Wohllaut und Wohlklang der Deutschen Sprache. Pred. Pischon gab eine Eintheilung der Altdeutschen Gedichte nach der Zeitfolge. Prof. v. d. Hagen hielt einen Vortrag[2]) über die Bildhauerwerke an der goldenen Pforte des Freiberger Doms, Anf. des 13. Jahrh., nach Dr. Puttrichs Abbildungen und Geschichte derselben. Director August las über den Deutschen Accusativ mit dem Infinitiv. Schulrath O. Schulz über den Deutschen Accent.

Die Goethefeier wurde dieses Mal am Wolfgangstage gehalten. Director Bormann las die von Dr. Stahr zu Oldenburg mitgetheilte Einleitung zu Goethe's älterer Iphigenia; der unterschriebene Ordner las mehrere vom Justizrath Fr. Schulz mitgetheilte Auftritte derselben Iphigenia vom Jahre 1777[3]), und hielt einen Vortrag über Goethe's wahren Glauben. Ein fröhliches Mahl bei Sang und Klang beschloß das Fest, welches auch Frauen durch ihre Theilnahme verschönten.

Dasselbe geschah bei dem Stiftungsfeste der Gesellschaft

[1]) S. Nr. III.

[2]) S. Nr. VIII.

[3]) S. Nr. XIX, 1.

1839.

Prof. Kugler las über die Altdeutsche Kunst der Medaillen-Bildnisse, und veranschaulichte sie durch Gypsabgüsse. Der abtretende Ordner gab den Jahresbericht über die Geschichte, Thätigkeit, Büchersammlung und den Haushalt der wieder durch sechs hiesige Mitglieder vermehrten Gesellschaft, legte die neusten Erscheinungen ihres Bereichs vor, und übergab das Orderamt dem für das nächste Jahr erwählten Director August, der es mit einer Rede antrat. — Der Gesellschaft waren folgende neue Werke zugesandt worden: aus Leipzig, Puttrichs Geschichte und Abbildungen der Kirche zu Schulpforte; aus Halle, Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins Bd. 4, H. 1. 2; aus Stettin, Baltische Studien Jahrg. 6, St. 1; aus Hermannstadt in Siebenbürgen, des Rectors C. Schuller argumentor. pro Latinitate linguae Valachicae epicrisis; aus Aachen, J. Müllers Gedichte in dortiger Mundart; aus Stargard, des Prorectors Dr. Freese Deutsche Prosodie, und Deutsche Assonanzen; aus Lübben, des Bürgermeisters W. Neumann Schrift über die Nothwendigkeit und Abschaffung des Latein-Schreibens und Redens auf Schulen und Universitäten und des ausschließlichen Gebrauchs der Muttersprache; aus Deventer, Halbertsma's Ausgabe einiger Altniederdeutscher Psalmen, die zu denen im Jahre 1817 durch Unterschriebenen herausgegebenen gehören. Prof. Heyse überreichte die von ihm gänzlich umgearbeitete Deutsche Sprachlehre seines Vaters. Von Regier.-Rath Graff lag das neuste Heft seines Althochdeutschen Sprachschatzes vor.

In der öffentlichen Frühlings-Versammlung las Dr. Lücke über Valentin Andreä's Schauspiel Turbo (eine Art Faust) vom Jahre 1616, und erklärte die darin vorkommenden Rothwälschen Gespräche. Pred. Pischon theilte eins von des Grafen Hugo von Montfort Gedichten mit, nach der einzigen Heidelberger Handschrift 1400—1414.

Diese Frühlings-Versammlung traf gerade mit dem Tage der Schillers-Feier bei Enthüllung seines Standbildes in Stuttgart zusammen, und so ward denn auch der Dichter der Glocke hier wenigstens mit gläsernen Glocken begrüßt; und dazu tönte wohl das klangvolle Lied des Grafen Auersperg auf eben dieses Erzbild:

„Lodert, ihr Deutschen Herzen, in Flammen,
Schlaget zu Einem Brande zusammen!
Daß sich das Erze formend belebe,
Daß sich des Dichters Bild draus erhebe!
Riesig und glänzend, tönend soll's ragen,
Memnon Germania's, da es will tagen!
Doch auch zu tönen soll es bedacht sein,
Bricht einst in Deutschlands Herzen die Nacht ein.
Dann, in der Zwietracht düsteren Tagen,
Weit soll es dröhnen, laut soll es sagen:
„Lodert, ihr Deutschen Herzen in Flammen,
Schlaget zu Einem Brande zusammen!"

v. d. Hagen.

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Inhalt
des dritten Bandes.

(Eine zunächst auch für die Germania bestimmte Abhandlung von J. L. Ideler: Sage und Geschichte. Sendschreiben an v. d. Hagen, ist in demselben Verlage besonders erschienen.)

N°. 1.

Do sprach in zornes mů̊te hagen der
kúne man . ich weiz wol daz ez al
lez vf mich ist getan . daz si dú liehten
waffen tragent under hant . wér in mohte
ich geriten noch in burgunden lant .
Nv saget mir friunt völker welt ir mit
gestan . ob mir mir wellent striten die
chriemhilde man . daz lat ir mich horen
als liep ich iv si . ich wón iv immer mer
mit dienste getriwelichen bi .

N°. II.

Ez wůhs in burgund . ein edel ma-
getin . So in allen landen . niht
schôners mohte sin . Kriemhilt ge-
heizzen . si was ein schones wip .
Davon sw vil helde . verlesen mvsen den lip .
Der minneclichen maegde . triuten wol gezam .
Ir gerten kvne recken . niemē was ir gram .
Der juncfrawē tugend . zierten anderiv wip .
Vnmazlichē schône . was ir edeler lip .

Germania Bd. 1, S. 252. und Bd. 3, S. 1.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
DUPL
32101 038071104





